

Holger Holzschuher

„Mir fällt die Decke auf den Kopf“

Über die Erfahrung von Einsamkeit im Alter

Qualitative Studie basierend auf der 1984 am
Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I
der Freien Universität Berlin angenommenen Dissertation
gleichen Titels

Inhalt

Vorwort	4
1. Einleitung	7
2. Ansatz und Methode	20
2.1 Die Explorationsphase	22
2.2 Zur gewählten Form des Interviews und terminologischen Klärung	24
2.3 Zu einigen Problemen von Leitfäden.....	28
2.4 Die Interviewten und die Interviews.....	30
2.4.1 Die Auswahl der Untersuchungssubjekte der ersten Serie	32
2.4.2 Die Interviews der ersten Serie.....	34
2.4.3 Die Auswahl der Untersuchungssubjekte der zweiten Serie.....	35
2.4.4 Die Interviews der zweiten Serie.....	36
2.5 Die Auswertung	38
2.6 Gruppendiskussion.....	39
3. Der von den Alten vermutete Grad der Verbreitung von Einsamkeit und die konstitutiven Wurzeln dieser Vermutungen	40
Zusammenfassung	44
4. Manifestationen	46
4.1. Die Zeiten	48
4.1.1 Die Feiertage	48
4.1.1.1 Das diesbezügliche gesellschaftliche Problembewusstsein und sozialpolitische Forderungen	57
4.1.2 Die Wochenenden	60
4.1.3 Die Nachmittage	65
4.1.4 Übrige Zeitpunkte	67
Zusammenfassung	67
4.2 Die Orte.....	70
4.2.1 Die Hochhäuser	70
4.2.2 Die Tagesstätten.....	83
4.3 Desolation	89
5. Wirkungen.....	96
6. Gegenmaßnahmen	104
6.1 Gegentechniken	108
6.1.1 Solitärer Art.....	108
6.1.1.1 Lesen, Kreuzworträtsel, Handarbeit	108
6.1.1.2 Spaziergehen	109

6.1.1.3 Einkaufen	110
6.1.1.4 Tierhaltung	111
6.1.1.5 Verdrängungstechniken	114
6.1.1.6 Alkohol	115
6.1.1.7 Fernsehen und Radio.....	116
6.1.1.8 Schreiben.....	121
6.1.1.9 Sonstiges	122
Zusammenfassung.....	122
6.1.2 Indirekt interaktiver Art.....	123
6.1.3 Direkt interaktiver Art	125
6.1.3.1 Die Nutzung vorhandener Angebote	125
6.1.3.1.1 Die Tagesstätten	125
6.1.3.1.2 Reisen	129
6.1.3.1.3 Die Volkshochschulen	129
6.1.3.2 Die Weiterentwicklung vorhandener Angebote zu Eigeninitiativen... 133	
6.1.3.2.1 Aus dem Angebot der Volkshochschulen	133
6.1.3.2.2 Aus dem Angebot der Tagesstätten	134
6.1.3.3 Institutionsunabhängige Eigeninitiativen	134
6.1.3.3.1 „Kaffeekränzchen“	134
6.1.3.3.2 Besuche.....	135
6.2 Bewältigungsversuche	137
6.3 Maßnahmen der Selbstdisziplinierung	139
6.4 Für die Problembewältigung handlungsleitende Konsequenzen subjektiver Situationsanalyse	142
6.5 Die motivationale Tendenz der angewandten Gegenmaßnahmen: Quantität oder Qualität?.....	145
Zusammenfassung.....	148
7. Bei Anwendung von Gegenmaßnahmen erfahrene Restriktionen	149
7.1 Geldmangel.....	150
7.2 Arbeit, die mit Besuch verbunden ist.....	153
7.3 Gesundheitsprobleme	156
7.4 Verkehrsprobleme, Entfernungen.....	160
7.5 Wetter.....	162
7.6 Das negative Altersselbstbild	162
7.7 Restriktionen, die erneuter Partnerbindung im Wege stehen	168

7.7.1 Die Befürchtung zu großer Belastung durch Haushaltsarbeit und pflegerische Tätigkeit.....	168
7.7.2 Der Mangel an Gelegenheit.....	169
7.7.3 Die Kinder.....	169
7.7.4 Bindungen an den Verstorbenen und Anpassungsprobleme aufgrund vorgerückten Alters.....	169
7.8 Kontrastierung.....	170
7.9 Die Bedeutung homogenen Familienstands.....	170
7.10 Hemmungen.....	171
7.11 Die „Cliques“ in den Tagesstätten.....	172
7.12 Restriktionen, die die Übernahme einer Arbeit verhindern.....	177
Zusammenfassung.....	177
8. Erklärungsversuche von Einsamkeit durch die Alten.....	180
8.1 Erklärungen Nicht-Einsamer, die die Ursachen beim Einsamen suchen.....	181
8.2 Erklärungen Einsamer, die die Ursachen bei Nicht-Einsamen suchen.....	188
8.3 Übrige Ursachen, mit denen sich Nicht-Einsame Einsamkeit erklären.....	189
8.4 Übrige Ursachen, mit denen sich Einsame ihre Einsamkeit erklären.....	193
Zusammenfassung.....	194
9. Ansätze und Ergebnisse der bisherigen Einsamkeitsforschung.....	196
10. Ergebnisse und sozialpolitische Empfehlungen.....	216
Literatur.....	223
Anhang.....	229
Der Interview-Leitfaden.....	229
Zu Kapitel 3:.....	229
Zu Kapitel 4:.....	229
Zu Kapitel 5:.....	232
Zu Kapitel 6:.....	233
Zu Kapitel 7:.....	234
Zu Kapitel 8:.....	238
Das Anschreiben.....	240
Abkürzungsverzeichnis.....	241

Vorwort

Einsamkeit ist wohl die schlimmste aller Alterskrankheiten.

Marianne Koch

Es ist klar, dass Wissenschaft, die sich sozialverpflichtet versteht, sich ihren Gegenstand im Schnittpunkt jeweils wundester Punkte des menschlichen Zusammenlebens, dem vielleicht der Begriff der ‚Not‘ nahekäme, dessen Umstände dementsprechend durch Leiden und der durch einen Gegenbegriff von ‚Lebensqualität‘ gekennzeichnet wäre, und andererseits weißer Flecken auf der Landkarte wissenschaftlichen Bemühens zu suchen hat.

Während sich die Medien in der Berichterstattung über gesellschaftliche Sondergruppen wie Drogenabhängige, Strafgefangene und Arbeitslose den Rang streitig machen zu wollen scheinen, wogegen hier nur Einwände wegen des Verlusts eines proportionierten Maßes gemacht werden sollen, und der Medienkonsument aufgrund seines Informationsstandes kaum noch Anpassungsprobleme hätte, sollte sich sein Eintritt in eine dieser schon so vertrauten Lebenswelten ergeben, bleibt die mit steigender Lebenserwartung und allen mit umso größerer Wahrscheinlichkeit bevorstehende Welt des Alters die große Unbekannte. Gewiss, man könnte Kohortenspezifika geltend machen und argumentieren, die Lebenswelt der heute Alten sei nicht die der morgigen, der unsrigen. Doch sind derlei Rationalisierungen allzu fadenscheinig und durch sie hindurch allzu leicht die großen Ängste vor Armut, Krankheit, Isolation, Unattraktivität und Verfall und ihre Verdrängungen auszumachen. Um wieviel besser passt da doch in die am Duft der großen weiten Welt orientierte Lebenswelt der später Geborenen die freundlich-adrette Seniorin, die ohne Falten und Probleme im Kreis ihrer Lieben den Kaffee lobt. „Take off“ heißt nicht zufällig die Parole, mit der die kommerziellen Bewusstseinsmanipulatoren ihrer Klientel den Weg weg von allem Elend weisen.

So bleibt jeglicher Gehalt hinter der Fassade des schönen Scheins systematisch und gewollt verdeckt – ein bewundernswertes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten der Krisenmeisterung, das es ermöglicht, die Dinge so ruhig auf sich zukommen zu lassen, wie man derlei Eskapismus karikieren könnte.

Kurzum, wenig wird gewusst vom Leben der Alten – nebenan. Lebten sie wirklich, wie eine Broschüre des Berliner Senats zu suggerieren versucht, „in unserer Mitte“, wüssten wir mehr. So wenig über einen Lebensabschnitt zu wissen, der je nachdem, welche Lebenserwartung man zugrunde legt und wann man das Alter beginnen lassen will, ein Viertel bis ein Drittel des Lebens umfasst, wäre allein schon Grund, hier Forschung anzusetzen. Die Vermutung, dass diese relative Unwissenheit keine ganz zufällige ist, sondern Ursachen hierfür nicht etwa in Problemlosigkeit, sondern im Gegenteil gerade in Problemen, gegen deren Erkenntnis man sich sträubt, liegen dürften, untermauert die Begründung.

Dass die gerontologische Forschung insgesamt eine zunehmende Tendenz aufweist, wird nicht verkannt und ist zu begrüßen. Innerhalb der Gerontologie sind allerdings kaum Arbeiten zu finden, die sich des Problems der Einsamkeit im Alter annehmen.

Zur Bezeugung dieses relativen Desinteresses seien zunächst Äußerungen der wenigen Forscher, die sich in den letzten Jahren mit dem Phänomen der Einsamkeit im Alter beschäftigt haben, angeführt. So konstatiert BLUME 1968:

„Es gibt wohl kaum einen anderen Aspekt im Leben alter Menschen, über den so viel Unklarheit besteht, wie über ihre Einsamkeit.“ (82)

Ein Jahr später stellt LOPATA auch für die USA fest, dass Einsamkeit nicht oft soziologisch erforscht wurde.

Dass es über Einsamkeit bisher nur wenig systematisches Wissen gebe, bemerkt noch 1975 BUNGARD, wenn er auch meint, dass man sich in den Sozialwissenschaften über die Bedeutung von Einsamkeit, sei es auch noch zaghaf, klar wird.

Und noch 1980 bestätigt aus psychologischer Sicht SEIFERT diesen Eindruck:

„Obwohl Einsamkeit und das Alleinsein solche Grundbefindlichkeiten unseres Lebens sind, hat sich die Wissenschaft noch kaum damit beschäftigt.“ (25)

Auch ich möchte mich dieser Einschätzung im Großen und Ganzen anschließen, dabei allerdings wie BUNGARD den Akzent auf den Mangel an Systematik der Forschung legen.

Hinzu kommt, dass es noch kaum Arbeiten gibt, die das Alter aus der Sicht der Alten selbst untersuchen. Dies gilt wiederum insbesondere für den Problembereich der Einsamkeit, die, wie doch alle Autoren betonen, ein subjektives Erleben ist, das dementsprechend eigentlich auch *nur* aus subjektiver Sicht untersucht werden könnte. Da also in den wenigen Fällen, wo Einsamkeit im Alter zum Thema der Forschung gemacht wurde, fast noch nie eine adäquate Methodologie angewandt wurde, ist der Validität bisheriger Ergebnisse mit höchster Skepsis zu begegnen (s. Einleitung) und wurde es höchste Zeit, einen ersten Versuch in dieser Richtung zu unternehmen.

Dies soll nun in dieser Arbeit, verankert in einer zweijährigen teilnehmenden Beobachtung im Felde einer Altentagesstätte, anhand der Fragen geschehen, wann, wo und wie Einsamkeit erlebt wird, wie die Alten sich deren Entstehung erklären und welche Verbreitung des Phänomens sie annehmen, was sie gegen sie unternehmen und auf welche Widerstände sie dabei stoßen. Obwohl also ein gewisses Spektrum der Problematik aus der Perspektive der tatsächlich oder möglicherweise von ihr Betroffenen selbst abgedeckt wird, ist die Arbeit weit davon entfernt, ein vollständiges Bild ihres Themas bieten zu können. Ihre offensichtlichen Schwächen sind mir bewusst, mussten aber aufgrund zeitlicher, lebenszeitlicher und vor allem psychischer Ressourcenknappheit in Kauf genommen werden. Die Gefahr, als Autor selber Opfer der behandelten Problematik zu werden, ließ sich deutlich ausmachen, vor allem aber setzten erste psychosomatische Beschwerden ein deutliches Signal. Hier musste also die persönliche Entscheidung die möglichst weit gesteckte Grenze der Untersuchung bestimmen.

Je weniger wissenschaftlich erschlossen ein Gegenstand ist – und Einsamkeit im Alter *ist* weitgehend unerforscht –, desto mehr muss eine Arbeit, die das Feld zu erschließen versucht, in die Breite statt in die Tiefe gehen, gilt es doch zunächst, das Terrain der mit dem Gegenstand verbundenen Relevanzen derer, für die er ein Problem darstellt, abzustecken. Ja selbst, *ob* er ein Problem darstellt, kann nicht von vornherein unterstellt werden. Deshalb verstehe ich diese Arbeit als Pilotstudie, die nicht mehr als den Charakter einer Exploration für eine notwendige Fülle die einzelnen Aspekte vertiefender Arbeiten haben kann. Es würde mich freuen, wenn es mir gelungen sein sollte,

einen Einblick in die uns so unbekanntere Lebenswelt unserer Eltern und Großeltern zu eröffnen und für *ein* Problem ihrer Wirklichkeit den Blick geschärft und für seine weitere Erforschbarkeit einige Hypothese bereitgestellt zu haben.

Mein Dank gilt den Kollegen des Forschungsprojekts „Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen am Beispiel der Besucher zweier Berliner Seniorentagesstätten“, das von Mai 1977 bis April 1979 durchgeführt wurde, für die Protokollierung ihrer Feldbeobachtungen, die die Ausgangsbasis dieser Arbeit bilden. Er gilt weiterhin allen Damen, die sich mir als Interviewpartnerinnen zur Verfügung stellten und mir so offen einen Einblick in die Probleme ihres Alltags gewährten.

1. Einleitung

Wenn Forschung sich, wie eingangs postuliert, nur dadurch legitimieren kann, dass sie sich dem gesamtgesellschaftlichen Wohl verpflichtet versteht, so ist die Relevanz ihres Gegenstandes *auch* von ihrer quantitativen Seite her auszuweisen. Mit anderen Worten: fragen wir nach der Verbreitung des Phänomens Einsamkeit – wobei sehr schnell deutlich werden wird, dass dies nicht ohne vorherige Begriffsbestimmungen möglich ist.

Hier stolpert man zunächst über Satzfragmente von BUNGARD (1975, 9f.), der von einer „pauschalen Vorstellung einer ubiquitären Isolation und Vereinsamung“ spricht, und von „bisherigen Forschungsergebnissen“, die dieser „Fiktion“ „eindeutig“ widersprechen sowie davon, dass Erstere Letzteren gegenüber „immun“ sei. Behauptet wird also eine Diskrepanz zwischen der Empirie der Fakten und ihrer subjektiv-kognitiven Reflexion. Bevor ich mich im Verlauf dieser Arbeit in extenso mit der subjektiven Repräsentanz von Einsamkeitsvorstellungen und -erfahrungen beschäftigen werde, ist also zu prüfen, was die „bisherigen Forschungsergebnisse“ über die Verbreitung von Einsamkeit erbracht haben und *wie* sie erbracht worden sind. BUNGARD selbst betont die Ähnlichkeit der von ihm rezipierten Ergebnisse (95) meist ausländischer Untersuchungen, die ich hier aufgrund von mir behaupteter Ungültigkeit nur in aller Pauschalität und unter Vorbehalt erwähnen möchte – eine Entscheidung, deren Berechtigung deutlich wird, sobald wir uns Fragen nach den Wesensmerkmalen zuwenden und

deren Plausibilität im Fortgang der Arbeit als immer weiter fortschreitendem Durchleuchten der Vielschichtigkeit des Themas immer deutlicher werden wird.

Bevor wir uns ansehen, welche Bedenken BUNGARD selbst der quantitativen Erforschbarkeit von Einsamkeit entgegenbringt, sei also erwähnt, dass die empirischen Sozialforscher den Anteil alter Menschen, die sich selbst als häufig oder sehr stark von Einsamkeit betroffen einschätzen, mit 5 bis 10, im Durchschnitt 8 %, und sich gelegentlich einsam Bezeichnende mit weiteren 10 bis 20 % beziffern. Auch TEWS bestätigt, dass überall nur von 10 % und weniger Einsamen berichtet wird, also nur eine Minderheit von Einsamkeit betroffen sei.

Um die von mir behauptete Ungültigkeit der Ergebnisse begründen zu können, ist es notwendig, sich über einige grundlegende Charakteristika des Einsamkeitsbegriffs klar zu werden. Bei dieser Bestimmung handelt es sich im Kontext *dieser* Arbeit um eine rudimentäre, phänografische Grundannahme, die der Autor vor den eigentlichen Definitionsbeiträgen derer, die allein die Definitionskompetenz haben, nämlich der Untersuchten, zum Zweck der Arbeitspragmatik und der Explizierung des der Untersuchung zugrunde liegenden Vorverständnisses des Begriffs offenlegen muss.¹

Für KUTNER et al. (1956) ist „lonesomeness“ gleichbedeutend mit „feeling isolated“. MUNNICH (1964, 229) grenzt den Begriff der Einsamkeit folgendermaßen von dem der Isolation ab:

„Isolation we take here to be the process, permitting objective observation, of the gradual diminishing of the number of an individual's social contacts. [...] Loneliness, on the other hand, is a feeling and for that reason something personal, in which an aged individual has a vague sense of being alone and is dissatisfied about the nature of his actual contacts.“

BLUME (1968, 82) schreibt: „Es ist zweckmäßiger, nur diejenigen Personen als einsam zu bezeichnen, die unter dem Zustand des Alleinseins leiden.“ Ein Jahr später geht LOPATA-ZNANIECKI (1969, 249) von der Hypothese aus, „that loneliness is a sentiment felt by a person when he defines his experienced level or form of interaction as inadequate.“ Für WILLIAMS (1968, 184) ist Einsamkeit „a feeling that comes to a

¹ Dies geschieht hier in aller Kürze. Eine ausführliche Diskussion der Ansätze aller möglichen Autoren ist an *dieser* Stelle fehl am Platz (vgl. Kap. I).

person when there seems to be no one who cares what happens to him/her." Auch BUNGARD (ebd.) beschreibt an vielen Stellen seiner Dissertation den Unterschied zwischen Isolation und Einsamkeit. Dabei rekurriert er vorrangig auf TOWNSEND (1957, 1966), der als einer der Ersten Isolation als „to have few contacts“ und damit als etwas objektiv Messbares und Einsamkeit als „unwelcome feeling of lack or loss of companionship“ und damit als etwas subjektiv Erfahrbares, das nicht mit Ersterem ineins fällt, definierte. Analog drückt es schließlich auch BUNGARD (mit NOLTING 1967, 111) aus: Bei ihm ist Isolation ein „objektiv feststellbarer Tatbestand verminderter oder fehlender sozialer Interaktionen“ (9), während der Einsamkeitsbegriff „sich auf das subjektive Gefühl eines Individuums beziehen [sollte], das sich alleingelassen fühlt und dies als belastend empfindet. BUNGARD betrachtet Einsamkeit also als „kognitiv-emotionale Variable“ (90).

Dass der gemeinsame Tenor dieser Aussagen das Verständnis von Einsamkeit als subjektives Erleben, neutral als Fühlen, negativ ausgeprägt als Leiden, ist, liegt auf der Hand, und weitere Ausdrucksvarianten zu entwickeln wäre Tautologie. Ich selbst schließe mich dieser Globaleinschätzung an.

Obwohl BUNGARD nun diese klare und richtige Unterscheidung zwischen Isolation und Einsamkeit trifft und darin zwei verschiedene Phänomene sieht, die, wie er an anderer Stelle zeigt, so sehr selbstständiger Natur sind, dass eins auch ohne das andere auftreten kann, und obwohl er außerdem in kritischer Absicht FROMM-REICHMANN (1959, 149) mit „most patients keep their loneliness hidden as a secret from others, often even from themselves“ sowie ROSENMAYR (1958, 654) zitiert, nach dem Einsamkeit als sozial wenig erwünschter Zustand im Rahmen größerer Umfragen selten offen zugegeben wird², und obgleich er des Weiteren selber schlussfolgert: „Bei Befragung älterer Menschen muss also in diesem Fall besonders mit Artefakten gerechnet werden.“ (ebd., 95), drängt sich ihm auch nicht der geringste Verdacht auf, das zumindest für diesen Gegenstand objektivistisch zu nennende Instrumentarium könnte eventuell *sui generis* dem Untersuchungsgegenstand inadäquat sein;

² Dass BUNGARD, der ja von der quantitativen Erfassbarkeit von Einsamkeit überzeugt ist, unterschlägt, dass ROSENMAYR *trotz* dieser Hemmungen, Einsamkeit einzugestehen, in seiner Untersuchung einen Wert von „rund einem Viertel“ sich als einsam bezeichnender alter Wiener fand und eine französische Untersuchung (TREANTON) zitiert, wo es gar 31,8 % sind, die sich einsam fühlten, spricht bei der Höhe dieser Werte für sich.

stattdessen hegt er „Zweifel, ob diese subjektive Einsamkeitsdimension in den wenigen bisher vorliegenden Studien zuverlässig und valide operationalisiert wurde.“ (ebd., 94). Daher schlägt er folgerichtig die ‚Perfektionierung‘ des Instruments durch eine der erkannten Mehrdimensionalität der Variablen angepasste „trennschärfenbereinigte und faktorenanalytisch überprüfte Einsamkeitsskala“ vor (ebd., 95). Er hofft auf diese Weise die Fehlerquote zu senken und zu verlässlicheren und gültigeren Ergebnissen zu kommen.

Es muss an dieser Stelle jedoch davor gewarnt werden, den Autor allzu sehr von einer Position außerhalb seines eigenen Ansatzes aus kritisieren zu wollen. Die Fairness verbietet es, die Einsichten des interpretativen Paradigmas als Kriterien an seine Arbeit anzulegen und damit sein ehrliches Bemühen zu ignorieren, die Gültigkeit seiner Ergebnisse durch eine Verbesserung des ihm zur Verfügung stehenden Instrumentariums zu erhöhen. Der Vorwurf, der aber dennoch erhoben werden muss und legitimerweise auch erhoben werden kann, ist, dass er trotz seiner Kritik an keiner Stelle seiner Arbeit einen alternativen Ansatz, der vielleicht eine adäquatere Methodologie bereitstellen könnte, auch nur in Erwägung zieht. Doch auch eine immanente Kritik ist legitim: All seine hier zitierten kritischen Bemerkungen hinsichtlich der ‚Verborgtheit‘ von Einsamkeit und der Erfassungspotenz größerer Befragungen halten ihn nicht davon ab, gleich im Anschluss an diese Kritik (95ff.) nochmals unkritisch empirische Befunde bisheriger Untersuchungen im Ausland zu referieren (s. o.).

Ähnlich widersprüchlich schreibt TEWS (ebd.³) zunächst richtig: „Wir können also Einsamkeit nur als einen inneren Zustand der Individuen bezeichnen [...]“ (293). Doch dann lässt er sich zu der Aussage hinreißen: „Allerdings gibt es von Einsamkeit einen sehr klaren Begriff: jeder weiß, was damit gemeint ist [...]“ (ebd.), da sie jeder mal selbst erlebt habe.

Hier wird bereits Objektivität suggeriert: als ob es *einen* Begriff von Einsamkeit geben könnte, der sich in jedermanns Kopf identisch konzeptualisiert hat. Und auch nicht „allerdings“, sondern nur eventuell hat jeder Mensch *seinen* Begriff von Einsamkeit,

³ Die hier kritisierten Passagen hat TEWS unverändert in die 3. Auflage 1979 übernommen.

entsprechende Erfahrung vorausgesetzt.⁴ Ob zudem dieser Begriff dann jeweils so „klar“ ist, sei auch noch dahingestellt. Klar dürfte vielmehr sein, dass er im Gegenteil Resultat einer Vielzahl von Variablen, persönlichkeits- wie situationspezifischer, ist, und in der Erinnerung umgedeutet worden sein könnte. Diese Inkonsequenz, den Einsamkeitsbegriff objektivieren zu wollen, treibt TEWS jedoch noch weiter, wenn er schreibt: „[...] wobei man auch noch zwischen verschiedenen Graden der Vereinsamung unterscheiden müsste, was natürlich schwierig ist, da die Basis subjektiver Empfindungen bei den Individuen verschieden ist.“ (ebd., 294) Auch hier wird Einsamkeit als etwas Objektives unterstellt, das auch noch in verschiedene objektive Grade unterteilbar wäre, träfe es nicht auf verschiedene Sensibilitätsbasen der Einzelnen, deren Unterschiedlichkeit als intervenierende Variable ‚Subjektivität‘ die ‚eigentlich‘ vorhandene Messbarkeit zunichtemachen würde.

Hingegen ist Einsamkeit *nur* subjektiv; es gibt sie nicht jenseits verschieden starker Empfindungen der Individuen: sie ist mit diesen identisch.

Wie prädestiniert ein Mensch aufgrund seiner ihm eigenen Sensibilität ist, auf eine Situation schon mit dem Gefühl von Einsamkeit zu reagieren, während ein anderer it einem ‚dickeren Fell‘ im gleichen Umstand noch lange keinen Grund für eine gleiche Reaktion verspürt, ist in diesem Zusammenhang zunächst völlig unwichtig. Entscheidend ist allein das Ergebnis, die subjektive Empfindung – als etwas anderes ist Einsamkeit nicht denkbar.

Genau diesem Irrtum gradueller Abstufung und deren objektiver Messbarkeit erliegt auch BLUME (ebd.), wenn auch er in seiner Untersuchung Einsamkeit mit Hilfe des Multiple-Choice-Instruments messen zu können glaubt.

⁴ Dies hat auch, für sie zwar überraschend, aber immerhin, LOPATA-ZNANIECKI erkannt: „[...] in the analysis of the answers it became apparent, that the simple category of ‚loneliness‘ was insufficient, because of the great range of forms this sentiment took in the experience of different women.“ (1973, 67) Sie bedauert an dieser Stelle, dass diese Komplexität innerhalb ihrer quantitativen Untersuchung nur induktiv ermittelt wurde, so dass ein Ausloten der Bedeutungsgehalte nicht möglich war und somit wiederum das Codieren vieler Statements Schwierigkeiten bereitete. Natürlich wird sich diese Komplexität eben nur induktiv ermitteln lassen; was sie meint, ist, dass sie sie nicht hypothetisch antizipiert hat, so dass sie sich nicht in entsprechender differenzierter Kategorisierung niederschlug und daher nicht systematisch abfragbar war.

Hartwig BERGER weist in seinem Buch „Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit“ (1974) die Kollision quantitativer Methodologie in ihrer autistisch-instrumentperfektionierenden Blindheit mit der Heterogenität, Klassen-, (Sprach-), Situations- und Aspektspezifität der Untersuchungsgegenstände nach. Der vorfixierte Fragebogen ist starr und normativ, ein Korsett, in das sich Erfahrungen und Sinnablagerungen biografischer Genese nur und bestenfalls unter Erkenntnisverlust einpressen lassen – Antwortverweigerungen müssten die Folge inadäquater Fragestellungen sein, doch wird sogar diese Reaktion noch durch den im autoritätsgeschwängerten Herrschafts- (= Prüfungs-)Gespräch erzeugten Anpassungsdruck verhindert.

Das heißt, indem sich insbesondere eine so biografie-spezifisch gewordene und veränderbare, unter Umständen über die verschiedensten Erwartungs-Wirklichkeits-Discrepanzen jeweils persönlich definierte Befindlichkeit wie die Einsamkeit, die allein schon deshalb zur menschlichen ‚Software‘ zu zählen ist, externer Operationalisierung ‚harter‘ Sozialforschungstechnik entzieht, ist Validität bei solcher Vorgehensweise geradezu notwendig ausgeschlossen.

„An nichts anderem ist festzustellen, ob jemand sich einsam fühlt, es sei denn, er sagt es uns.“ (ebd., 293) schreibt TEWS, und hat damit, einmal abgesehen von einigen nonverbalen ‚Indikatoren‘ wie Drogenkonsum und Suizid, die nicht einmal per se monokausal auf Einsamkeit zurückzuführen wären, und wie Fühlen, Empfinden, Es-jemandem-Ansehen, die im Einzelfall eine hohe Sensibilisierung und tiefe persönliche Beziehungen voraussetzen würden, zunächst wohl recht. Aber die beiden sich unmittelbar aufdrängenden Fragen sind doch: *ob* er’s uns sagt bzw. unter welchen Bedingungen er’s uns sagt, und *wenn* er’s uns sagt, was er dann damit meint, d. h. welchen Begriff von Einsamkeit er ausgeprägt hat.

Auf die zweite Frage, die nach der Heterogenität erfahrungsabhängiger und daher subjektspezifischer Einsamkeitsdefinitionen (die übrigens das dieser Arbeit zugrundeliegende soziologische Interesse an strukturellen Mustern in der Ursache-Erscheinungsform-Lösungs-Kette keinesfalls ausschließt) und die prinzipielle Nichterfassbarkeit des Phänomens durch die konventionell quantifizierende und daher pauschalisierende Methodologie bin ich weiter oben bereits eingegangen.

Dabei liegt die Crux keinesfalls lediglich darin, dass das Instrument durch seine Standardisierung ein jeder zu erfassenden Wirklichkeit gegenüber zu grobes Raster ist; vielmehr ist eine immanente Fehlerquelle in der fehlenden Chance einer Konzeptionalisierung solcher Alltagsproblematik durch die von ihr Betroffenen selbst und somit fehlender Möglichkeit zur Perspektivübernahme gegeben.

Diesem programmierten gegenseitigen Nichtverstehen in der Abfrager-Antwörter-Interaktion ist nun auf erkenntnistheoretischer Ebene die Frage vorgelagert, ob es überhaupt zu Antwortbereitschaft hinsichtlich dieses Themas kommt. Das heißt, es ist die Frage nach den Bedingungen der Kommunikabilität dieses Themas überhaupt gestellt. Wir erinnern uns, dass FROMM-REICHMANN, ROSENMAYR und selbst BUNGARD Zweifel anmeldeten.

Die postulierte soziale Unerwünschtheit des Zustandes ‚Einsamkeit‘ sagt noch nichts darüber aus, ob ich ihn deswegen kommunikativ tabuisiere oder ob ich ihn im Gegenteil thematisiere, etwa mit dem Ziel, ihn schnellstmöglich zu überwinden. So könnte einerseits die Artikulation Appellcharakter haben – was bei Einsamen der Fall sein dürfte, die ihre Lage nicht als schicksalhaft-unabänderlich begreifen, denen klar ist, dass die Ursache ihrer Lage im weitesten Sinn sozialer Qualität ist, also nur durch Mithilfe Anderer änderbar ist, und die zudem dieser Einsicht Taten folgen lassen können, weil sie es gewohnt sind, sich aktiv ihre menschliche Umwelt einzubringen. Andererseits kann ich für mich die Ursache als ein irreversibles Missgeschick analysiert oder vor meiner Einsamkeit als Dauerzustand resigniert haben, so dass eine Thematisierung bestenfalls überflüssig wäre, schlimmerenfalls nur unnütz alte Wunden aufreißen würde.⁵ Alles im allem wäre also zwar nicht vorschnell von völliger Tabuisierung auszugehen – von vornherein Kommunikationsbereitschaft vorauszusetzen, wäre jedoch ebenso verfehlt.

⁵ MENNINGER und GÜLICHER (1978) sprechen in diesem Zusammenhang auch von Kognition der Einsamkeit als durch eigenes Versagen entstanden, so dass ihr Eingeständnis Schranken der Scham unterliegt. So auch SEABROOK (1973), der von "personal unworthiness" spricht.

Diese zweite Möglichkeit, dass Thematisierung den „Stich ins Wespennest“ bedeuten kann, lässt sich durch Beobachtungen während der Exploration und durch den Befund eines Interviews untermauern.

So regten sich in einer Diskussionsrunde der im Rahmen des genannten Forschungsprojekts (vgl. S. 7) untersuchten Kreuzberger Tagesstätte unmutig klingende Stimmen, als eine gehbehinderte Dame ein viertes Mal auf ihre einsame Situation zu Hause aufmerksam machte (vgl. S. 39). Dass hier eine außerordentlich pointierte Reaktion erfolgte, legt zusammen mit der Beobachtung der Kollegen, dass der Bereich der Einsamkeit nicht thematisiert wird, obwohl, wie sich in der Diskussionsrunde zeigte, tatsächlich fast alle Anwesenden unter ihr zu leiden schienen, die Vermutung nahe, dass hier ein existenzielles Problem vorliegt, das man durch Verdrängung zu entschärfen versucht. Entsprechend allergisch muss demnach jeder Verstoß gegen diese Tabuisierung abgewehrt werden.

Eine Interviewpartnerin stieß auf eine barsch ablehnende Reaktion als sie an ihrem Tisch einmal über einsame Rekonvaleszenztage zu Hause klagte (etwa: ‚Was du immer hast! Hab‘ dich nicht so!‘).

Betrachten wir nun noch einige weitere methodenspezifische, die Kommunikabilität erschwerende oder erleichternde Bedingungen, wie sie die besondere Qualität und Situation des Survey-Interviews mit sich bringt.

Sollten die Behauptungen der Unwahrscheinlichkeit von Offenheit der Äußerungen dahingehend verstanden werden, dass man eine solche Intimität nicht ohne Weiteres einem x-beliebigen Fremden anvertrauen wird, so ist auch dieses Argument nur begrenzt haltbar. Zwar wird seine Stichhaltigkeit nicht gänzlich in Abrede gestellt, doch wird es stark durch das Gegenargument relativiert, wonach man sich unter Umständen *gerade* gegenüber Fremden besser aussprechen kann, nämlich aufgrund der für diese Begegnung charakteristischen zeitlichen Begrenzung und daher Unverbindlichkeit. Die Unverbindlichkeit von Fremdkontakten wirkt insofern erleichternd, als generell beim Einsamen, der sich aussprechen möchte, die Befürchtung besteht, seinem Gesprächspartner ungelegen zu kommen, ihn also zu belästigen und sich eventuell einen

Korb einzuhandeln. Letzteres ist zwar immer unangenehm, doch könnten tatsächliche Belästigungen in diesem Fall keine längerfristigen Folgen haben, da die Beziehung sowieso nicht länger bestehen wird. Dies ist von den Teilnehmerinnen des o. g. Kurses aufgrund ihrer Erfahrungen mehrfach bestätigt worden (Stichwort ‚Reisebekanntschaften‘) und findet seine Entsprechung in den Äußerungen mancher Interviewpartnerinnen, laut denen man sich unter Umständen eher Bekannten als Verwandten mitteilen kann.

Um welche ‚Umstände‘ handelt es sich dabei? Hierzu hat die Informantinnengruppe übereinstimmend betont, wie wichtig es ist, dass diesem Fremden gegenüber Gefühle der Sympathie bestehen, die eine Grundlage der Erzählbereitschaft sind (vgl. ‚Rapport‘). Konstituierend für die Entwicklung des Sympathiegefühls und ebenso notwendig sei die Bereitschaft des Anderen, zuzuhören. Zwar dürfe beim Erzählenden nicht das Gefühl aufkommen, sowieso nicht verstanden zu werden, doch sei letzten Endes die Zuhörbereitschaft wichtiger als tatsächlich verstanden worden zu sein. Diese Komponenten seien die Voraussetzungen für die notwendige Tiefe (!) des Gesprächs, die als ausschlaggebendes Kriterium empfunden wurde, dem der Bekanntheitsgrad des Gesprächspartners in seinem Stellenwert nachgeordnet war.

So ist nicht schon – was die personellen Voraussetzungen des Forschungsinterviews betrifft – die Anonymität zweier Fremder, die, ohne sich zu kennen, Persönlichstes besprechen sollen, die Crux des Masseninterviews, sondern tatsächlich die durch Standardisierung erzwungene Oberflächlichkeit und Starrheit der Gesprächsschablone. Ein deutliches Machtwort derer, deren Wirklichkeit Soziologie erkunden will, darüber, unter welchen Bedingungen sie dieser das zu ermöglichen in der Lage und bereit sind.

Die verblüffende Begründung dafür, dass man gegenüber Angehörigen oder guten Bekannten weniger mitteilbar ist, war immer wieder, dass das Mitgeteilte anschließend im gesamten Angehörigenkreis die Runde mache, dabei vielleicht in positiver, verdeutlichender Absicht verzerrt wiedergegeben und dann negativ verhaltenswirksam werde.

Angst vor Klatsch und hier besonders vor solchem unrichtigen Inhalts wurde explizit als einer der Gründe herausgearbeitet, der es schwer macht, Einsamkeit einzugestehen.

Schließlich bestehen Hemmungen dadurch, dass die Unkontrollierbarkeit der Wahrung der Anonymität, besonders der Geheimhaltung der Adresse ein Sicherheitsrisiko birgt – ebenfalls ein Gedanke, der in dieser Ausprägung als Artikulationshemmung schwer antizipierbar ist und die Validität von Zwischen-Tür-und-Angel-Interviews herabsetzt.⁶

Fassen wir diese Überlegungen zusammen, so hängt die Bereitschaft, das Problem ‚Einsamkeit‘ zu thematisieren, ganz generell schon von vielerlei Faktoren ab. Völliges Unbekanntsein eines Interviewers, der sich für kaum durchschaubare Zwecke um ein rein funktionales Treffen für ein sehr einseitiges ‚Gespräch‘ bemüht, kann ein Nachteil sein, der das Gespräch nicht zustande kommen lässt. Wo dieses Fremdsein als Vorteil gewertet wird, wird dieser durch das Abfragezeremoniell, das Gesprächstiefe ausschließt, weitgehend aufgehoben. Erschwerend kann hinzukommen, dass dem zu Befragenden aufgrund von Sicherheitserwägungen Schweigen angezeigt scheint.

Bedenkt man die drei Ebenen zusammen, nämlich dass die Thematisierung von Einsamkeit als eines heiklen Gegenstandes generell gewissen Einschränkungen unterliegt, dass die spezifischen situativen Kommunikationsbedingungen in der Massensozialforschung weiter restringierend wirken und dass das Messinstrument selbst notwendig invalide ist, so muss unter dem Strich davon ausgegangen werden, dass gesicherte Erkenntnisse allein schon über die mengenmäßige Verbreitung von Einsamkeit auf diese Art nicht zu erlangen sind, also mit einer erheblichen Dunkelziffer gerechnet werden muss.

Dass man sich leicht aufs Glatteis begibt, wollte man blindlings nur einer Untersuchung Glauben schenken, soll noch durch die folgenden Beispiele untermauert werden: So schreiben Carin RUBINSTEIN und Philipp SHAVER über die Ergebnisse ihrer

⁶ Hierbei geht es nicht um allgemeine Überlegungen zum Datenschutz, sondern es liegt die Befürchtung zugrunde, dass das Bekanntwerden der Adresse eines einsamen = alleinstehenden = ungeschützten Menschen ein besonderes Risiko darstelle.

Großuntersuchung (Fragebogen als Sonntags-Beilage mehrerer Ostküsten-Zeitungen der USA, 25.000 Antworten) in der Zeitschrift ‚Psychologie heute‘: „Nur 15 % bekannten, sie fühlten sich immer oder fast immer einsam und nur 6 % meinten, sie fühlten sich nie einsam. Wie zu erwarten war, erlebte sich die Mehrzahl als manchmal einsam.“ (RUBINSTEIN / SHAVER 1980, 27)

Von der mehr als fragwürdigen, weil selektiven und unrepräsentativen Methode einmal abgesehen, kommen die Autoren hier zu einem Resultat, das man intuitiv als möglicherweise realistisch einschätzen möchte. Die von mir angesprochene Dunkelziffer wäre hiernach im Bereich der 79 % manchmal Einsamen zu vermuten. Demgegenüber ermittelten Peter TOWNSEND und Sylvia TUNSTALL 1968 für die USA 9 % oft Einsame, 21 % manchmal Einsame und 70 % selten oder nie Einsame (TOWNSEND / TUNSTALL 1968, 271, Tab. IX-9)!

Diese Differenzen sprechen für sich, die Zahlen werden beliebig und daher austauschbar, es handelt sich um Zahlenspielerei. Natürlich wird dies z. T. eine Frage der Repräsentativität, z. T. eine der Operationalisierung sein – TOWNSEND und TUNSTALL erklären dem Leser nicht, was bei ihnen oft, manchmal und selten heißt, im erstgenannten Fall liegt mir der Originalbericht nicht vor –, abgesehen davon muss man sich jedoch fragen, was Untersuchungen und besonders ihre Ergebnisse noch wert sind, wenn solche eklatanten Differenzen allein der Methode geschuldet sind und beide Untersuchungen für sich beanspruchen, dieselbe Wirklichkeit abzubilden.

Doch zweierlei brauchbare Erkenntnisse erbringt die internationale Vergleichsstudie von TOWNSEND und TUNSTALL: Die Unterschiede von Einzelergebnissen können wie im Verhältnis Dänemarks zu den USA 1:2 betragen (vgl. ebd., Tab. IX-10). Das heißt, nationalkulturelle Spezifika sind z. T. von enormem Einfluss, worauf TOWNSEND und TUNSTALL auch hinweisen. Mit anderen Worten: So gültig und verlässlich quantitative Ergebnisse auch erbracht worden sein mögen – und das ist, wie wir vorher sahen, sowieso kaum möglich –, so wenig sind sie international übertragbar; eine weitere Schwäche der BUNGARDschen Arbeit. Das heißt, wenn schon – unter

größtem Vorbehalt – Zahlen zitiert werden, dann müssten das in unserem Fall deutsche Zahlen sein.⁷

Die Tatsache, dass innerhalb einer Untersuchung (jedenfalls höchstwahrscheinlich) alle Messfehler konstant wirksam werden, erlaubt die zweite Erkenntnis, dass im Durchschnitt aller drei bei TOWNSEND und TUNSTALL verglichenen Länder 2,5 mal so viele Verwitwete, Geschiedene und getrennt Lebende als Verheiratete sagten, sie fühlten sich oft oder manchmal einsam – wie oft auch immer das sei.

Umgekehrt berichtet LOPATA-ZNANIECKI, die von vornherein für ihre Untersuchung Witwen als Grundgesamtheit wählte:

„In spite of the fact, that half of the Chicago area widows live alone and most of them like it, an equal proportion mention loneliness as the greatest problem of their present status, and a third consider it a second problem, often listing different forms of this sentiment.” (LOPATA-ZNANIECKI 1973, 91)

„References to loneliness and explanations of what it means were so frequently made by the Chicago area widows as to warrant separate analysis.” (ebd., Anm. 2, 92)

Analoge Erfahrungen hat Starr Roxanne HILTZ in einem von ihr betreuten, von der YWCA Winnipeg eingerichteten und von einer Lebensversicherung finanzierten Witwenberatungszentrum gemacht:

Loneliness is one of the most pervasive and long-term problems reported by widows. References to it occur again and again as one looks through the case histories and follow-up interviews collected from the widows who came to the center.” (HILTZ 1977, 13)

Bei J. TUNSTALL erhöhen sich die von ihm ermittelten Anteilsprozente sich ‚oft‘ und ‚manchmal‘ einsam fühlender Verheirateter an allen Verheirateten bei Frauen um 95,5 % und bei Männern um 135,7 %, wenn man die entsprechenden Verwitweten-Gruppen betrachtet (errechnet aufgrund seiner Daten auf Seite 91; TUNSTALL 1966). BUNGARD (ebd., 98) ermittelte die meisten Einsamen unter der Alleinlebenden und unter denen wiederum die Witwen als die Meistbetroffenen.

⁷ Wenn dies im Folgenden manchmal dennoch nicht der Fall ist, dann soll keinerlei direkter Vergleich gemeint sein; die Angaben dienen lediglich dazu, ungefähre Größenordnungen von Verhältnissen (für das Bezugsland) zu verdeutlichen.

Die Teilnehmerinnen eines im Herbst 1979 von mir an der Volkshochschule Berlin-Neukölln geleiteten Gesprächskreises für Witwen, der das Thema ‚Einsamkeit‘ nur in zwei bis drei der insgesamt 13 Sitzungen behandelte, fanden seine schwerpunktmäßige Behandlung so dringend, dass beschlossen wurde, im nächsten Semester einen speziellen Kurs ausschließlich zum Thema ‚Einsamkeit‘ einzurichten.⁸

Zum einen wegen der im Vorhergehenden ausgeführten prinzipiellen Methodologiekritik und, soweit infrage kommend, auch wegen der offenbaren Nicht-Übertragbarkeit nationaler Ergebnisse, und zum anderen wegen der völlig anderen Intention des dieser Arbeit zugrundeliegenden Ansatzes muss hier der Versuchung widerstanden werden, etwa im Sinne eines möglichst lückenlosen Bildes der Ergebnisse aller bisherigen Arbeiten zum Thema nun die jeweiligen Befunde nach Variation aller denkbaren Variablen darstellen zu wollen. Hier soll lediglich festgehalten werden, dass, wie hoch nun auch immer die Zahlen tatsächlich Einsamer anzusetzen sein mögen, viele Hinweise darauf vorliegen, dass die Variable ‚Familienstand‘ bei Vorliegen ihrer Ausprägung ‚Verwitwung‘ zu einer recht erheblichen Erhöhung der Vorkommenshäufigkeit von Einsamkeit führt.

Wenden wir uns nun noch einmal den zu Beginn zitierten „pauschalen Vorstellungen“ zu, die gegenüber der Wirklichkeit „immun“ seien, so folgt aus dem Bisherigen, dass die behauptete Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Reflexion wegen der zu vermutenden Dunkelziffer Einsamer, die durch die Maschen aller Sozialforschung, speziell aber der quantitativen, fallen, und damit auf der Wirklichkeitsseite als Haben zu Buche schlagen, geringer ist, als angenommen wird. Dies wäre insbesondere der Fall, wenn man über die Gruppe der Verwitweten eine Einschätzung abgäbe. Es wäre nun prinzipiell zu unterscheiden, ob Jüngere (und Verheiratete) oder Ältere (und Verwitwete) selber Träger dieser „pauschalen Vorstellungen einer ubiquitären Isolation und Vereinsamung alter Menschen“ sind, ob es sich also um Fremd- oder um Selbstbilder handelt. In einem Stereotypvergleich fanden etwa Louis HARRIS und Mitarbeiter⁹ „enorme Diskrepanzen“ in den Einschätzungen Jüngerer und über 65-Jähriger: in Bezug auf Einsamkeit von 12 zu 60 % (Selbst- zu Fremdbild) in der Attributierung „ernster

⁸ Dieser Kurs bildet eine weitere Materialquelle für diese Arbeit.

⁹ HARRIS and Associates 1975, hier reprint in GROSS u. a. 1978, 95.

Probleme“ über 65-Jähriger. Diese Differenz war jedoch keineswegs einsamkeitsspezifisch, mag auch nicht weiter verwundern und steht jedenfalls hier nicht im Mittelpunkt des Interesses. Integraler Teil dieser Arbeit ist vielmehr die Frage nach dem Autostereotyp der Alten hinsichtlich der in ihrer Altersgruppe verbreiteten Einsamkeit (vgl. hierzu Kap. C).

2. Ansatz und Methode

Leser, die sich wissenschaftstheoretischen Fortschritt von dieser Arbeit versprechen, müssen enttäuscht werden. Es ist weder Motivation noch Ziel der Untersuchung, das empirische Thema lediglich zu funktionalisieren um einem wissenschaftstheoretischen Paradigma für dessen Streit mit konkurrierenden Ansätzen ein neues Argument an die Hand zu geben oder einem solchen eine neue Nuance hinzuzufügen, noch methodische Verfeinerung eines Instruments „am Beispiel“ der Einsamkeit im Alter zu betreiben.

Diese steht im Gegenteil, und zwar elementar aus Sicht der Alten, selbst im Zentrum des Interesses. Es handelt sich also um eine empirische soziogerontologische Untersuchung.

Mit der Grundsatzentscheidung, den Gegenstand in seiner Problemrelevanz, die ihm die von ihm Betroffenen zumessen, mit maximaler Authentizität erfassen zu wollen, ist auch mitentschieden, dies nur dort tun zu können, wo der Gegenstand angesiedelt ist: in der Erfahrungswelt derer, bei denen er sich tatsächlich oder potenziell als Problem manifestiert.

Damit ist klar, dass sich die Arbeit nur an einem Kanon prämissiver Grundannahmen orientieren kann, der den Angehörigen der zu untersuchenden Gruppe Autarkie im Wissen um die ideellen Konstitutionselemente ihrer Lebenssphäre zuzubilligen bereit ist. Diese Voraussetzung gewährleistet der Symbolische Interaktionismus, dessen Grundannahmen für diese Arbeit wegweisend waren. Diese hier aller Breite zum wiederholten Mal zu reproduzieren, halte ich für überflüssig. Dies soll nur insoweit geschehen, als sie Konsequenzen für eine bestimmte Methodologie haben.

Wenn, wovon in phänografischer Bestimmung ausgegangen werden soll, Einsamkeit auf jeden Fall eine persönliche, Beobachtern nicht unmittelbar zugängliche Erfahrung ist, dann kann sie diesen sich nur durch verbalisierte Mitteilungen durch die, die sie erfahren (haben), erschließen.

So ist es eine Annahme des Symbolischen Interaktionismus, dass kollektiv geteilte Erfahrungen zum allgemeinen Wissensbestand der Mitglieder einer ‚Lebenswelt‘ zählen. Eine weitere Annahme ist, dass diese Wissensbestände, definiert als Vorstellungen, die die Mitglieder über Elemente von ‚Welt‘ haben und die für sie Bestandteile ihrer ‚Wirklichkeit‘ sind, am authentischsten an ‚natürlichen‘ Orten dieser Lebenswelt aktualisiert werden. Die Aktualisierung von Erfahrungen kann aber nur symbolisch, in der Regel sprachlich kodiert erfolgen. Dies impliziert Interpretationsleistungen des Interaktionspartners, an den sie sich richtet.

Wenn also von ‚ego‘ thematisierte Erfahrung nur interpretativ von ‚alter‘ ‚verstanden‘, das heißt in ihrem Bedeutungsgehalt, den ‚ego‘ intendierte, von ‚alter‘ erfasst werden kann, so folgt daraus, dass auch Soziologie, die ‚verstehen‘ will, eine interpretative Soziologie sein muss und sich, um interpretieren zu können, auf Kommunikation einlassen muss.

Damit ist umrissen, dass nur eine kommunikative Methodologie das interpretative Instrumentarium bereitstellt, das es Angehörigen fremder Lebenswelten erlaubt, gemeinte Bedeutungen zu erschließen.

Kommunikatives Erschließen unbekannter Bedeutungsstrukturen impliziert zudem den Versuch, die Perspektive des Kommunizierenden zu übernehmen, um so gleichsam von innen her den Zugang zur thematisierten Erfahrung zu erleichtern. Dies bedeutet fundamental eine Behandlung des Interaktionspartners als autonomes Subjekt, das ebenso im Mittelpunkt seiner relevanten Welt steht wie das forschende Subjekt in der seinen, also eine Entobjektivierung des Untersuchten, gemessen an der ‚technokratischen‘ Vorgehensweise herkömmlicher, normiert ‚messender‘ Sozialforschung. Der solchermaßen abgesteckte Rahmen kommunikativer Methodologie beinhaltet in

erster Linie die Methoden der teilnehmenden Beobachtung, des offenen Interviews und der Gruppendiskussion.

2.1 Die Explorationsphase

Das während der Feldphase eines Forschungsprojekts¹⁰ in zwei Jahren in teilnehmender Beobachtung angesammelte Protokollmaterial, das u. a. Äußerungen der alten Tagesstättenbesucherinnen zu allen Bereichen enthält, von denen wir aufgrund ihrer Darstellungen annahmen, dass sie für sie relevant seien, wurde zunächst auf Beobachtungen und Zitate hin gesichtet, die direkt oder im weiteren Sinne mit Einsamkeit zu tun hatten.

Aufgrund der möglichst non-reaktiv partizipierenden¹¹ Beobachtung im Feld, deren Hauptanliegen es zunächst nur war, die Fähigkeit der Übernahme der Eigenperspektive¹² der Untersuchten und dabei die Auflistung „alltagssprachlich vermittelter Selbstinterpretationen und Situationsdeutungen, welche die Alten zu *ihnen* relevant erscheinenden ‚Themen des Alltags‘ geben“ (LANGEHENNIG 1976, 4), schrittweise zu entwickeln, hatte das Projekt auf diese Arbeit bezogen den Stellenwert der Exploration.

„Einerseits ist sie [die Exploration – d. Verf.] der Weg, über den ein Forschereine enge und umfassende Bekanntschaft mit einem Bereich des sozialen Lebens herstellen kann, der ihm nicht vertraut und daher unbekannt war. Andererseits ist sie das Mittel, um seine Untersuchung zu entwerfen und zu verbessern, so, dass seine Probleme, seine Untersuchungsausrichtung, seine Daten, seine analytischen Beziehungen und seine Interpretationen aus dem zu untersuchenden, empirischen Leben hervorgehen und in ihm begründet bleiben.“ (BLUMER 1975, 2. Aufl., 122)

¹⁰ Es handelte sich um ein gemäß dem geschilderten Ansatz vorgehendes Projekt „Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen Beispiel der Besucher zweier Berliner Seniorentagesstätten“, das unter Federführung der Freien Universität Berlin, Institut für Soziologie, vom Frühjahr 1977 bis zum Frühjahr 1979 durchgeführt wurde.

¹¹ Das heißt nicht, dass sie überhaupt möglich wäre. Zu Beginn der Teilnahme ist die Reaktivität ‚natürlich‘ maximal (junge männliche Wissenschaftler als Eindringlinge im Feld alter Frauen unterer Bildungsschichten); Da aber ist sie zu kontrollieren. Im Laufe der Zeit ist sie zu minimieren.

¹² Ich möchte nicht den in diesem Zusammenhang sonst üblichen Terminus der ‚Innenperspektive‘ gebrauchen, weil dieser mir eine Homogenität der zu untersuchenden Population zu suggerieren scheint, die allenfalls noch ganz am Anfang der Forschung das noch gänzlich ungeschulte Auge des Forschers – wie auch das eines neuen Besuchers / einer neuen Besucherin – annehmen kann. Mehr und mehr nimmt es dann zu differenzierende Subgroups, die die Untersuchten selbst typisieren, wahr. Unter dieser Überlegung wäre der Begriff nur noch dann zu gebrauchen, wenn man nur noch von der Perspektive bereits ausdifferenzierter, sehr stark eingegrenzter, sehr kleiner und in sich dann tatsächlich weitgehend homogener Gruppen spricht.

Zwar wurde die Entscheidung, das Thema der Einsamkeit zu untersuchen, erst gegen Ende des Projekts getroffen, so dass die BLUMERsche Idee, es selbst themenzentriert für die Konzeptionierung des Forschungsdesigns fruchtbar einzusetzen, nicht mehr zum Tragen kommen konnte. Doch hat die Sichtung des Materials, so wie es, wenn auch themenspezifisch ‚blind‘, registriert wurde, sozusagen ex post das Design geformt.

Die Synopse dieses Materials bot die Möglichkeit, die Äußerungen relativ leicht nach Gesichtspunkten von Einsamkeit im Sinne pragmatischer Klassifikation einzuordnen. (So lässt sich etwa ohne Weiteres eine Äußerung zum zeitlichen Auftreten von Einsamkeit von einer, die eine Gegenmaßnahme zum Inhalt hat, unterscheiden). Dem so vorgeordneten Material wurden in einem zweiten Schritt ‚projektexterne Quellen authentischen Charakters‘ zugeordnet. Da es in dieser Arbeit um die konkret-sinnliche Erfahrung und Verarbeitung von Einsamkeitserlebnissen durch die Betroffenen geht, bilden deren Äußerungen den Schlüssel zum Verständnis der Problematik. Daher, und weil das Problem weit über die geografisch-zeitlichen Grenzen des Untersuchungsfeldes des Projekts hinausreicht, schien es mir legitim, das bisherige durch weiteres, von außerhalb des Projekts stammendes Material, soweit es authentische Äußerungen enthält, zu ergänzen. Als ‚authentisch‘ sollten hier – obwohl jeweils medial vermittelt – O-Ton-Äußerungen alter, sich einsamühlender und in der Regel verwitweter Frauen aus Radio- und Fernsehsendungen und – die Erfüllung journalistischer Sorgfaltspflicht voraussetzend – Zitate dieser Gruppe in Zeitungsartikeln gelten. Das Risiko, das darin liegen könnte, schien mir gemildert durch den sowohl durch seinen *ergänzenden*, beigabenartigen, als auch nur explorativen Charakter begrenzten Stellenwert dieses Materials. Diese Begrenzung erlaubte auch die rein zufällige Auswahl dieser Quellen, die sich allein aus ihrer Verfügbarkeit erklärt.

Dieses projektexterne ergänzte teils, teils lieferte es Analogien zum projektintern gewonnenen Material. Soweit es Analogien enthielt, sich durch gleichen Inhalt, gleiche Argumentationsstruktur usw. auszeichnete, wurde die Vermutung bestärkt, dass es sich dabei um relevante, d. h. im Erleben der zu untersuchenden und damit potenziell der Mehrheit alter, sich einsamühlender Frauen, subjektiv repräsentierte Aspekte von Einsamkeit handeln würde.

Eine erste vorsichtige, vergleichende und in mögliche Beziehungen setzende Interpretation all dieser Äußerungen ermöglichte die Formulierung von Forschungs- und Indikatorfragen, die im nächsten Arbeitsschritt in die Elemente eines Leitfadens umgesetzt wurden. Dieser wurde dann in einem Pretest einer Prüfung unterzogen, in seiner Praktikabilität bestätigt und durch die Befunde dieses Interviews in drei Punkten inhaltlich ergänzt. Dieser ergänzte Leitfaden¹³ bildete die Grundlage für insgesamt 15 halboffene, nicht-standardisierte Leitfadeninterviews.

2.2 Zur gewählten Form des Interviews und terminologischen Klärung

Einem Ansatz, der schon auf der grundlagentheoretischen Ebene von einem untersuchtenzentrierten Soziologieverständnis ausgeht, dem zufolge der Untersuchte immer schon der Experte seiner eigenen Alltagswelt ist, der der Forscher, je teilkulturell spezifischer die zu untersuchende Lebenswelt und je mehr das innerhalb dieser zu untersuchende Spezialphänomen von deren Spezifika geprägt ist, tendenziell desto laienhafter gegenübersteht, ist konsequenterweise nur eine Methodologie adäquat, deren Instrumentarium den Forscher weitgehend zurücknimmt, zum Lernenden macht und gleichzeitig dem untersuchten Menschen eine möglichst unbeeinflusste, maximale Selbstdarstellungsmöglichkeit bietet. Diese Bedingungen führen zunächst zu einer prinzipiellen Entscheidung für die Form des ‚offenen‘ Interviews. Betrachten wir zunächst die Charakteristika des offenen Interviews in seiner reinsten Form. Dieses von BOGDAN und TAYLOR (1975, 99) „open-ended interview“, von DENZIN (1970, 129) auch „unstructured interview“ und von RICHARDSON; DOHRENWEND und KLEIN (1965, 35) „nonstandardized interview“ genannt, ist inhaltlich und formal in jeder Hinsicht offen im Sinne von nicht festgelegt:

In [the unstructured interview] no prespecified set of questions is employed nor are questions asked in a specific order. Furthermore, a schedule is not employed. This gives the interviewer a great deal of freedom to probe various areas, and to raise and test specific hypotheses during the course of the interviews.” (DENZIN ebd., 126)

RICHARDSON u. a. ordnen es daher Zwecken der Exploration, der Entwicklung von Begriffen und der Deskription von Phänomenen zu (ebd., 54) – eine Zuordnung, die,

¹³ S. Anhang.

als Vorwurf der Impotenz gewendet, die Vertreter der quantitativen Sozialforschung bekanntlich den qualitativen Ansätzen gegenüber im Allgemeinen und der Form des offenen Interviews im Besonderen, pauschal vornehmen.

Diesem Versuch, qualitative Forschung in die Schranken hypothesengenerierender Funktion zu weisen, möchte ich kurz zweierlei entgegenhalten: Ersten wäre zu fragen, welche Methode besser geeignet sein könnte, Hypothesenprüfung, die BLUMER als Inspektion bezeichnet, zu betreiben, als gerade das offene Interview, das frei vom Konzept der Standardisierung eine Hypothese inspizieren, das heißt, alle ihre Elemente nach allen Seiten hin ausleuchten kann. Das deutet ja auch schon DENZIN an. BLUMER (ebd., 126) definiert:

„Mit ‚Inspektion‘ meine ich eine intensive, konzentrierte Prüfung des empirischen Gehalts aller beliebigen analytischen Elemente, die zum Zwecke der Analyse benutzt werden, wie auch eine entsprechende Prüfung der empirischen Beschaffenheit der Beziehungen zwischen solchen Elementen.“

Zum Zweiten bin ich daher der Auffassung, dass das offene Interview, wie es hier vorläufig genannt werden soll, nicht nur sowohl zur Exploration als auch zur Inspektion geeignet ist, sondern dass vielmehr im Fortgang interpretativer Sozialforschung jedes offene Interview sowohl explorativen als auch inspektiven Charakter hat. Dieser Doppelcharakter leitet sich daraus ab, dass es meines Erachtens Glied einer Kette ist, dass sich sowohl vom vorhergehenden als auch vom nachfolgenden Glied her definieren lässt. Das kann am Beispiel dieser Arbeit illustriert werden: Dem Leitfaden liegen Bruchstücke, „Dokumente“ noch unbekannter lebensweltlicher „Muster“ (GARFINKEL) zugrunde, die in der vorherigen Feldphase des Projekts gesammelt wurden. Nimmt man die Lebenswelt der Alten insgesamt zum Bezugsrahmen, hatte somit das Projekt explorativen Charakter für diese Arbeit. Diejenigen Bruchstücke, die etwas über den hier zur Debatte stehenden Gegenstand auszusagen scheinen, werden nun in den Interviews einer inspektiven Prüfung unterzogen. Betrachtet man mögliche nachfolgende Glieder weiterer Forschung, die sich mit vielen Spezialaspekten, die jetzt nur oberflächlich gestreift, vielleicht auch erst jetzt entdeckt wurden, zu beschäftigen hätten, als Bezugsrahmen, so hat diese Arbeit für sie explorativen, jene für diesen inspektiven Charakter. – Statt von einer Kette, wäre somit angesichts der Verästelung wohl besser von einem Forschungsbaum zu sprechen, dessen Wurzeln in diesem Fall in der Feldphase liegen. Die Wurzeln dieser Arbeit (die einschlägigen Äußerungen) fließen zusammen im Stamm (dieser Arbeit; Dimension / Ast: Einsamkeit), der Exploration

für die nachfolgenden Äste und Zweige darstellt. Damit brauchte insofern keine infinite Erkenntnisschraube vorzuliegen, da sich der Punkt, wo die Grenze der Forschung liegen soll, nach dem Erkenntnisinteresse bemisst, das weitere Forschung schon unterlässt, wo es nicht mehr tragfähig ist und ab einem bestimmten Punkt sich sowieso der Beziehung zwischen den Einzelergebnissen, den Ästen, zuwenden wird. – Doch zurück zur Bestimmung des anzuwendenden Interview-Typs.

Der lernende Forscher ist also in diesem Fall nicht mehr gänzlich ahnungslos; durch die explorierenden Studien hat er erste, noch oberflächliche Eindrücke von seinem Gegenstand gesammelt, so dass er bereits in der Lage ist, spezifischere Fragen zu stellen, als es ihm zu Beginn seiner Arbeit möglich war. Obwohl er prinzipiell Lernender bleibt, wird er doch desto mehr ein kompetenter Gesprächspartner der Interviewten, je mehr er von anderen ‚Experten‘ bereits erfahren hat.

In dem Maße, wie das Forschungsinstrument ‚Interview‘ flexibel gehandhabt wird wie beim offenen Interview, das erlaubt, Punkten, die sich wieder und wieder als für die Befragten bedeutungslos herausstellen, immer weniger Aufmerksamkeit zu widmen und dafür das Interesse auf neue Gesichtspunkte zu lenken, mit denen vorher nicht gerechnet wurde, erweist sich die starre Unterscheidung in ein Pretest-Interview und die ‚eigentlichen‘ Interviews als nicht länger adäquat. Im Grunde stellt nun jedes Interview einen Pretest für das nachfolgende dar. Hierin manifestiert sich der Forschungsprozess als Lernprozess des Forschers: Es wird nicht mehr einmalig ein Instrument perfektioniert (vgl. z. B. BUNGARD), das der Forscher dann als Experte anwendet, sondern der Forscher gewinnt ein immer umfassenderes Bild der Lebenswelt, die er vorher nicht kannte, und modifiziert demgemäß das Instrument, das entsprechend der fortschreitenden Orientierung mehr und mehr zur bloßen Gedächtnisstütze wird.

Explizieren wir nun noch, dass der Forscher keineswegs mit völlig ungerichtetem Forschungsinteresse an die Interviews herangeht, sondern durchaus, wie oben impliziert, ‚seinen Gegenstand‘ hat, den er erforschen will, so kann er es nicht dem Zufall überlassen, ob der Interviewte von sich aus auf dieses Thema eingeht.

Die prinzipielle Offenheit des Interviews wird also insofern eingeschränkt, als der Forscher

- den Gesprächsgegenstand vorgibt und
- Antworten auf bestimmte,
 - von ihm nach Gesichtspunkten, von denen er glaubt, dass sie ‚zusammengehören‘ (wobei er sich aber gerne korrigieren lässt) geordnete,
 - aus der Exploration gewonnene,
 - die Begriffe anderer Vertreter der untersuchten Gruppe verwendende

Fragen zu erhalten bestrebt ist.

Sie bleibt aber insofern unangetastet, als

- dem/der Interviewten breiter Raum auch zu ungefragter, aus eigener Initiative erfolgender Selbstdarstellung eingeräumt wird, die die Möglichkeit der Mitteilung weiterer unerwarteter Aspekte des Gegenstands bietet,
- die Formulierung und Reihenfolge der Fragen ad hoc dem Gesprächsverlauf und Sprachgebrauch des/der Interviewten angepasst wird und
- seine oder ihre Antworten hierauf in jeder Hinsicht frei erfolgen können.

Diese Mischform, bei der innerhalb des offenen Interviews der Forscher bestimmte, aus seinen Vorarbeiten stammende Aspekte hinsichtlich ihrer möglichen Bestätigung angesprochen haben möchte, was aber wiederum in nicht-standardisierter Form erfolgen soll, nennen RICHARDSON u. a. „nonschedule standardized interview“ (1965, 45), DENZIN ebenso, aber auch „unstructured schedule interview“ (1970, 129) und MERTON, FISKE und KENDALL (1956, passim) „focused interview“. Die Klärung dieses terminologischen Wirrwarrs wird erschwert durch den fließenden Bedeutungsgehalt des Wortes ‚schedule‘, das einmal (so bei RICHARDSON u. a. auf Seite 36) klar für ‚Fragebogen‘, dann aber bei DENZIN mehr im Kontext offener Interviews für ‚Leitfaden‘ gebraucht wird.

RICHARDSON u. a. wollen mit ihrem Begriff des „nonschedule standardized interview“ die Nichtverwendung eines Fragebogens bei gleichzeitiger Standardisierung zunächst natürlich der gewünschten Informationen und daher dann der dem/der Befragten zu übermittelnden Bedeutungen der Fragen (Bedeutungsäquivalenz) ausdrücken – und dies gerade durch variierende, ja individuelle Anpassung der Frageformulierung an

den jeweiligen Sprachgebrauch des/der Interviewten (so auch DENZIN (1970, 125) und KOHLI (1978, 10)). Der Ausdruck bleibt durch diese seine völlig implizit bleibenden Definitionen bestenfalls missverständlich. – Da es unsinnig erscheint, von einem ‚unstrukturierten Leitfaden(-Interview)‘ zu sprechen, da auch ein Leitfaden eine Struktur hat, die das Interview strukturiert, halte ich auch den Begriff des „unstructured schedule interview“ für unangemessen. Auch wenn DENZIN zum Ausdruck bringen wollte, dass von eben jener Struktur des Leitfadens je nach Gesprächspartner und -verlauf abgewichen werden kann und soll, hätte das Interview die Struktur, die ihm der/die Befragte gibt, und wäre somit nicht unstrukturiert. – Korrekter scheint mir dagegen, von einer „nonstandardized schedule“ zu sprechen (DENZIN ebd.). Hat der Leitfaden auch eine Struktur, ob sie beibehalten wird oder nicht, so ist doch eben formal nichts an ihm standardisiert, weder Wortlaut noch Reihenfolge der Fragen. Die von RICHARDSON u. a. gemeinte Bedeutungsstandardisierung fällt allerdings aus diesem Ausdruck heraus.

Keiner der Termini erfasst schließlich die von allen Autoren mitgemeinten gänzlich offenen Komponenten des Interviews, in denen der/die Interviewte im Leitfaden nicht vorgesehene, aber zum Thema gehörende Aspekte frei von sich aus beisteuert. Unter Hinzunahme dieser Komponenten und den definitorischen Voraussetzungen, dass der Leitfaden vom Interviewer eingebracht wird und daher eine völlige Offenheit des Interviews verhindert, seinerseits aber wiederum nur in seinem Inhalt, nicht aber in seiner Form, d. h. Handhabung zu standardisieren ist, schlage ich für diesen Typ des Interviews, der in dieser Arbeit Verwendung fand, den Terminus ‚halboffenes nichtstandardisiertes Leitfadeninterview‘ vor.

2.3 Zu einigen Problemen von Leitfäden

Prinzipiell dürfte HOPF recht haben, wenn sie schreibt:

„In der Interviewsituation konkurrieren die im Forschungsplan und Interviewleitfaden für relevant erklärten Themenbereiche mit der Relevanzstruktur des Befragten [...].“
(1978, 101)

doch unterstellt sie damit offenbar das von ihr besprochene Explorationsinterview als den ersten Schritt der Annäherung an den noch gänzlich unerschlossenen

Gegenstand. In dieser Arbeit bilden jedoch die Interviews – obgleich sie erstmals den spezifischen Gegenstand der Einsamkeit explorieren – bereits den zweiten Schritt der Annäherung. Der erste bestand hier in der Methode der teilnehmenden Beobachtung, während der genau die möglicherweise relevanten Äußerungen der Alten registriert wurden, die nunmehr die im Leitfaden „für relevant erklärten Themenbereiche“ bilden. Bereits die Ausgangsposition der Interviews ist also ‚irgendwo‘ in der für den Außenstehenden ja noch unstrukturierten Lebenswelt verankert und nicht am grünen Tisch erdacht worden. Der Leitfaden stellt also ein Spiegelbild der ungefähren „Relevanzstruktur“ der interessierenden Subjekte dar, so, wie sie sich dem Forscher bis dahin präsentiert hat und von der er annimmt, dass die tatsächliche, zu erhebende Struktur dieser ähneln könnte. Insofern kann im vorliegenden und in ähnlichen Fällen kaum von einem dichotomen Konkurrenzverhältnis die Rede sein; Leitfadenbestandteile und autonome Erzählungen der Interviewten sind eher äquivalent: vorgesehene Aspekte, die der Befragte nicht erwähnt, werden zur Stellungnahme in das Interview eingegeben, in der Absicht, möglicherweise divergierende Situationsdefinitionen miteinander zu konfrontieren, um so mögliche unterschiedliche Lebensweltbestandteile unterscheiden zu lernen. Unvorhergesehene Aspekte, die nicht im Leitfaden enthalten sind, modifizieren oder ergänzen ihn. Insofern befindet sich der Befragte keineswegs prinzipiell in einer schwächeren Position, wie HOPF weiter ausführt. Dies mag in den von ihr kritisierten Fällen der „Leitfadenbürokratie“ (Ignoranz autonomer Einwürfe der Befragten, Oktroyierung der Struktur des Leitfadens, zügiges Abhaken von Fragen) der Fall sein, muss es aber nicht, wenn zwei von ihr angeführte Rahmenbedingungen nicht vorliegen: knappe Zeitvorgaben und normierend wirkende antizipierte Erwartungen eines institutionellen Auftraggebers. Beides war hier nicht der Fall, durch Interviewer-Forscher-Identität konnte flexibel und in Ruhe all das ausgeweitet werden, was der Erkenntnis zugute zu kommen versprach.

Eine gewisse Verselbstständigung gewann allerdings der Leitfaden – das muss HOPF zugestanden werden – dann, wenn das Gespräch sehr partnerzentriert in die Tiefe gegangen war und ich eine längerdauernde Orientierung im Leitfaden als dysfunktional empfand, so dass es sehr viel Konzentration erforderte, zu bestimmen, wo nun der Faden wiederaufzunehmen sei, und mir dadurch, wenn es sich um Indikatorfragen handelte, deren Hintergrund nicht immer klar war. Dies ließe sich jedoch leicht durch

Forscherhinweise am Rand ändern, die stichwortartig den Stellenwert einer Frage skizzieren; dadurch ist jedoch kein größerer Schaden entstanden, als dass Informationen erhoben worden sind, die im konkreten Fall überflüssig gewesen sein mögen.

In dieser Hemmung, den Gesprächsfluss forschungsorientiert zu unterbrechen und dadurch eventuell einen ‚Abkühlungseffekt‘ zu provozieren, der die gerade hergestellte und als so fruchtbar erfahrene Nähe der Gesprächspartner und die Ebene ihres Gesprächs in Gefahr bringen könnte, drückt sich das von HOPF (ebd., 107) so bezeichnete „Problem der gesteuerten Spontaneität“ aus; sie begründet damit ihre Klage darüber, dass das Interviewgespräch ein Pseudogespräch sei, da es Elemente der Alltagskommunikation, nicht aber deren Regeln übernehme. Als Beispiele hierfür führt sie aus ihrer Erfahrung das Brechen des Ausfragetabus und die Verletzung der Reziprozitätsnorm an. Obwohl ich mit der Autorin darin übereinstimme, dass sie diesen Widerspruch richtig sieht, kann ich doch nicht ihre Konsequenz teilen, das Leitfadeninterview pauschal zu verwerfen. Ich möchte dem schlicht die Antwort entgegensetzen: Das Interview ist nun mal ein Interview und kein Alltagsgespräch.

2.4 Die Interviewten und die Interviews

Der Auswahl der ersten Gesprächspartnerinnen lagen zwei methodologische Vorüberlegungen zugrunde: Einmal hielt ich es für interessant, ‚blind‘, das heißt ohne Vorwissen über das tatsächliche Einsamkeitsprofil der künftigen Gesprächspartnerinnen nur aufgrund demografischer Merkmale als unabhängigen Variablen eine – natürlich nicht-repräsentative – Stichprobe aus der Tagesstätten-Besucherschaft Gropiusstadt in Berlin-Buckow zu ziehen und mich vom Ergebnis bezüglich ihrer Einsamkeit überraschen zu lassen; zum anderen würden sich so Ergebnisaussagen auf eine eindeutiger definierte Teilpopulation beziehen lassen.

Dieses naive Herangehen erwies sich insofern als Fehlschlag, als die Überraschung voll gelang: Nur in den wenigsten Fällen lag Einsamkeit oder auch nur ehemalige Einsamkeit vor.

Über die Ursachen dieser geringen Ausbeute können nur Vermutungen angestellt werden. Wieder wäre die Frage nach dem Verbreitungsgrad von Einsamkeit in der

Gesamtpopulation der Alten oder Witwen zu stellen. Mehr versprechend scheint es mir aber, die Selektionsfrage bezüglich der Besucherschaft zu stellen; das heißt – so wenig man es sich vorstellen kann – dass Tagesstättenbesucher kaum oder nicht mehr einsam sind und die wirklich Einsamen eben außerhalb, trotz Nicht-Koinzidenz bei den Isolierten zu suchen wären. Dem widersprechen aber die vielfältigen auf die Einsamkeit bezogenen Äußerungen von Besucherinnen, die für diese Arbeit als Ausgangsbasis dienen. Auch die Altersvariable könnte uns hier ein Schnippchen geschlagen haben: Eventuell sind die Älteren einsamer, vielleicht aufgrund des Desolationsphänomens¹⁴, eventuell aber auch die Jüngeren, weil hier die Verwitwung weniger lange zurückliegen mag, so dass die mittleren Jahrgänge ausgerechnet die sein könnten, denen es bezüglich Einsamkeit noch am besten geht, weil sie sich an ihren Witwenstatus schon gewöhnt haben, der Freundeskreis (anderer Witwen) aber noch zur Verfügung steht. Einschränkend könnte dies allerdings nur gelten, wenn der Mann zirka zehn Jahre älter als die Frau und ihr Freundeskreis war. Begünstigt wird die Annahme dadurch, dass sich in meiner Auswahl auffallend viele Kriegerwitwen befanden. Der Anteil länger schon Verwitweter dürfte bei zehn Jahre jüngeren Witwen schon wieder geringer sein.

Wie dem auch sei, erst die Praxis erwies die Inpraktikabilität dieses Vorgehens und machte die zweite Serie nötig, für die dann von den späteren Interviewpartnerinnen selbst angedeutete oder explizierte Einsamkeit zur unabhängigen Variablen gemacht wurde.

Dennoch war dem Material der ersten Serie eine Vielfalt von wertvollen Aspekten zu entnehmen, so dass es – wo es passte – auch eingeflossen ist. Der Aufwand war insofern nicht umsonst. Material aus dieser Serie wurde mit „A“ gekennzeichnet.

¹⁴ Auch wenn die Annahme stimmen sollte, dass Alte, je älter sie sind, auch desto verlässener aufgrund Desolation sind (vgl. D. III.), muss dies zumindest nicht unbedingt für ihre Kontaktsituation gelten, fand doch BLAU, dass „[...] the older a widow the less isolated she was since she was less likely to be the only widow on the block [...]“ (zit. in HOCHSCHILD 1973, 29).

2.4.1 Die Auswahl der Untersuchungssubjekte der ersten Serie

Die Gesamtheit, aus der, wie im Folgenden geschildert, die möglichen Interviewpartnerinnen ausgewählt wurden, bestand zunächst aus der auf Karteikarten erfassten, also einigermaßen regelmäßigen weiblichen¹⁵ Besucherschaft der Gropiusstädter Tagesstätte. Dies lag insofern nahe, als das eingeflossene explorative Material – sofern nicht dem Kreuzberger Teil des Projektes entstammend – aus teilnehmender Beobachtung in dieser Tagesstätte gewonnen worden war.

Ein erster Schritt der Auswahl aus dieser Gesamtheit bestand in der Frage nach dem Wohnsitz. Es sollten nur jene Besucherinnen einbezogen werden, die ihren Wohnsitz in der Gropiusstadt hatten, damit ihnen etwa die Umzugserfahrung in ein Neubaugebiet gemeinsam war, den Hinweisen auf Einsamkeit in Hochhäusern nachgegangen werden konnte und Ergebnisaussagen unter klarem Bezug auf einen eingegrenzten räumlichen Geltungsbereich getroffen werden konnten.

Ein zweites Kriterium war das der Verwitwung. 56,5 % aller Berliner Frauen über 65¹⁶, aber 69 %¹⁷ aller Gropiusstädter Tagesstättenbesucherinnen waren 1978 bzw. 1979 Witwen. Es kann mit Fug und Recht davon ausgegangen werden, dass Einsamkeit bei noch verheirateten Frauen weniger oder ganz anders auftreten wird als bei Witwen. Es sollte ja gerade auch der subjektiv empfundene und beurteilte Einfluss von Verwitwung auf das Einsamkeitserleben ermittelt werden. Entsprechende Relevanzhinweise lagen vor: „Die, die noch Familie haben ...“.

Schließlich war als dritte Variable (unter Berücksichtigung der vorangegangenen Geschlechtsauswahl als vierte) das Alter zu berücksichtigen. Hier schien eine gewisse Homogenität wünschenswert, um nicht die Chancen, bestimmte Lebensereignisse erlebt haben zu können, zu ungleich zu verteilen oder damit zum Beispiel nicht ‚generations‘-spezifische Sozialisationsunterschiede, die durch vielleicht 20jährige Differenz gegeben sein dürften, und die selbst schon möglicherweise verschiedene

¹⁵ Das waren 88 % der Besucherschaft (N=59). Zum Vergleich Berlin-Neukölln 1977: 68 %.

¹⁶ Zahl für 1978, errechnet nach einer Auskunft des Statistischen Landesamtes Berlin; umgekehrt sind 79,2 % aller Berliner Witwen 65 Jahre und älter.

¹⁷ STENGER 1979, 6:

Gegenmaßnahmen gegenüber alltäglichen Problemen implizieren, als unkontrollierte Variable einfließen zu lassen.

Die positiven altersmäßigen Auswahlkriterien waren die folgenden: die ‚mittleren‘ Jahrgänge, also die 70- bis 74-Jährigen, sind in der Tagesstättenbesucherschaft, deren Durchschnittsalter im Juli 1978 74,8 Jahre betrug, mit 31,7 % am stärksten vertreten. Bei ihnen ist zudem die Wahrscheinlichkeit, schon verwitwet zu sein, größer als bei jüngeren Jahrgängen, andererseits sind sie tendenziell rüstiger als ältere Jahrgänge und daher eher in der Lage, ein mehrstündiges themenzentriertes Gespräch durchzustehen.¹⁸ Die Wahl fiel deshalb auf diese Altersgruppe. Dies entsprach 1979 den Jahrgängen 1905 bis 1909.

Nach dem weiteren Ausscheiden derjenigen, die krank waren oder die Tagesstätte schon längere Zeit nicht mehr besuchten, blieben zehn Frauen übrig, die also zwischen 70 und 74 Jahren (inklusive) alt waren, verwitwet in der Gropiusstadt wohnten, die Tagesstätte immer noch besuchten und daher als Ansprechpartnerinnen für die geplanten Interviews in Frage kamen.

Die zehn ausgewählten Damen erhielten von mir zunächst einen Brief¹⁹, in dem ich auf unsere schon seit zwei Jahren erfolgenden Besuche in der Tagesstätte zum Zweck der Forschung verwies und erklärte, dass alle Teilnehmer am Projekt eine Abschlussarbeit schreiben müssten. Für deren Thema hätte ich die Einsamkeit gewählt, weil und immer wieder Klagen darüber begegnet seien, so dass wir vermuteten, es handele sich hierbei um ein ernstes und weit verbreitetes Phänomen. Sie würden mir nun sehr helfen, wenn sie sich zu einem Gespräch über dieses Thema bereit erklären würden, auch in dem Fall, dass sie sich selbst für nicht einsam halten sollten.

Diese Darstellung wiederholte ich vertiefend einige Tage bis einige Wochen später in einem Gespräch, das der weiteren Information, der Vermittlung eines gegenseitigen

¹⁸ Dabei wurde die Gefahr selektiver Verzerrung in Kauf genommen. So ist es natürlich denkbar, dass gerade die dadurch ausgeschlossenen Degenerierteren und Kränkeren überdurchschnittlich von Einsamkeit betroffen sind.

¹⁹ S. Anhang.

Eindrucks voneinander, der Einschätzung der Kooperationsbereitschaft und gegebenenfalls schon der Vereinbarung von Terminen dienen sollte.

Bei den zehn angesprochenen Frauen traf ich nur in einem Fall auf eine ablehnende Haltung.

Da sich nach den ersten fünf Interviews zeigte, dass diese Damen zu den nicht, kaum oder allenfalls ehemals Betroffenen zu zählen sein würden, und dies bei zwei weiteren, noch nicht interviewten abzusehen war, habe ich von mir aus auf ein Interview mit der neunten Dame verzichtet, da sie sich ebenfalls als nicht einsam bezeichnete

2.4.2 Die Interviews der ersten Serie

Die acht Interviews fanden zwischen dem 30. Juni und dem 25. Juli 1979 statt, und zwar in sechs Fällen bei den Damen zuhause und in zwei Fällen in einem Raum der Tagesstätte, abhängig jeweils vom Wunsch der Damen. Die Zusammenkünfte dauerten durchschnittlich 3,4 Stunden (min.: 1,66; max.: 6,75), wovon durchschnittlich 2,5 Stunden Gespräch auf Tonband aufgenommen wurden (min.: 1,5; max.: 4,0).

Entgegen meinen Befürchtungen gab es in den Kontaktaufnahmegesprächen keinerlei Schwierigkeiten aufgrund meiner Ankündigung, dass ich die Interviews auf Tonband würde aufnehmen müssen. Dies begründete ich damit, hinterher einzelne Aussagen möglichst wörtlich miteinander vergleichen zu können, was durch Mitschreiben nicht möglich sei; außerdem beeinträchtigte Mitschreiben meine Aufmerksamkeit. Dieses unerwartete Einverständnis mag teils an diesen Begründungen, teils an meiner gleichzeitig erfolgenden Ankündigung gelegen haben, dass ich die Anonymbehandlung aller Auskünfte garantieren und auch noch schriftlich zusichern würde. Diese Erklärung durch Begründungen und Zusicherung mag aber deswegen nur zum Teil zutreffen, weil ich einige Male auf generöse Verzichtsgesten traf, mit denen man mir die Überflüssigkeit einer solchen schriftlichen Versicherung ausdrücken wollte. Der Tenor dabei war, dass man sowieso nichts zu verbergen habe bzw. mir auch so glaube. Die schriftlichen Erklärungen wurden aber in allen Fällen dennoch ohne weitere Ablehnung entgegengenommen, und in mindestens einem Fall bezog man sich auch während des Interviews auf diese Zusage. Dies unterstreicht nur zusätzlich, wie wichtig es ist,

trotz gegenteiliger Beteuerungen nicht auf diese Versicherungen zu verzichten, denn sie wirken auf jeden Fall vertrauensbildend oder -stabilisierend und können während des Interviews im Zweifelsfall ausschlaggebend dafür sein, dass man eine Information doch erhält, die sonst zurückgehalten worden wäre.

In künftigen Fällen hatte ich dann die Begründung für die Aufnahme ‚Vergleichbarkeit der Aussagen‘ wegen der hierin enthaltenen Brisanz vorsichtshalber geändert (denn es könnten Ängste aufkommen, im Vergleich mit anderen ‚schlechter‘ abzuschneiden); in dieser Interviewserie war ein solcher Effekt jedoch nicht zu beobachten.

Die Atmosphäre war in den beiden Tagesstätteninterviews recht steril, dabei das Gespräch einmal wenig ergiebig (A 3), das zweite Mal zwar ergiebig, aber abschweifend und aus Zeitbegrenzung nicht vollständig (A 5). Bei den sechs Gesprächen zuhause kann die Atmosphäre kooperativ, entspannt, sympathisch genannt werden, und nur einmal war sie hier trotz Kooperationsbereitschaft ungemütlich; die Gespräche waren aber insgesamt produktiv.

2.4.3 Die Auswahl der Untersuchungssubjekte der zweiten Serie

Die Tatsache, dass sich die nach den geschilderten demografischen Merkmalen ausgewählten acht Interviewpartnerinnen in nur zwei Fällen als einsam und in nur wenigen weiteren Fällen als ehemals einsam erwiesen, machte eine zweite Interviewserie erforderlich, für die Damen ausgewählt wurden, die von sich andeuteten, einsam zu sein. Das Einsamsein wurde so zur unabhängigen Variablen gemacht und alle persönlichen Merkmale außer dem Geschlecht und einer ungefähren Altersgrenze, nach der eine Gesprächspartnerin ohne Zweifel dem Seniorenalter zugerechnet werden können sollte, wurden nun nicht mehr kontrolliert.

Im Gegensatz zur ersten Interviewserie wurde nun bei Kontaktaufnahme in der Regel das Thema nicht mehr explizit benannt, sondern stattdessen von „beschwerlichen Lebenslagen im Alter“ gesprochen. Dies hatte den Sinn, sofern das Thema mit Tabuschränken belegt sein sollte, der Angesprochenen nicht von vornherein die Chance der Abwehr zu geben („Ich bin nicht einsam!“), vor allem aber, ihr nicht von außen ein

Etikett anzuhängen, sondern abzuwarten, wie sie selber ihre Situation konzeptualisiert. Dies entspricht viel eher den hier zugrunde gelegten Prämissen des Symbolischen Interaktionismus, denen zufolge die Gesprächsatmosphäre permissiv zu sein hat, dem Partner eine maximale Chance zu geben ist, seine Situation selbst zu definieren, was wiederum Voraussetzung für die weitere Prämisse der optimalen Perspektivübernahme durch den Forscher ist. Insofern war die Anlage der ersten Serie noch nicht konsequent genug. Diese Vorsicht vor externem Versperren des Zugangs zur authentischen, erst noch zu erforschenden jeweils ja spezifischen Lebenswelt der Untersuchungssubjekte beinhaltet freilich das Risiko, dass trotz primärer Evidenz der Angesprochene sich in seiner subjektiven Befindlichkeit als tatsächlich nicht einsam erweist. Das Risiko erhöht sich dadurch, dass es meist Dritte waren, die mich auf diese Personen hinwiesen, d. h. ich blieb angewiesen auf die völlig impliziten und von Informant zu Informant verschiedenen Beurteilungskriterien, aufgrund derer den Informanten jemand als einsam erschien oder nicht. Und auf Seiten der Kandidaten liegt eben auch bloß – eben *sui generis solitudinis*? – eher ein Andeuten, ein Signalisieren als ein Explizieren vor, das dann auf die eben skizzierten je unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe trifft. Das aus diesen drei Quellen gespeiste Risiko brachte es ‚natürlich‘ mit sich, dass sich auch in dieser Serie zwei Damen befanden, die sich selbst für nicht-einsam hielten (B 1 und 2).

Die ‚Auswahl‘ der Damen erfolgte durch Hinweise von Bekannten und Verwandten, Vereinsarbeit und über einen in Zusammenhang mit einem anderen Forschungsprojekt betriebenen „Kontaktladen“.

Die Kontaktaufnahme erfolgte für diese Serie zum Teil durch denen der ersten Serie analoge Briefe, denen ich ein paar Tage später einen Anruf folgen ließ. In den Fällen, in denen meine Informanten schon von sich aus als Vermittler tätig geworden waren, rief ich direkt an und bezog mich auf die Informanten. In einem Fall sprach ich die Kandidatin persönlich an, als sich die Gelegenheit dazu bot.

2.4.4 Die Interviews der zweiten Serie

Diese hier mit ‚B‘ codierten Interviews wurden im März, eines davon Mitte April 1980 durchgeführt. Die Zusammenkünfte dauerten mit durchschnittlich 3,7 Stunden etwas

länger als die der Serie A (3,4) bei einer engeren Spanne zwischen Minimum (2,75) und Maximum (5,0) als in Serie A (1,66 : 6,75).

Zwei Neuerungen ergaben sich gegenüber der ersten Serie: zwei Damen (3 und 7) zogen es vor, ohne Tonbandgerät interviewt zu werden und ein Interview (eines von diesen beiden) fand erstmalig bei mir zuhause statt.

Warum die Dame 7 es vorzog, zu mir zu kommen, ist mir unbekannt geblieben. Dieser Interviewort scheint mir aber ohne jegliche Auswirkung auf die Qualität des Interviews geblieben zu sein. Ein Interview (4) fand in einem neutralen, sterilen Raum des Gesundheitszentrums der Gropiusstadt statt, alle anderen bei den Damen zuhause.

Im Falle der Dame, die zu mir kam und die bereits Erfahrungen mit Radiointerviews hatte, waren ihre aufgrund ihrer Erfahrungen befürchteten Hemmungen beim Sprechen mit Mikrophon der Grund, darauf zu verzichten, im anderen Fall war deutlich Mangel an Vertrauen trotz schriftlicher Zusicherung der Anonymität der Grund für deswegen zu befürchtende Hemmungen.

Es schien mir in jedem Fall geboten, den Nachteil von im Vergleich zu akustischen Aufzeichnungen ungenaueren schriftlichen Aufzeichnungen zugunsten des Vorteils wenigstens ursprünglich unverzerrter, weil ungehemmter Originaläußerungen in Kauf zu nehmen.

Die Atmosphäre der Gespräche, die mit nur einer Ausnahme bei Kaffee und Kuchen stattfanden, kann in allen Fällen als ‚offen‘ bezeichnet werden, in vier Fällen habe ich entspannte Gemütlichkeit empfunden. Einen besonderen Charakter hatten für mich Gespräch Nr. 2, das Züge eines Fachgesprächs trug, und Nr. 3, das nach 1 ¼-jähriger Verwitwung noch von starker Trauer geprägt war und auf meiner Seite gleichzeitig zum ersten Mal die neue Herausforderung des Notierens statt Aufnehmens mit sich brachte, was den Gesprächsfluss zuweilen etwas hemmte. Denn selbst wenn man bei gelegentlichen Notizen in etwa zeitgleich bleibt, so entfällt doch während des Mitschreibens die reflektierende Verortung im Gesprächsverlauf und das Festlegen der nächsten Fragen.

2.5 Die Auswertung

Bei einer Einzelarbeit ist es klar, dass der Weg einer Totaltranskription sämtlicher Interviews, wie er in Forschungsprojekten üblich ist, nicht infrage kommen kann. So, wie Auftraggeber und Nutznießer von Forschung lernen müssen, dass deren Qualität immer *auch* eine Funktion ihrer finanziellen Ausstattung darstellt, so ist es dem einzelnen Doktoranden Aufgabe zu lernen, ‚sich nach der Decke zu strecken‘. Nicht nur, dass eine Totaltranskription als nicht möglich war, sie wäre auch durch den Ballast all dessen, was im offenen Interview als beim besten Willen nicht auf das Thema beziehbare Exkurse anfällt, nicht von optimaler Effizienz gewesen. Dazu kommt das Gros jener Passagen, die zwar als kontextualer Interpretationsrahmen wertvoll sind, deren Verschriftlichung aber nicht erforderlich war, da kein Abdruck des vollen Wortlauts des Interviews beabsichtigt war. Auf parasprachliche Signale lässt sich ohnehin nur bei Rekurreren auf das akustische Urmaterial Bezug nehmen. Der Verzicht auf Totaltranskription stellt somit nicht nur eine Frage der Produktivität begrenzter Arbeitskapazität, sondern in einem Teilaspekt auch ein Plus dar.

Aufgrund dieser ansatzweise zu einer Tugend umgedeuteten oben geschilderten Not habe ich für das praktische Vorgehen folgenden Modus gewählt: Zunächst habe ich das Bandmaterial unter Weglassen der oben erwähnten Ballaststellen auf Kassette überspielt, so dass das leicht gekürzte Material im doppelten Sinne leichter zu handhaben wurde. Den hierzu mit Sicherheit kommenden Einwänden, dass dies ein unzulässiger Eingriff in das Gesamt des Erzählflusses und somit die Autonomie der Erzählerinnen sei, Bezüge statt aufgedeckt zerstört oder unentdeckbar gemacht würden, daher gerade spezifische Qualitäten qualitativer Interviews zerstört würden, kurz, hier ein Fehler ersten Ranges vorliege, ist mit dem schlichten Hinweis zu begegnen, dass die Originalbänder keineswegs gelöscht wurden, sondern als ständige Möglichkeit des Rückgriffs auf die Quelle erhalten blieben. dazu, wie für die Benutzung der Kassetten, wurde während des Überspielens ein Inhaltsverzeichnis angelegt.

Dieser Rückgriff auf den Gesamtblock *eines* Interviews ist außerdem ohnehin nur bei der vertikalen, biografiezentrierten Interpretation notwendig, wenn es also darum geht, jeweilige Wissensbestände und Problemgesenen personenspezifisch zu erfassen oder die Äußerungen einer Person zu einem Thema im Kontext ihrer Gesamt-

äußerungen verstehen zu lernen. Wird jedoch, wie es hier der Fall ist, aspektsspezifisch²⁰ quer durch alle Interviews, also horizontal interpretiert, ist zunächst die Kohärenz aller Bestandteile eines Interviews nicht erforderlich.

Auf diese vergleichende Weise habe ich die Interpretation begonnen. Mehrmaliges Anhören einer abgegrenzten Passage schärft das Ohr für die jeweilige Sprache und Logik des Gesprächspartners, für deren Akzentuierungen, Brüche, Assoziationen, Generalisierungen, ihr Abstraktionsniveau usw. Durch stichwortartige Notizen entstehen währenddessen ganz grobe Abbilder des Erzählten und es stellen sich erste eigene Assoziationen und Interpretationsversuche ein. Diese werden beim nächsten Anhören entweder erhärtet oder verworfen.

2.6 Gruppendiskussion

Das Interviewmaterial wurde zwar nicht systematisch trianguliert, wohl aber ergänzt und verglichen mit Protokollnotizen aus einer Serie von Gruppendiskussionen, die ich Form eines Volkshochschulkurses an der Volkshochschule Neukölln von mir unter dem Titel „Einsamkeit – ein unabwendbares Schicksal?“ parallel zur zweiten Interviewserie, also im Frühjahr 1980, durchgeführt wurden. Eine systematische Kontrastierung der Befunde beider Quellen war aufgrund beschränkter, weil voll ausgelasteter Arbeitskapazität leider nicht möglich, so wünschenswert und fruchtbar sie auch gewesen wäre.

MEINEFELD (1976) weist darauf hin, dass der Nutzen einer zusätzlichen Heranziehung von Gruppendiskussionsresultaten darin bestehen kann, dass in der Gruppe unter normierendem Zwang sozialer Kontrolle kollektive Typifizierungen reproduziert werden, die mit in kontrollfreien Einzelinterviews aktualisierten individuellen Typifizierungen in Widerstreit stehen können. Die Möglichkeit eines solchen Vergleichs wäre jedoch in diesem Fall von vornherein nicht gegeben gewesen, da die Gruppe nicht identisch mit den einzelnen interviewten Damen war, also nicht-kontrollierbare Variablen interveniert hätten.

²⁰ Aus pragmatischen Gründen, nämlich konsistenterer Vergleichbarkeit einzelner Problemaspekte bei beschränkter Arbeitskapazität wurde dieses Verfahren gewählt. Ich bin davon überzeugt, dass eine fallbezogene Sekundäranalyse desselben Materials weitere interessante Ergebnisse zeitigen würde.

Doch ist natürlich gerade auch das Meinungsbild eines anderen Ausschnitts aus der zugrundeliegenden Gesamtpopulation der Alten interessant. Darüber hinaus legitimiert sich die Gruppendiskussion als Forschungsinstrument, abgesehen von ihrer methodologischen Begründung als Kommunikationssituation, durch das Implikat der umgekehrten Möglichkeit als jener von MEINEFELD hervorgehobenen, nämlich dass während des Diskussionsprozesses durch aspektspezifischen Vergleich mehrerer Fremdmeinungen mit den eigenen neue Gruppenmeinungen generiert werden können. Auf die Nicht-Kongruenz der sogenannten ‚öffentlichen Meinung‘ mit der statistischen Summe der Einzelmeinungen wiesen schon POLLOK und das Frankfurter Institut für Sozialforschung in den 50er Jahren hin.

3. Der von den Alten vermutete Grad der Verbreitung von Einsamkeit und die konstitutiven Wurzeln dieser Vermutungen

Bei Durchsicht der Forschungsprotokolle fällt zunächst auf, dass Einsamkeit als weit verbreitetes Phänomen angenommen wird und diese Annahme zum allgemeinen Wissensbestand zu gehören scheint.

Die hier angeführten Zitate entstammen dem Kontext der Diskussionsrunde der Kreuzberger Gruppe. Eine gehbehinderte Dame verweist dreimal auf ihre einsame Situation zuhause, die sie „verrückt“ mache, ohne dass die anderen Teilnehmer der Diskussionsrunde darauf reagieren. Als sie ihr Problem ein viertes Mal einbringt, regen sich ‚unmutig‘ klingende Stimmen:

„Einsam sind wir doch nun alle!“
„Das ist doch nicht nur bei Ihnen so!“ (ExKr)

Die Gesprächspartnerinnen verweisen also in zum Teil verabsolutierender Weise („alle“, „jeder von uns“ (s. u.)) auf die Allgemeinheit der Situation und versuchen, die in der Aussage der Sprecherin geschilderte Situation der von ihnen als mitgemeint interpretierten Einzigartigkeit zu berauben. (Es kann hier gefragt werden, ob es sich bei dem Wort „alle“ lediglich um inflationären Wortgebrauch handelt oder ob seine Benutzung eventuell tatsächlich durch die Annahme gedeckt ist, alle Besucher der Tagesstätte seien einsam, eventuell vor dem Hintergrund der Überlegung, sonst kämen

sie nicht in die Tagesstätte – genau so argumentierte Frau A 2 später im Interview – oder sogar, dass alle Alten einsam seien). Die Meinung, Einsamkeit sei weit verbreitet, als gegeben vorausgesetzt, mag ein gewisser Ärger darüber, dass eine Dame meinen könnte, nur sie sei einsam, zum Teil erklären, dass die Stimmen, die sich regen, ‚unmutig‘ klingen, wie es im Protokoll heißt.

Ein zweiter Grund liegt offenbar in der Thematisierung selbst, durch die – überflüssigerweise – expliziert wird, was eh alle wissen, und, wie zu vermuten ist, woran man nicht erinnert werden will:

„Dass jeder von uns [...] sich allein fühlt, das wissen wir alle; das brauchen wir uns nicht immer wieder zu erzählen.“ (ExKr)

Obwohl in der Alltagskommunikation gerade immer wieder auf geteilte Wissensbestände rekurriert wird, um sich gegenseitig der Gemeinsamkeit der Plattform zu versichern, von der aus aufeinander abgestimmte Handlungsentwürfe entwickelt werden, reagieren hier die Kontrahenten ausgesprochen gereizt auf die vor der oben zitierten Äußerung vom Forscher eingegebene Beobachtung, dass Einsamkeit nicht thematisiert werde – und damit eben auch auf den Fall, dass sie *doch* thematisiert wird.

Dass hier eine außerordentlich pointierte Reaktion erfolgt, erfolgt in Verbindung mit der Beobachtung des Kollegen, dass der Bereich der Einsamkeit (wie übrigens auch der der Krankheiten), obwohl, wie sich in der Diskussionsrunde zeigte, *in der Tat* fast alle der Anwesenden unter ihr zu leiden schienen, eben nicht thematisiert wird, drittens die Vermutung, dass weder bereits die reine Überflüssigkeit der Explikation eines von den Antwortenden als allgemein postulierten Wissens noch die Reklamation einer Einzigartigkeit der einsamen Situation diesen Unmut hervorruft, sondern dass hier ein existenzielles Problem vorliegt, das man durch Verdrängung zu entschärfen versucht, wobei jeder Verstoß gegen solcherlei Tabuisierung die Wunde aufreißt und entsprechend allergisch abgewehrt werden muss.

Die vom eigenen Dasein ausgehenden generalisierenden Feststellungen, dass „alle einsam sind“, deuten als hypothetischer Ausgangspunkt eine möglicherweise weite Verbreitung von Einsamkeit und ein eventuell allgemeines Wissen um sie an. Der Frage der tatsächlichen Verbreitung wird hier jedoch nicht weiter nachgegangen (vgl.

Einleitung). Gereizte Reaktionen auf Verstöße gegen einen Konsens der Nicht-Thematisierung lassen eine besondere, im Extremfall vielleicht existenzielle Brisanz des Themas für den Einzelnen vermuten.

Die Erforschung der Frage nach dem gruppenspezifischen Selbstbild der Einsamkeitsverbreitung müsste unbefriedigend bleiben, wollte man nicht auch gleichzeitig nach der Quelle der jeweiligen Meinung fragen. Hierbei interessiert besonders, ob es sich um unpersönliche Quellen, etwa die Medien, persönliche wie etwa die eigene Anschauung im Bereich des unmittelbaren Handlungsumfeldes handelt – und womit Einsamkeit jeweils begründet wird.

Schon während der ersten Interpretationsversuche der Antworten der ersten Interviewserie zum Komplex der angenommenen Verbreitung von Einsamkeit und deren Ableitung wurde deutlich, in welchem hohem Maße die Antwortenden oft von sich aus bereits Begründungen ihrer Meinung gleich mitlieferten. Wo sie dies taten, habe ich freilich, dem methodischen Grundsatz der prinzipiellen Gesprächssteuerung durch die Interviewte folgend, meinerseits nach weiteren Ursachen gefragt, so dass weitere Erklärungen provoziert wurden. Grundsätzlich hatte ich mit der Frage nach konkreten Fällen im Bekanntenkreis und deren Charakteristika lediglich zwei Gesichtspunkte intendiert: erstens, ob die jeweilige Meinung auf sinnlich erfahrener Anschauung beruht oder eher einen kollektiven Wissensbestand repräsentiert, der aus unpersönlichen Quellen konstituiert worden sein kann, und zweitens, aufgrund welcher Indizien bei konkreten Fällen die Befragten einen Menschen als einsam klassifizieren. Hiermit war also, offenbar viel zu trennscharf, Deskription und Definition und nicht Kausalanalyse gemeint. Diese hatte ich im Leitfaden späteren Gesprächsphasen vorbehalten.

Wollte man nun methodologisch stringent verfahren, wäre hier selbstverständlich die analytische Vorgabe des Forschers durch die faktischen Darstellungskonnexe der Befragten, die ja die Struktur ihrer assoziativ verknüpften Bewusstseins-elemente repräsentieren, zu korrigieren. Von der Pragmatik her erwies sich jedoch eine solche Korrektur als inopportun, da jeglicher Überblick in der interpretierenden Darstellung verloren gehen müsste. Daher soll die analytische Trennung beibehalten werden – dass jedoch de facto alle Deutungselemente im Alltagswissen aufs Engste verknüpft sind,

dürfte einer Binsenweisheit nahekommen. Ich habe daher darauf geachtet, mich in diesem Kapitel rigoros auf die Beantwortung der Frage nach der von den Alten vermuteten Verbreitung von Einsamkeit, auf die Bestimmung ihrer diesbezüglichen sozialen Erfahrungssphäre und -ebene im Sinne des Grades ihrer Direktheit sowie ihrer Definitionskriterien zu beschränken. Erklärungen der Alten zur Entstehung von Einsamkeit werden in Kapitel H behandelt.

Von den zu Beginn meines Kurses über Einsamkeit an der Volkshochschule Neukölln versammelten 15 Teilnehmern (14 Frauen und ein Mann) nahmen bei einer blitzlichtartigen Abstimmung über die Frage, ob viele oder wenige alte Menschen von Einsamkeit betroffen seien, 14 eine weite Betroffenheit an; nur einmal wurde das Gegenteil vermutet.

Bei den in der ersten Interviewserie durchgeführten acht Interviews wurde in sechs Fällen die Meinung vertreten, Einsamkeit sei unter alten Menschen weit verbreitet. In dreien dieser sechs Fälle werden unpersönliche Quellen angegeben, davon aber nur einmal *expressis verbis* „Hörensagen“ und „Rundfunk und Fernsehen“. In jedem dieser drei Fälle wird diese Meinung aber *auch* aus persönlichen Beobachtungen oder Erfahrungen gespeist: Einmal bilden ein bis zwei Bekannte und einmal die Schwester die Beispiele, einmal sind es – hier liegt Interpretation vor – die Bekannten der Tischrunde der Tagesstätte. Die ‚persönlichen Quellen‘ der anderen Fälle sind die Stammbesucherschaft der Tagesstätte, die Hausbewohner und die eigene Situation.

Dabei zeigen aber die Indizien, an denen Einsamkeit abgelesen wird, eine solche Heterogenität, dass ganz offenkundig *nicht* irgendwelchen präfabrizierten Stereotypen gefolgt wird:

1. Ablehnung erneuter Verpartnerung
2. Geringe Kontaktchancen Über-70-Jähriger
3. Beobachtung der Abkapselung und Gleichsetzung von ‚alleinstehend‘ mit ‚einsam‘
4. Regelmäßigkeit des Tagesstättenbesuchs
5. Sterben von Angehörigen / Wohnpartnern

6. Indirekt, indem von der Berufstätigkeit der Generation der Kinder auf die Einsamkeit der Eltern geschlossen wird.

Von den sieben Interviews der Serie B enthalten fünf die Einschätzung, dass „viele“ von Einsamkeit betroffen seien; eine Dame hielt es für „vermessen“, eine Aussage über die schwerpunktmäßige Verteilung Einsamer und Nicht-Einsamer treffen zu wollen. Einmal wurde mit einer definitorischen Gleichsetzung geantwortet, die keinen eindeutigen Schluss auf die Meinung der Befragten in dieser Beziehung zulässt.

Von sechs Antworten hinsichtlich der Quelle der Meinung waren es in fünf Fällen persönliche Erfahrungen oder Beobachtungen, nur einmal bildete indirektes Hörensagen die Ebene der Erfahrung.

Nur vier Angaben sind den Interviews zu der Frage zu entnehmen, welcher sozialen Sphäre die Antworten entstammen. Dreimal ist es der weitere Bekanntenkreis, einmal wird eine ehemalige Arbeitskollegin genannt.

Schließlich weist die Palette der Kriterien, anhand derer Einsamkeit festgestellt wird, eine ebensolche Vielfalt wie in Serie A auf (sechs vorhandene Stellungnahmen). Einsam ist hiernach, wer

1. „nichts mit sich anzufangen weiß“
2. die „seelische Kraft“ zur Empathie nicht mehr aufbringen kann
3. sich „ins Schneckenhaus“ zurückzieht
4. von den Kindern ignoriert wird
5. körperlich nicht mehr leistungsfähig ist, so dass er noch irgendwo eingesetzt werden könnte
6. wer oberflächlich nach einem „schönen“ Leben strebt
7. keine Handarbeit mehr machen kann
8. allein ist.

Zusammenfassung

Die Frage nach dem von den Alten selbst vermuteten Grad der Verbreitung von Einsamkeit in ihrer Altersgruppe kann also eindeutig dahingehend beantwortet werden, dass der weitaus überwiegende Teil Träger des Autostereotyps ist, dass ein Großteil

der eigenen Altersgruppe unter Einsamkeit leidet. Dabei scheint die Frage, ob ein sich einsam fühlender oder ein sich nicht zu den Einsamen rechnender alter Mensch diese Einschätzung abgibt, keine Rolle zu spielen.

Die Erfahrungsebene im Sinn des Grades der Direktheit der Erfahrung jener, die glauben, dass Einsamkeit im Alter weit verbreitet sei, besteht in insgesamt vier Fällen aus unpersönlichen Quellen wie dem Hörensagen, in den übrigen acht Fällen hat man selbst eine Beobachtung gemacht. Solche persönlichen Beobachtungen kommen in drei der vier erstgenannten Fälle noch hinzu.

Die sozialen Erfahrungssphären, in denen diese Beobachtungen gemacht werden, sind die Tagesstätte, das Wohnhaus, die Familie, der Bekanntenkreis und einmal der Kreis ehemaliger Arbeitskollegen.

Bis jetzt kann man also festhalten: Wer der Meinung ist, dass in seiner Altersgruppe Einsamkeit ein dominierendes Problem darstellt, hat diese Meinung in den wenigsten Fällen und kaum ausschließlich aus meinungsliefernden Instanzen wie den Medien oder der lebensweltspezifischen Gerüchteküche ungeprüft übernommen, sondern hat in der Regel selbst beobachtet und interpretiert. Diese Beobachtungen wurden in allen zugänglichen sozialen Umfeldern gemacht.

Die äußeren Anzeichen, aufgrund derer ein alter Mensch einen anderen alten Menschen als einsam einstuft oder ‚erkennt‘, sind natürlich aufs Engste verknüpft mit den ihnen zugrundeliegenden Einsamkeitstheorien der Alten. Als Indiz haben sie etwa den Stellenwert der wahrnehmbaren Spitze des vielzitierten Eisbergs, während unterhalb dieser das große Erklärungspotenzial eines vermuteten Ursachengefüges liegt. Daher werden uns die Vermutungen über Ursachen im Kapitel über die ‚Erklärungsversuche der Alten‘ noch ausführlich beschäftigen.

Bei der offenbaren Vielfalt der Indizien fällt eine Zusammenfassung schwer. Dennoch soll eine recht grobe Kategorisierung versucht werden. Die Heterogenität dieser Indizien kann wiederum als Indikator die Authentizität der Beobachtungen untermauern.

Offenbar liegen die Beurteilungskriterien der Alten auf folgenden Ebenen:

1. der geistig-psychischen Ebene:
„Nichts mit sich anzufangen wissen“, Oberflächlichkeit, mangelndes Empathiepotenzial
2. der sozialen Ebene:
Alleinsein, Ignoranz der Kinder, Tod relevanter Anderer, Tagesstättenbesuch, verringerte Kontaktchancen
3. der psychosozialen Ebene:
Abkapselung, Ablehnung erneuter Partnerbindung
4. der soziologischen Ebene:
Berufstätigkeit der Kinder
5. der physischen Ebene:
Mangelnde Leistungsfähigkeit, Handicaps bezüglich Handarbeit.

Die Überprüfung des Statements ‚Alle wissen, dass alle einsam sind‘ hat also ergeben, dass es dahingehend modifiziert werden müsste, dass ‚die weitaus meisten glauben, dass viele einsam sind‘.²¹ Im Prinzip hat sich also die Tendenz der Aussage bestätigt, nur der Grad der Reichweite war zu mäßigen, was für den Fall der Bestätigung vorauszusehen war. Dabei war die Aussage für den Teil der Meinungsträger nur unwesentlich, für den Teil der für einsam Gehaltenen etwas stärker zu moderieren.

Eine weitreichende Verbreitung von Einsamkeit in der Gruppe von Alten gehört also bei einer großen Mehrheit von Angehörigen dieser Gruppe selbst zum festen autostereotypen Wissensbestand.

4. Manifestationen

Unter dem Stichwort ‚Manifestationen‘ soll gefragt werden, in welchen Situationen die Alten Einsamkeit am häufigsten bzw. härtesten erfahren. Das hierzu vorhandene

²¹ Es muss wohl nicht betont werden, dass sich diese Aussage nur auf die Interviewten und die Kurs Teilnehmer beziehen kann, da kein repräsentatives Sample zugrunde liegt. Doch ist die Evidenz bestärkt, dass sie weiterreichende Aussagekraft haben könnte, was in diesem Fall quantitativ abzusichern wäre.

Protokollmaterial ließ sich in zeitliche und räumliche Erscheinungsformen unterteilen. Projektexternes Material erbrachte später eine dritte Dimension; diese beschreibt Erscheinungsformen von Einsamkeit während oder infolge bestimmter biografischer Ereignisse bzw. Abschnitte, die als Gefühle des Verlassenwerdens gekennzeichnet werden können und in der Literatur Desolation genannt werden.

Der gesellschaftliche Ort auf der zeitlichen Dimension, an dem Einsamkeit offenbar geradezu traumatisch erfahren wird, sind Feiertage und Wochenenden. Dies sind die Tage, an denen alle potenziellen Interaktionspartner nicht ansprechbar sind: Geschäfte, Behörden, Arztpraxen und sogar die Seniorentagesstätten haben geschlossen. Aber auch die Nachmittage und andere Tageszeiten werden von einigen Alten als problematisch empfunden.

Im hierzu vorhandenen Material sind bereits Hinweise auf Bewältigungstechniken enthalten, die aber erst in Kapitel 6 näher betrachtet werden sollen. Hier soll es primär um das Wann und das Wo des Auftretens von Einsamkeit und den Grad, in dem sie erlebt wird, gehen.

4.1. Die Zeiten

4.1.1 Die Feiertage

Alle Jahre wieder

*Zwölf Weihnachtsfeien
besuchte sie schon,
Frau Alma P.,
71 Jahre, Rentnerin,
von Anfang November
bis heute.
Feiern vom Altenclub,
Sozialamt,
Wohlfahrtsverband,
und gemeinnützigem Verein.
Nur Heiligabend,
Weihnachten,
da ist sie ganz allein.*

*Harald Romeikat
Frankfurter Rundschau*

Die folgenden Zitate entstammen einer Diskussionsrunde in der Kreuzberger Tagesstätte, die das Thema ‚Wie verbringe ich die Ostertage?‘ behandelte:

„Weil das so lange Tage sind, also das sind ja vier Tage: Karfreitag, Sonnabend, Sonntag und Montag, was soll man da machen?“

Allgemeines Schweigen. Dann eine erste Beschwichtigung:

„Ja, das sind nun die Einzelnen, aber im Allgemeinen kommen doch die Verwandten.“

Eine andere Frau:

„Ja, aber wer nun allein ist Ostern, was soll nun mit denen gemacht werden, Ostern?“

Gezwungenes Lachen, Nachfrage. Antwort:

„Die sollen zuhause bleiben.“ – „Wo sollen die denn hingehen?“

„Das Beste wäre: Man geht Donnerstag abend schlafen und steht Dienstag früh uff.“

„Ich bin froh, wenn ich die Feiertage nicht allein bin. Das Alleinsein davon schreckt mich. Da versuch ich immer, irgendwo unterzukommen. Bloß nicht allein!“

(ExKr)

Welch eine beklemmende Stimmung vermitteln diese Zitate! Das Gefühl der Einsamkeit wird noch bei der Besprechung dieser Situationen und selbst bei ihrer schriftlichen Wiedergabe sinnlich nachvollziehbar: *Ratlosigkeit* („Was soll man da machen?“), *passives Erwarten* von Angeboten („Was soll ... gemacht werden?“), *Flucht* und

Resignation (Schlafen), *Grauen* („...schreckt mich.“) und *Beschwörung* („Bloß nicht allein!“) sind die Kennzeichen dieser Passage. Aber auch *Verlegenheit* wird protokolliert:

- ‚Allgemeines Schweigen‘
- ‚Beschwichtigung‘ (= Abwiegung)
- ‚Gezwungenes Lachen‘.

Verlegenheit entsteht, weil dieses Thema nun doch angesprochen worden ist (wenn auch freilich nicht von den Alten selbst), aufgrund der offenbaren Hilflosigkeit bei der Handhabung von Feiertagen und der daraus resultierenden affektiv-traumatischen Besetzung dieses Problemkomplexes.

Hierzu passt die ‚man‘-Form, die sowohl ein Element von Verallgemeinerung enthält und insofern wieder auf von den Alten selbst wahrgenommene oder vermutete Verbreitung von Einsamkeit hindeuten würde, als auch ein Element der distanzierenden Abschwächung, des Versuchs also, sich selber als Sonderfall aus dem Fokus der Diskussion herauszuhalten. Demgegenüber fällt die ‚ich‘-Form des letzten Zitats geradezu ins Auge.

Das nächste Zitat stammt aus der Gropiusstadt. Ich wurde gefragt, wie ich Pfingsten verbracht hätte. Als ich die Gegenfrage stellte, hieß es: „Och“ (im Sinne von ‚nichts Besonderes‘), „Schlafen“ und „Ausruhen“. Ich fragte, ob sie sich nicht alle getroffen hätten: „Nein, wozu?“. Man müsse ja auch mal die Verwandten treffen. Keine am Tisch sei ganz allein, alle hätten Verwandte. (ExGs)

Der doppelte Hinweis auf Verwandte, der später noch durch weitere Erwähnungen ergänzt werden wird, lässt bereits hier die Vermutung aufkommen, dass es so etwas wie eine Trennungslinie gibt zwischen denen, die Verwandte haben und solchen, die keine haben – zumindest in der jeweiligen ‚Alterssoziologie‘ der Alten. Es lässt sich also vermuten, dass das Vorhandensein von Verwandten Feiertage weniger oder nicht zum Problem werden lässt. Dieser Frage des Verhältnisses zu Angehörigen, und hier meist den Kindern, wird an anderer Stelle noch nachgegangen.

Dass die Möglichkeit, den gesamten Ostertageblock zu verschlafen, als „das Beste“ bezeichnet wird, kann einen Hinweis auf die Härte geben, mit der diese Tage erlebt

werden. Dass „Schlafen“ jedoch auch in einer Gruppe geantwortet wird, deren Mitglieder alle Verwandte haben und diese auch treffen, gibt zu denken: Trifft man die Verwandten eben nur an einem Tag, so dass die verbleibenden Tage noch als schlimm genug empfunden werden? Das halte ich zwar für unwahrscheinlich, denn wovon ruht man sich aus? Vom ‚Stress‘ des Alltags? Als ‚Kenner‘ dieser Gruppe möchte ich diese Möglichkeit jedoch nicht ganz ausschließen, habe ich doch von allen sechs Damen dieses Tisches einen Eindruck reger Alltagstätigkeit – worin auch immer sie bestehen mag. Keine macht trotz zum Teil hohem Alter (über 80) den Eindruck, sich passiv treiben zu lassen. Wer sich aber wirklich von etwas auszuruhen hat, verkriecht sich nicht ins Bett, um der Zeit zu entfliehen.

Es ist hier nicht erforderlich, diese Frage und ihren Widerspruch zu klären – davon abgesehen, dass eine ‚Klärung‘ in diesem Einzelfall ex post gar nicht möglich wäre. Stattdessen sollen zwei Belegstellen den Reigen der Explorationseindrücke abschließen, womit es gemäß der Funktion dieser Art des Materials hinreichend gerechtfertigt sein dürfte, diesen Punkt in den Interviews anzusprechen. So vermutete bei der folgenden Äußerung der Kollege, dass hier eigentlich Einsamkeit gemeint sei, als in der Diskussionsrunde der Gropiusstadt eine Dame berichtete, ihr Sohn sei gefallen und ‚insbesondere an den Feiertagen würde sie so schwer daran tragen‘ (ExGs). Auch der von einem Mitarbeiter befragten Gemeindegemeinschaftsleiter der Emmaus-Gemeinde in Berlin-Kreuzberg

‚fielen hin und wieder, speziell Heiligabend, Klagen auf, allein zu sein, selbst bei Alten, die im Altenwohnheim wohnen, die die Möglichkeit hätten, zu anderen hinzugehen oder andere einzuladen.‘ (ExKr)

Weiteres Zeugnis dafür, dass Einsamkeit vor allem zu diesen Zeitpunkten auftritt, legen die Erfahrungen der Telefonseelsorge²² ab:

²² Die Idee, die Telefonseelsorge auch als unverfälschtes, weil nicht-reaktives Messinstrument in der Frage der Verbreitung von Einsamkeit heranzuziehen, erwies sich als inpraktikabel aufgrund folgender Probleme:

1. lassen sich die Variablen nicht kontrollieren, die nur bestimmte Problemträger zu Anrufern werden lassen;
2. gibt es Probleme der Trennschärfe – und dafür keine Kriterien – der Zuordnung der Anrufermotive zu Kategorien wie ‚Probleme Alternder‘, ‚Probleme Alleinstehender‘, ‚Isolation und Vereinsamung‘, ‚Wunsch nach Unterhaltung‘ und ‚akute Schicksalsschläge‘. Die Überschneidungsmöglichkeiten liegen auf der Hand.
3. geht, was zu prüfen wäre, die Telefonseelsorge davon aus, dass alte Menschen unterproportional mit Telefonen versorgt sind (was die Vagheit der Schätzbarkeit der Dunkelziffer Nicht-Anrufer verstärkt).

„Auch an Feiertagen, die traditionell der Familie gewidmet sind, wie Weihnachten, wird regelmäßig ein richtiger Anruf-Boom von einsamen Menschen verzeichnet.“ (Stern 13/78, 126)

In der Feiertagssituation sahen alle bis auf eine der interviewten Damen aus Serie B ein Problem. Das bedeutet: auch eine der beiden, die sich selbst als nicht-einsam bezeichneten.

Für Frau 7 sind die Feiertage dann einsam, wenn sie weiß, dass sich niemand – und hier denkt sie besonders an ihre Kinder – um sie kümmern wird. Ihre Alternative ist dann, „allein durch die Straßen [zu] gehen“.

Die Lage von Frau 6 ist dadurch gekennzeichnet, dass sie keinerlei Angehörige hat und auf Freizeitangebote in ihrem Bezirk angewiesen ist. Vor kurzem hat sie in der Seniorentagesstätte, die sie zirka einmal im Monat besucht, die Dame kennengelernt, durch die ich mit ihr selbst bekannt wurde. Nehmen wir dieses Kennenlernen als Zufall, der bei ihrem relativ seltenen Erscheinen dort auch vier oder fünf Wochen später hätte eintreten können, so ist es nur auf den Umstand dieses frühzeitigen Kennenlernens zurückzuführen, dass sie die gemeinsame Bekannte für den zweiten Osterfeiertag hat zu sich einladen können. Daher frage ich sie, was sie sonst zu Ostern gemacht hätte. Die Antwort lautet „gar nichts“ bzw. „Verreisen“. Davon habe man ihr aber wegen möglicher Staus auf der Autobahn – sie nimmt des Öfteren an Busfahrten teil – abgeraten. Konsequenz:

„Also muss ich zu Hause sitzen, mach mir 'n bisschen Essen und bin alleine. Seh'n Se, denn kommt det, denn schießt et mit einem los.“ (B 6)

Wir sprechen auch über Weihnachten. Da sie am Heiligabend, von dem der VHS-Kurs ergeben hat, dass er der „schlimmste“ aller Festtage sei, an der Weihnachtsfeier der Tagesstätte teilnimmt, und ich verschiedentlich kritische Stimmen über das frühe Schließen der Tagesstätte gehört hatte, spreche ich sie darauf an. Sie bestätigt das Problem voll:

„Ja, ist nicht ausgefüllt. Drum geh' ich nicht mehr rüber. Musste um sechs nach Hause gehen. So um sieben, acht ist doch erst die richtige Stimmung, nicht? Ja, denn bin ich nach Hause gegangen – unterwegs habe ich schon geheult. Da hab' ich mich hierher-gesetzt, habe Radio eingeschaltet, hab' 'ne Tasse Kaffee nochmal gemacht, nicht?“ (B 6)

Sie schließt die Überlegung an, dass bis 20 Uhr geöffnet sein könnte, denn um 20:30 Uhr könne man schon ans Schlafen denken.

Frau 6 hat nicht nur keine Angehörigen mehr, sondern auch sämtliche ihrer zirka fünf Bekannten waren zum Zeitpunkt des Interviews durch Krankheit oder Tod ausgefallen. Dass sie unter diesen Umständen von Bezirksangeboten Gebrauch macht, ist kennzeichnend für ihre Haltung, sich nicht in ihr Schicksal fügen zu wollen, sondern sich ‚kämpfend‘ immer neue Kontakte zu suchen. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, dass es eine vielleicht sehr kleine, fast notwendigerweise unbekannte Zahl von Alten geben wird, bei denen die gleichen Grundbedingungen vorliegen, also Desolation, die sich jedoch unter Umständen zu chronischer Isolation auswächst. Das kann daran liegen, dass sie, obwohl sie unter diesem Zustand leiden, so dass per Definition von Einsamkeit gesprochen werden kann, sich aus welchen Gründen auch immer lethargisch in ihr ‚Schicksal‘ fügen und keinerlei ‚Angebote‘ von außen wahrnehmen. Die Situation wäre in beiden Fällen gleich und gleich bedrückend – der Umgang mit ihr machte den Unterschied aus.

Halten wir fest, dass Frau 6 als sich sehr einsam führende Frau in der Tat erhebliche Probleme mit den kirchlichen Feiertagen hat. Wenn sie auch versucht, durch gesellige Kontakte sich nicht von der sie beschleichenden Stimmung unterkriegen zu lassen, so muss doch in Hinblick auf das Folgende vor allem betont werden, dass ihr die mit den Feiertagen verbundene „richtige Stimmung“ zu schaffen macht. Ähnlich ergreift auch Frau 4 die Initiative:

„Keiner von denen [zwei Bekannten – d. Verf.] fragt; – wenn ich nicht anrufe – die rufen nicht an.“ (B 4)

Den Damen 1, 3 und 5 ist gemeinsam, dass sie diese Tage zwar als Problem erleben, aber sie eben deshalb ihres besonderen Charakters zu entkleiden versuchen, indem sie sie wie Wochentage verbringen. Direkt äußerte dies Frau 3.

Frau 1, die sich als nicht-einsam bezeichnet, ist erst vor zwei Jahren aus Ost-Berlin übergesiedelt. Sie hat Weihnachten ganz allein verbracht. Mit der Ausnahme, dass sie, weil sie Weihnachten im Westen fremd und neu war, einen Rundgang durch ihr neues Wohnquartier machte und in die Fenster guckte, verbrachte sie Weihnachten mit Abendbrot und Fernsehen wie andere Tage. Dennoch muss auch sie einräumen, dass dies „im Innern nicht so einfach“ war. Jedoch versuchte sie, „darüber hinwegzukommen“, es zu „verkräften“. Der Versuch einer Begriffserklärung des Wortes

‚verkräften‘ erbrachte auf Begriffsvorgabe die Wahl der Synonyme ‚verdrängen‘ oder ‚ablenken‘ von der „traurigen Stimmung“. Sie könne sich ja nicht hinsetzen und heulen, weil sie Weihnachten alleine ist. Sie habe es hinnehmen müssen.

Aus all dem wird deutlich: Das Problem ist vorhanden und auch sie kämpft dagegen an. Im Gegensatz zu Frau 6 tut sie dies jedoch nicht durch Suche von Außenkontakten, sondern in sich selbst durch Versuche, ihre Lage anzuerkennen und Weihnachten durch Veralltäglicung und, wo dies nicht gelingt, durch Ablenkung seiner Besonderheit zu berauben. (Ostern und Pfingsten sieht sie sowieso wie andere Tage an, nur Weihnachten „geht einem näher“).

In ähnlicher Weise ist Frau 5 gleichzeitig betroffen und distanziert. Und doch scheint es Unterschiede zu geben. Schauen wir, was sie sagt. Eine geplante Osterreise ihrer Kinder ist ausgefallen. Sie fühlte sich ...

„... richtig erleichtert ... das ist auch wieder so ‘ne Gefühlsduselei. Ich meine, ich hätte die Tage so auch überstanden – aber der Gedanke: ‚die sind da, da können Sie mal einen Tag hin oder einen Nachmittag hin‘, der ist wunderbar, nicht?“

Dass die Kinder nicht verreisen, war auch bisher meist so.

„Und einen Feiertag gehe ich dann immer zu ihnen, den anderen kriegt man dann schon rum. Das ist egal. Es ist ja an sich lächerlich – ob Sonntag oder Feiertag oder so – aber es steckt noch so drin. Feiertag ist eben was Besonderes und da kommen immer so die Gedanken so sehr stark wie’s früher war an diesen Tagen, nicht?“

Zum Beispiel, dass sie früher um diese Zeit den Garten hergerichtet hat. Aber das seien eben Gefühlsduseleien, „aber die können Sie nicht ganz abschütteln“. (Zwischen den verschiedenen Festen sieht sie keinen Unterschied).

Versucht man den Unterschied in der Festsituation und den Umgang mit ihr zwischen den Damen, den man relativ leicht atmosphärisch fühlt, begrifflich zu fassen, tut man sich schwer. Ich würde ihn darin sehen, dass Frau 1 traditionsgebunden und bei ihren Bewältigungsversuchen auf sich selbst verwiesen bleibt. Frau 5 hingegen löst sich vielmehr gedanklich von der Tradition und karikiert insbesondere ihre Reaktion auf das ‚Relikt‘ Feiertage (wobei in Gefühlsduselei ein Stück vermeintlich opportunes Zugeständnis an den Forscher als Versuch der Übernahme *seiner* Perspektive enthalten sein mag). Diese selbstironische Haltung verhindert jedoch nicht, dass auch bei ihr das Problem selbst erhalten bleibt (z. B. „überstehen“). Hinzu kommt dann allerdings

wieder die emotionale Unterstützung durch ihre Kinder bzw. zumindest das Wissen um diese Möglichkeit als „erleichternder“ Faktor.

Logisch ist es klar: ich kann eine Ursache, die ein Problem erzeugt, unhinterfragt akzeptieren (vorausgesetzt natürlich, ich erkenne sie überhaupt als dessen Ursache) und muss dann nach Möglichkeiten suchen, mit dem Problem fertigzuwerden. Die andere, radikalere Möglichkeit, die u. a. viel intellektuelle Arbeit voraussetzt, besteht darin, die Ursache ihrer problemerzeugenden Potenz zu berauben. Diese letztere Möglichkeit, die sich in der ironisierenden Distanz von Frau 5 schon ankündigt, wird voll ausgeprägt von Frau 2 vertreten. Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, dass eine meiner Interviewpartnerinnen selbst diese Möglichkeit benennen würde, die meiner Erwartung nach eher dem fremdperspektivischen, radikal-ketzerischen Denken des Forschers vorbehalten sein würde.

So antwortete mir Frau 2, als ich sie fragte, ob es nicht bestimmte zeitliche Anlässe gebe, wo sie schon mal so etwas wie Einsamkeit empfinde:

„Sie meinen Weihnachten? Ich weiß, dass das für viele ein Problem ist. Bei mir ist es keins.“

Was sie danach berichtet, klingt, als ob eine Fach-Kollegin²³ spricht: das seien die Tage, denen man „Inhalte zuschreibt“, die seien „oft so gefühlsmäßig manipuliert“, die Leute steigerten sich in eine Stimmung und seien dann „emotionell geladen“, und sie spricht von „manipulierter Zuneigung“:

„Ich nehme es den Leuten einfach nicht ab, dass man so Gefühle programmieren kann, nur weil jetzt der 24. Dezember ist, sind wir also alle furchtbar lieb und nett untereinander.“

Entweder solle dies das ganze Jahr über so sein oder es sei eben kein Drama, wenn es an diesem Tag auch nicht stattfindet.

Sie selbst könne sich das mit Weihnachten einhergehende Wohlbehagen auch selber verschaffen,

„wobei es schön wäre, wenn ich gleichgesinnte Menschen zur Seite hätte, aber ich muss nicht unbedingt mit Jemandem zusammen sein.“

Hier wird also ein kritisch-objektiver Standpunkt bezogen, der es ermöglicht, durch die weihnachtliche Fassade hindurch die Inhaltsleere des ‚Festes‘ zu erblicken; daraus

²³ Eine ununterdrückbare Nachfrage ergab, dass sie nur Volksschulabschluss hat. Der Rest sei Auto-didaktik.

kann nur eine ablehnende Position resultieren, die wiederum kein Problem aufkommen lässt, da sie eine „emotionale Ladung“ und daher Erwartungen verhindert, zu denen der Ist-Zustand dann in Diskrepanz stehen würde.

Zusammenfassend möchte ich der Übersicht halber versuchen, die Problematik, wie sie sich den Untersuchten darstellt, und die verschiedenen Möglichkeiten, mit ihr umzugehen, in einer Tabelle dazustellen:

Frau Nr.	Haltung zu Festtagen	Problem?	Verwiesensein auf bzw. Suche nach Erleichterung durch
6	traditionsgebunden	ja	externe Angebote
1 + 3	traditionsgebunden	ja	eigene Beschäftigung, Akzeptanz, Veralltäglicung, Ablenkung
5	(selbst-)ironisierende Distanz	ja	eigene Kinder
2	radikale, ablehnende Distanz	nein	---

(Für eine Eingliederung von Frau 7 in diese Tabelle reicht die Informationsbasis nicht aus).

Die Palette reicht also von starker Betroffenheit und Angewiesensein auf gesellschaftliche Angebote, die eigens für ‚Fälle‘ dieser Art bereitgestellt werden, bis hin zu überhaupt keiner Betroffenheit (Validität unterstellt und nach bestem Gewissen anzunehmen) durch kritische Entproblematierung. (Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass sich Frau 2 als nicht-einsam sieht, müsste man dieses Spektrum genau genommen verengen und etwa bei Frau 1 enden lassen, die sich zwar auch als nicht-einsam versteht, aber *dennoch* Weihnachten als problematisch erlebt).

Bei den Damen der ersten Interviewserie ist das Problem der Feiertage fast nicht präsent – entsprechend ihrem generellen Kaum-Einsamsein, weswegen ja die zweite

Serie erforderlich wurde. Fast alle treffen sich mit ihren Verwandten, in der Regel den Kindern. Oft tun sie dies wechselseitig: am 1. Feiertag in dieser, am 2. Feiertag in jener Richtung. Frau 4 definiert es zutreffend: „Feiertage sind Feste, die innerhalb der Familie gefiert werden, nicht wahr?“ Genau dies ist auch der Punkt im einzigen problembelasteten Fall. Frau 5 fühlt sich an Feiertagen einsam,

„weil man die Familie nicht mehr hier hat. Das stimmt traurig, auch weil das Alter da ist und nicht mehr viel zu erwarten ist, ja, daher kommt das denn.“ (A 5)

Ein interessanter Hinweis, dass Frau 5 das Alter als flankierende Bedingung mitnennt. Die Isolierung von der Familie alleine wäre demnach noch nicht die hinreichende Bedingung für Einsamkeit; die Perspektivlosigkeit des Alters muss hinzutreten. Sie verleiht wiederum der Familie erst ihren prädominanten Stellenwert. Damit gibt Frau 5 geradezu eine Erklärung dafür, dass sich die gedankliche und tatsächliche Beschäftigung mit der Familie wie ein roter Faden durch die Lebenswelten der Alten zieht. Auch das mag insgesamt wiederum keine hinreichende Begründung dafür sein – eine andere wäre in lebenslang gewachsenen emotionalen Bindungen zu sehen – aber es kann eine Erklärung für die überdurchschnittlich häufige Thematisierung unter alten Menschen und eben für das auffällig starke Engagement in Sachen ‚Familie‘ beim einzelnen alten Menschen sein.

Zwei der Damen erwähnen aber, dass sie sich die Feiertage als Problem schon vorstellen können, „wenn man niemanden hat, der einen einlädt“ (vgl. Frau B 7). Das heißt: Latent ist das Problem allemal weiter verbreitet; das (Noch-)Vorhandensein von Angehörigen hält es offenbar in der Latenz. Der Verdacht auf eine Trennungslinie zwischen familiär gebundenen und familiär isolierten Alten hat sich also vorläufig erhärtet.

Besonders relevant ist das Nicht-mehr-Haben oder Nicht-bei-sich-Haben von Familie für die Manifestation von Einsamkeitsgefühlen an Feiertagen (und Wochenenden) durch die kontrastierende Konfrontation mit jenen, die die Familie um sich haben. Und diese findet gerade außerhalb der ‚eigenen vier Wände‘ statt. So ergab das Pretest-Interview nicht nur, dass an Feiertagen die durch Geschäfte sonst gebotene „Zerstreuung“ und „Abwechslung“ vermisst wird („An Feiertagen ist alles tot“ – hierzu noch mehr im nächsten Abschnitt unter ‚Wochenenden‘), sondern auch folgende Äußerung:

„Da geh’n Se alle mit ihren Familien spazieren und sitzen in Cafés und da geht man alleine rum und dann kommt man sich verlassen vor.“

Diese Manifestation durch die sinnliche Erfahrung des Gegenteils der eigenen Lage erfuhr breiteste und heftige Bestätigung im VHS-Kurs aufgrund der eigenen Erfahrung der Teilnehmer, als das Gespräch auf die Frage stieß, ob Einsamkeit nicht gerade eine alle Tage vereinheitlichende Wirkung hat.

Soweit also durch Gewöhnung oder ‚Ablenkung‘ Einsamkeit erträglich wurde, lassen beobachtete Familienausflüge, die fest an die zeitlichen Meilensteine der Sonn- und Feiertage gebunden, weil nur an diesen möglich, sind, die heilende Wunde aufreißen. Dabei dürfte besonders in den Fällen, wo Verwitwung vorliegt und Einsamkeit entstehen ließ, nicht die bloße Anschauung der noch kompletten Familie so schmerzhaft empfunden werden, sondern die Tatsache, dass mit einem feiertäglichen Spaziergang die Harmonie familiären Glücks assoziativ verknüpft ist und somit Erinnerungen an eigene, als glücklich empfundene Erfahrungen in der noch nicht auseinandergerissenen Familie wach werden. Sollten diese so glücklich nicht gewesen sein, so unterliegen sie bekanntlich in der Retrospektive allemal harmonisierender Verklärung; kam es im Falle von unfreiwilligen Ledigen oder Soldatenwitwen nie zu einer vollständigen Familie, so ruft doch dieser Anblick sehr konkret das Unerfülltgebliebensein des Lebensraumes und seine Nicht-mehr-Erfüllbarkeit immer noch aufs Neue ins Bewusstsein.

Nicht emotional-selbstbezogen, sondern sehr reflektiert und kontrolliert, sehr altruistisch-kreativ geht mit dieser Beobachtung – sicher als Ausnahme – Frau 5 um, wenn sie rät:

„Nachdem mein Mann dann tot war, so die ganzen Jahre, wenn ich dann Ehepaare gesehen habe, hätte ich denen am liebsten gesagt: ‚Kinde, wisst ihr auch, wie gut Ihr’s habt? Seid bloß nett zueinander! Nutzt das aus! Nutzt jeden Tag!‘ Sie sollen das nutzen! Sie sollen sich ruhig bewusst werden, wie schön das noch ist, wenn man zusammen ist.“ (B 5)

4.1.1.1 Das diesbezügliche gesellschaftliche Problembewusstsein und sozialpolitische Forderungen

Zwar lässt sich vom Bewusstsein der Gruppe der Journalisten nicht bruchlos auf das Bewusstsein der Gesamtgesellschaft schließen, doch lässt sich immerhin davon ausgehen, dass sie in ihrem Produktangebot auf vermutete oder tatsächliche, jedenfalls von ihnen erwartete Publikumserwartungen eingehen. Ob sie diese mit ihrem Angebot

dann treffen oder nicht – sie nehmen doch in jedem Fall auf dieses Bewusstsein Einfluss. Somit handelt es sich generell um eine Wirkung und, falls sie antizipativ ‚richtig lagen‘, um eine Wechselwirkung. Reagieren sie also ‚richtig‘, das heißt kongruent, auf die Publikumerwartung ließe sich davon sprechen, dass ihre Produkte in etwa einen Reflex des gesellschaftlichen Bewusstseins, seiner Stimmungen wie Gewissensbisse, repräsentieren. Diese ‚richtige‘ Reaktion unterstellt, hat ihr Programmangebot Indikatorfunktion, unter der betrachtet die Zusammenballung von Sendungen in Hörfunk und Fernsehen über alte Menschen, wie sie zur Weihnachtszeit zu beobachten ist, symptomatisch und allein deshalb schon interessant ist. Hinzu kommen direkte Aussagen zum Problem, teils, indem Einsamkeit zum Vehikel selbstbeweihräuchernder Eigenwerbung funktionalisiert wird, vermeintlich humorvoll, im Grunde zynisch:

„Solange der Westdeutsche Rundfunk noch sendet, kann niemand ganz allein sein!“
(WDR 2, 24.12.1979),

teils karitativ-appellativ:

„Go out and visit somebody who’s all around, maybe somebody in hospital [...] just to somebody who doesn’t get any visitors [...] please think about those people who are less fortunate than ourselves.“ (Radio Nederland, 25.12.1979)

Das heißt, die, wie wir gesehen haben, tatsächlich an diesen Feiertagen vorhandene Einsamkeit findet ihren Niederschlag in den Medien, Realität und Reflex sind prinzipiell konvergent. Divergenz tritt auf, sobald man sich die Macht- und Folgenlosigkeit dieser Appelle vergegenwärtigt.

Was die wünschenswerten Folgen angeht, so können und müssen diese in zwei Richtungen gedacht werden:

Erstens wäre es ebenso zynisch wie das WDR-Zitat und daher verfehlt, wollte man sich auf den Standpunkt stellen, die von Radio Nederland vorgeschlagenen Besuche zu Weihnachten hätten lediglich Feigenblattfunktion, da sie nur ein ‚Tropfen auf den heißen Stein‘ seien. Festzuhalten ist zunächst: Für den einzelnen Besuchten können sie von größter Bedeutung sein, zwar nicht für die Überwindung seiner Einsamkeit, wohl aber für eine vielleicht stundenweise ‚Ablenkung‘ von ihr, die ihm oder ihr aber vorübergehend Erleichterung bringt, im Bewusstsein: ‚Wenigstens eine Menschenseele kümmert sich um mich‘. Auch solche Besuche sind daher zu fördern. Aber: Beim ‚Tropfen‘ bleibt es, wenn sozialpolitisch nicht Sensibilisierungsarbeit dafür geleistet wird, dass Einsamkeit zu Weihnachten nur symptomatisch manifest wird, dass zu

Weihnachten nur *besonders* einsam ist, wer es in der Regel abgeschwächt auch sonst ist. Das heißt, aus punktuellen, einmal im Jahr stattfindenden Besuchen sollte möglichst Freundschaften sich entwickeln, die das Fundament kontinuierlicher Kontakte sein sollten. Weil sich aber Freundschaften nicht programmieren lassen, so wären immer noch als zweitbeste Form kontinuierliche Besuchs-,dienste' anzustreben, die, institutionalisiert, auch schon von Verbänden wie dem Roten Kreuz betrieben und supervisiert werden. Darüber hinaus können diese gerade der Ausgangspunkt für tatsächliche Freundschaften werden, die dann das Korsett der Institution nicht mehr nötig haben. Erst dann haben Besuche ja auch freiwilligen, entroutinisierten Charakter und sind dann viel mehr dazu angetan, Einsamkeit tatsächlich zu beseitigen. Wie dem aber auch sei, das lineare Element gilt es zu stärken.

Zweitens sind gesellschaftliche Geselligkeitsangebote natürlich auch punktuell an den Feiertagen zu vermehren und praktischen Erfordernissen anzupassen. Erinnerung sei hier an das kleine, den Nagel auf den Kopf treffende Gedicht am Beginn des Feiertagskapitels. Weihnachtsfeiern zum Beispiel müssen eben zu Weihnachten, auch und gerade am Heiligabend gefeiert werden und nicht Wochen im Voraus, wenn sie *diesen* Sinn haben und nicht zur zufällig kurz vor Weihnachten stattfindenden Vereinsfete degenerieren sollen. Die Stunden, in denen die Einsamkeit von den Alten am stärksten erfahren wird, dürften mit den Stunden identisch sein, in denen auch das Betreuungspersonal aller Art am liebsten bei der Familie, dem/der Verlobten usw. ist. Das ist das große Problem und sicher auch der Grund für die Halbherzigkeit der bisherigen Angebote. Hier muss – alles natürlich nur solange und unter der Voraussetzung, dass diese Feste soziokulturell noch nicht ihres besonderen Charakters beraubt sind – nach pragmatischen Lösungen gesucht werden, sei es in integrativer Richtung, dass die Familienfeier des Betreuers mit der der ‚betreuten‘ Alten in eins fällt, oder, wenn sich dies als allzu utopisch erweisen sollte, dass man über Extragratisifikationen solche Dienste bereitstellt. Vorhandenes gilt es zu verbessern: Sehr löblich veranstaltet die Telefonseelsorge am 25.12. eine „Offene Weihnachtsfeier für Einsame“ (laut Jahresbericht 1978), aber warum nicht am 24.12.? Viele Tagesstätten, kirchliche wie städtische, haben auch Heiligabend geöffnet, aber nur bis 18:00 Uhr. Danach kommt das Heulen auf dem Nachhauseweg, wenn wir an das Interview mit Frau B 6 denken. Hier wäre also wenigstens bis 20:00 Uhr geöffnet zu halten – aber dann ist es dunkel. Da die Angst

vor der Dunkelheit bei unseren Alten geradezu als *das* den Alltag beherrschende Thema bezeichnet werden kann – das meines Wissens noch völlig gerontologischer Forschung harrt – sind, wie schwierig und teuer es auch ist, Heimfahrdienste einzurichten. Anderenfalls nützen die längsten Öffnungszeiten nichts. Zu denken wäre auch an den Ausbau ganzer gruppenmäßiger Aufenthalte im Block der Weihnachtswoche, die auch sämtliche Weihnachtsvorbereitungen in Gesellschaft einschließen. Hier wäre an eine Veranstaltung zu denken, wie sie 1979 die Volkshochschule Zehlendorf in der Heimvolkshochschule Glienicke durchgeführt hat.

Bei allen Aktivitäten dieser Art ist ein Punkt nicht zu vergessen, der sich in anderen Zusammenhängen im Laufe des Forschungsprojekts immer wieder als Angelpunkt erwies: der der Information. Folgende Meldung des KDA-Informationendienstes zeigt, worum es geht:

„Einen telefonischen Ansagedienst richtete die Seniorenzeitung München am Freitag, 21.12.79, zwischen 14 und 18 Uhr ein. Ältere Menschen konnte sich während dieser Zeit dort kostenlos darüber informieren, an welchen Orten in München am Heiligen Abend und zwischen Weihnachten und Neujahr spezielle Veranstaltungen für Senioren durchgeführt wurden.“ (KDA, 1/2/80, 4)

Dem vorgelagert liegt ein Problem, das sich ebenfalls immer wieder als Lücke im Informationshaushalt der Alten erwies: das der Information über die Information. Der genannte telefonische Ansagedienst nützt so lange nichts, wie ich nicht weiß, dass es ihn gibt bzw. unter welcher Rufnummer ich ihn erreichen kann. Es mangelt an allgemeiner Aufklärung über die prinzipiellen Koordinaten der Medienlandschaft, an deren Schnittpunkten regelmäßig altenrelevante Informationen erhältlich sind. Doch kann dieser Punkt hier nicht eingehender behandelt werden. Spezielle Forschung hätte außerdem noch den Angebotsbedarf für Ostern und Pfingsten zu ermitteln.

4.1.2 Die Wochenenden

Im Tenor kaum vom Ausgangsmaterial zu den Feiertagen zu unterscheiden ist das zu den Wochenenden vorliegende Material: Ein Mitglied einer Schmalenberger Alten-Großwohngemeinschaft vergleicht:

„Und wissen Sie, so diese langen Sonntage in Großstädten bei schlechtem Wetter für einen alleinstehenden alten Menschen, die sind ja *schwer* erträglich, aber hier ...“.
(DREWS-BERNSTEIN, 1977)

Diese Erfahrung wird voll durch das nächste Zitat bestätigt:

„Am Freitagabend ging's bei mir dann los: wie kriegste die Zeit rum, was machste bloß? Oh mein Gott, was hab' ich die Wochenenden gehasst!“ (,Brigitte' 5/1979, 184)

Der Block bevorstehender Zeit erscheint als bedrohlich und resultiert in Hass auf das soziochronische Konstrukt des Wochenendes. Deutlich ist das Vakuum zu spüren, das sich da vor den Sprecherinnen auftat (bevor sie ihre Lage änderten). Die viel beschworene Isolation in der Großstadt und melancholisierendes (Herbst-?)Wetter taten im ersten Fall ein Übriges. Zwar geht es hier nur um die Frage, wann Einsamkeit gespürt wird; doch muss hier schon deutlich gemacht werden, dass das genannte Vakuum ein Vakuum an Inhalt ist, dessen Abwesenheit überhaupt erst Zeit bewusst und in härteren Stadien des Leidens „schwer erträglich“ macht oder hassen lässt. Dies wird sofort deutlich, wenn man sich Jedermanns Erfahrung im Alltag vergegenwärtigt, dass man Zeit bei Vorhandensein einer Fülle von Aktivitäten überhaupt nicht bewusst wahrnimmt, dass sie ‚wie im Fluge‘ vergeht und man sich in extremeren auf dieser Seite der Skala darauf freut, endlich mal Zeit für sich, die Familie, Hobbys usw. zu haben. Das heißt, kommt man in diesem Fall kaum zu den ‚eigentlich‘ interessierenden Aktivitäten, so fehlen im anderen Fall auch diese, ganz zu schweigen von jenen entfremdeten Pflichten, die vor diesen liegen und einen die Zeit vergessen lassen. Die Frau selbst drückt den engen Zusammenhang aus: An ihr ‚Wie-die-Zeit-rumkriegen‘ schließt sie unmittelbar die nach dem ‚Was-bloß-machen‘ an.

Im Fall des ersten Zitats pflegt ein Drittel der Bewohner ein zweites pflegebedürftiges Drittel, während sich ein drittes Drittel pflegeneutral verhält. Es kann angenommen werden, dass die Interviewte zu dem aktiven ersten Drittel gehört, also ihre Aufgabe gefunden hat. Halten wir zunächst fest, dass das Schwer-Ertragen oder Hassen von Wochenenden als ein Block von Zeit dessen Bewusstwerden voraussetzt, das seinerseits nur eine Manifestation von Schwierigkeiten mit der inhaltlichen Gestaltung des eigenen Lebens ist. Damit ist noch nichts über deren Gründe, also die eigentlichen Ursachen gesagt.

Nicht ganz so deprimierend-hoffnungslos, dafür eher hilflos klingen die nächsten Zitate:

„Gerade am Samstag und Sonntag, wenn die Tage so lang sind, da wär' es doch schön, wenn man jemanden hätte, mit dem man mal spazieren gehen könnte.“ (ExKr)

„Sonntags wisse man gar nicht, wohin man gehen solle; aus der Gropiusstadt rausfahren könne man ja auch nicht immer.“ (ExGs)

„Wie wär‘ das schön, an einem Sonntag zu wissen: da gehst du jetzt hin.“ (FR, 12.12.1977)²⁴

Hier wird der Aktivitätspartner ersehnt bzw. ein räumlich-soziales Ziel vermisst, auf das hin man die Wohnung verlassen könnte. Damit man sich in etwa vorstellen kann, was den Alten dabei vorschwebt, will ich erwähnen, dass ich mich daran erinnern kann, dass meine Gesprächspartner im Feld bedauerten, dass es nicht mehr wie früher jene Biergärten oder ähnliche billige Gaststätten gäbe, in denen man im Sommer mit Musik und Tanz und ohne nennenswerten Konsumzwang im Freien sitzen konnte – eine Idee, die auch für Jüngere attraktiv ist, wie die ständige Überfüllung der wenigen Gartenlokale und Kaffeeterrassen in Berlin zeigt.

Bemerkenswert ist noch der schon im Kontext der Feiertage aufgetauchte und jetzt zweimal wiederholte Ausdruck „lange Tage“. Leider ist es mir nicht gelungen, in den Interviews dessen Semantik auszdifferenzieren. Meine Mutmaßung war nämlich, dass im Falle der Feiertage der Gesamtblock aller Feiertage und im Falle der Wochenenden deren einzelne Tage als lang bezeichnet werden.

Frau 4 antwortet auf die allgemeine Annäherungsfrage, ob sie außer unter ihren Krankheiten auch unter ihrem Alleinsein leide:

„Ja, speziell sonntags bin ich denn eigentlich immer allein. Ich habe ... sie nennen sich Freundinnen, haben aber keine Zeit für mich. ... Immer allein sonntags ist auch bedrückend, nicht? Gewiss, man hat sich mit der Zeit daran gewöhnt, aber wenn man sich nicht mehr aussprechen kann ...“. (B 4)

Hier musste also die Thematik nicht erst angesprochen werden, sondern wurde von der Dame selbst als der Brennpunkt ihrer Einsamkeit genannt. Sie hat auch früher schon niemanden für sonntägliche Aktivitäten gehabt, seit ihrem 22. Lebensjahr (!), wie sie sich erinnert. Damals wurde zuerst ihre Mutter pflegebedürftig und nach deren Tod dann ihr Vater, der in einer Nervenheilanstalt sein Leben beschloss; danach zog ihre von Anfällen geplagte zuckerkrankte Schwester zu ihr in den Westen. Während dieser ganzen Zeit ging es auch mit ihrer eigenen Gesundheit bergab, so dass sie frühzeitig aus dem Berufsleben ausscheiden musste. Sie selbst resümiert: „Durch die Pflege für meine Familie bin ich zu nichts gekommen.“ (B 4)

²⁴ Zitate aus der Frankfurter Rundschau entstammen Falldarstellungen im Rahmen einer von dieser Zeitung allherbstlich durchgeführten Wohltätigkeitssammlung.

Sie kam auch nicht zum Heiraten, hatte nur eine einzige züchtige Bekanntschaft mit 18. Verwitung als häufig Einsamkeit entweder hervorrufende oder verschärfende Ursache entfällt also bei ihr; die Einsamkeit hat sich in diesem Fall chronisch über Jahrzehnte hinweg entwickelt.

Was diesen Fall trotz außergewöhnlicher Biografie unter dem Aspekt der Wochenenden weniger interessant macht, ist, dass aus ihm nichts Wochenendspezifisches hervorgeht. Auch Frau 6 erwähnt nur: „Sonntag ist das Schlimmste.“ Wesentlich ergiebiger ist hier Frau 5. Am meisten machen ihr zwar die Nachmittage zu schaffen, aber

„Sonntag ist immer schlimm. Also ich bin froh, wenn der Sonntag rum ist, nicht? Das ist der *ganze* Tag. Da ist es immer sehr schön, wenn mal jemand anruft vormittags ...“.
(B 5)

Was sie mit dem „ganzen Tag“ meint und wieso eben der Sonntag „schlimm“ ist, sagt sie wenig später:

„Bin doch schon als Kind ungern sonntags in einer Stadt gewesen, durch eine Stadt gegangen, das war mir einfach furchtbar. ‚Stadt‘ bedeutet für mich ‚offene Läden‘. Ob ich nun reingeh‘ oder nicht, spielt keine Rolle – aber Betrieb ... geschlossene Läden, alles zu, alles still, Leute gehen spazieren, bleiben bloß mal am Schaufenster stehen, also das ist eine makabre Angelegenheit.“ (B 5)

Das schläfrige Bild, das unsere Städte sonntags bieten, ist es also, was dieser Dame zu schaffen macht. Schon die Schmalenberger Dame erwähnte die Großstädte. Dieses Bild ist natürlich in kleinen Provinzstädten nicht anders – eher noch extremer. Vermisst wird also etwas, das als Gegenbegriff mit ‚Betriebsamkeit‘, ‚Geschäftigkeit‘, ‚reges Leben‘ bezeichnet wird. Bemerkenswert ist, dass diese Stimmung mit Frau 5 auch eine Dame überkommt, die ansonsten ein reiches Interessenleben führt (Kunst, Literatur, Vorträge, Korrespondenz) und nicht etwa auf – hier fehlende – äußerliche Reize angewiesen ist. Ich möchte schon hier fragen: vermisst nicht auch Frau 5 ein räumlich-soziales Ziel sonntäglicher Aktivität, fehlt nicht allgemein in dieser als Tristesse empfundenen Ruhe der lebendige, Geselligkeit und Aktivität ermöglichende Akzent, durchaus auch für Jüngere, besonders aber für die Alten?

Es werden sich später Zitate finden, in denen die Rede davon ist, dass man mal wieder „unter Menschen“ sein müsse. Zwar ist dann meist an turbulente Massenunterhaltungsveranstaltungen gedacht, doch zielt doch auch schon die Betriebsamkeit auf den Straßen, die man hier vermisst, in diese Richtung. Wenn man die Gebundenheit

menschlicher Identität an die Existenz und Definitionsleistungen von Mitmenschen, also der Gesellschaft, bedenkt, zudem sich vergegenwärtigt, dass der Handel oder zumindest reduziert: das Einkaufen für den Städter Angelpunkt seiner Lebenserhaltung ist, dann erscheint das Wort „makaber“ nicht mal mehr als übertrieben.

Auch Frau 2 aus Serie A, die zwar keine Probleme mit Feiertagen hat, da hier die Beziehungen zu ihren Kindern zum Tragen kommen, empfindet die Einsamkeit am Wochenende. Auch sie bildet einen Gegensatz zum Alltag heraus, „wenn das Leben pulsiert“. Aber am Wochenende sei sie „mutterseelenallein“. Außer Haus gehe sie nur, wenn Bekannte sie anrufen. Denn alleine gehe sie nicht durch die Straßen; erstens fürchte sie sich (auch bei Helligkeit sei schon einer Dame die Handtasche entrissen worden), und zweitens komme sie sich wie ein „Hund ohne Schwanz“ vor. Von sich aus könne sie aber nicht die Initiative ergreifen, der jeweils Andere müsse den ersten Schritt tun. Das ist es auch, was sie am Sonntag vermisst: jemanden, der ihr einen „Schubs“ gibt, sie zum Beispiel zum Spaziergehen mitnimmt. Hier ist es also eine persönlichkeitspezifische Zurückhaltung – sie selbst nennt diese „Phlegma“ – die initiativhemmend wirkt; sie verharrt in einer Kooperationsangebote erwartenden Haltung, deren einsames Opfer sie wird, wenn diese Angebote ausbleiben. Wenn es einmal so weit gekommen ist, verhindern Angst und Sinnleere die Aktivität, die man sich in Gesellschaft erhofft hatte, und versperren somit einen Ausweg aus der aufgrund des Ausbleibens der Anrufe aktualisierten Einsamkeit.

„Das Alleinsein merkt man dann schon“, sagt auch Frau A 5 vom Wochenende, denn: „Der Sonntag soll sich doch immer etwas vom Alltag unterscheiden.“

Damit macht sie selbst ihr Problem an eben jener Norm des Besonderen fest, derer Frau B 2, wie wir sahen, die bereits weitgehend säkularisierten Feiertage durch konsequente Infragestellung der verbliebenen, eine besondere Atmosphäre verbreitenden Formen entkleidet hat.

Es muss jedoch eben davon ausgegangen werden, dass die weitaus meisten der einsamkeitsgefährdeten alten Frauen den Sonntag traditionell als etwas Besonderes ansehen – und er ist es ja auch, nur eben umgekehrt als sie es ein Leben lang gewohnt

waren. Vom Zielpunkt der Woche, in dessen Antizipation alle Entsagungen des Alltagslebens in Kauf genommen werden konnten, hat er sich zum Schreckenstag gewandelt; der Montag lässt aufatmen, das Verhältnis hat sich verkehrt. Diesbezüglich scheint sich zögernd ein Problembewusstsein zu verbreiten; erste Hoffnung rechtfertigende sozialpolitische Umsetzungen zeigen dies an. So meldet der KDA-Pressedienst schon 1977:

„Abwechslung am Wochenende bietet der von Pro Senectute in Basel geschaffene ‚Sonntagsclub‘ für ältere Bürger mit gemeinsamen Spaziergängen oder Spielnachmittagen und anschließendem gemütlichen Kaffeetrinken.“ (4/5, 1977)

Vom Inhalt soll hier ganz abgesehen werden, auf den ‚Sonntag‘ soll das Augenmerk gerichtet sein.

Seit Kurzem öffnet der Arbeiterwohlfahrt-Kreisverband Marburg seine dortige Tagesstätte auch sonntags von 14 bis 18 Uhr (KDA 1/2, 1980), und in Berlin-Wilmersdorf findet nun von Anfang Oktober bis Ende März sonntags regelmäßig in einer Tagesstätte „Sonntagstheater für Senioren“ statt (ebd.).

All diese Maßnahmen sind damit noch nicht im Licht ihrer Einsamkeit beseitigenden Potenz evaluiert – was im Grunde genommen sowieso nur den Betroffenen selbst überlassen bleiben kann –, doch sind sie als die so vielfach vermissten räumlich-sozialen Ziele in der Weite sonntäglicher Lethargie zu begrüßen und zur breiten Nachahmung zu empfehlen.

4.1.3 Die Nachmittage

Dass der normale Nachmittag als zeitlicher Ort, an dem Einsamkeit manifestiert wird, anzusehen sein könnte, war mir und meinen Gropiusstädter Kollegen während unserer Exploration nie begegnet. Dies mag zu einem guten Stück daran liegen, dass wir es ja stets mit Tagesstättenbesuchern in der Tagesstätte zu tun hatten, also während einer sozialen Situation, in die man sich gerade als – eventuell erfolgreiche – Gegenmaßnahme begab, sofern sich am Nachmittag solche Gefühle einstellten. Weil die Alten diesen Punkt also nicht thematisierten, waren wir nicht für seine mögliche Latenz sensibilisiert worden und konnten ihn deswegen auch nicht von uns aus ansprechen. Zum

ersten Mal wurde ich daher mit der Möglichkeit nachmittäglichen Auftretens von Einsamkeit durch die Diplomarbeit von PAWLETKO (1979, 48) konfrontiert. Er schreibt:

„Der Nachmittag ist das ‚Schreckgespenst‘ immens vieler alter Frauen. Nachdem der Vormittag durch *Morgenriten* [es folgen Tätigkeitsbeispiele, HH. – Hervorhebung durch den Autor], tägliches Säubern, Einkaufen und Zubereiten des Mittagessens gut über die Runden gebracht ist, erscheint der Nachmittag den meisten alten Frauen (zumindest den alleinstehenden) als gähnende Leere.“

Und er zitiert: „Nachmittags at man ja Zeit“ als Begründung dafür, dass nach dem Tod des Mannes die Tagesstätte ausgesucht wird (ebd.).

Ich möchte nicht die Fundierung seines Eindrucks und schon gar nicht die Möglichkeit, dass die Nachmittage zu diesen Zeitpunkten zu zählen sind, in Frage stellen. Ich möchte nur hervorheben, dass ich aus meinen Erfahrungen den Eindruck, dass es sich hierbei um ein Problem „immens vieler alter Frauen“ handelt, nicht teilen kann. Das einzige Mal, wo *mir* diese Manifestation in der Praxis begegnete, was der Fall von Frau 5 aus Serie B und hier selbstinduziert. In allen anderen Fällen wurde der Nachmittag auch bei offenen Fragen nach eventuellen bestimmten Zeitpunkten, an denen sich die Einsamkeit besonders bemerkbar mache, nicht genannt.

Frau 5 spricht nun davon, dass die Nachmittage, die sie in diesem Sinn gegen 15:00 Uhr beginnen lässt, „die schwierigsten Zeiten“ seien. Sie bekomme eine „depressive“ Stimmung, vermute aber, dass das so in ihr drinstecke, denn schon als Kind sei es ihr „schrecklich“ gewesen, nachmittags an einer Schule vorbeizugehen. Sie vermisste „das Leben“. Wir erinnern uns hier an ihre ganz analoge Äußerung bezüglich geschlossener Läden an Sonntagen. Dabei sei es „zu Hause“ so „schwer auszuhalten“, wenn sie dort allein sei. „Man rutscht einfach ab du brauchst da eine Menge Energie, um sich wieder hochzuholen“, beschreibt sie diesen Zustand. Sie erinnert sich dann in zweifacher Hinsicht an früher. Früher hätte sie sich nach den vormittäglichen Besorgungen mal ein Stündchen mit ihrer mittlerweile gestorbenen Schwester zusammensetzen können. Nun sei man eben den ganzen Tag allein. Wenn man „keine Ansprache“ habe, sei das „nicht zum Aushalten“. Doch dann besinnt sie sich, das Alleinsein selber könne es auch nicht sein, denn früher sei sie gerne allein gewesen. Da habe sie aber gewusst: „Der Andere kommt immer wieder“.

„Wenn man eben dann nachher wirklich allein ist, wo keiner mehr kommt, dann kommt das erst.“ (B 5)

Interessanterweise ist dieses Gefühl wieder weg, sobald es dunkel wird. Nur die „Schlummerstunde“ bildet für sie eine „Klippe“. Dazu kommt: Alles, womit sie sich am Nachmittag an sich durchaus beschäftigen könnte, hat im Gegensatz zu den vormittäglichen Tätigkeiten „nichts mit Notwendigkeiten zu tun“, ist gesucht, beliebig.

Fassen wir dies zusammen, so lässt sich herausdestillieren: Frau 5 leidet dann nachmittags unter Einsamkeit, wenn sie *allein zu Hause* ist, und dann deshalb, weil erstens das *Alleinsein Dauerzustand* ist und zweitens die *pflichtmäßige Inanspruchnahme* im Sinne der täglichen Lebenserhaltung *fehlt*.

Damit konnte – weit über das Erkenntnisinteresse dieses Abschnitts hinausweisend – das Fehlen zweier grundsätzlicher Bedingungen menschlicher Existenz als Einsamkeit verursachender Faktor ermittelt werden.

4.1.4 Übrige Zeitpunkte

Nur selten finden sich Hinweise auf weitere Zeitpunkte, an denen sich Einsamkeit manifestiert, und es erfolgen dazu auch keine längeren Ausführungen, so dass sie hier nur mehr summarisch erwähnt werden können. Sie werden in der Zusammenfassung dieses Kapitels noch einmal gewürdigt werden.

Einer dieser Zeitpunkte ist wieder der Sorte besonderer Tage zuzurechnen, und zwar handelt es sich um *Geburtstage*. Dies war ein Hinweis aus der VHS-Gruppe. Ebenfalls dort wurde eine weitere Tageszeit genannt, nämlich *abends*, wenn man nicht einschlafen kann. Dieser Zeitpunkt wurde auch, unter Hinzunahme von *morgens*, in einem Interview erwähnt, das WENKE (1980, 191) wiedergibt; hier mit der Begründung, dass einem zu diesen Zeitpunkten das Fehlen des Partners im leeren Bett zu schaffen mache. Auch bei der Telefonseelsorge rufen laut „Stern“ (13/1978, 126) Einsame besonders nach der letzten Tagesschau an.

Zusammenfassung

Fasst man die Zeitpunkte, an denen Einsamkeit sich manifestiert, zunächst rein summarisch zusammen, so handelt es sich, ganz grob eingeteilt, einmal um ‚besondere

Tage im Jahresverlauf': Wochenenden, Feiertage und Geburtstage (zu fragen wäre hier wohl auch nach Sterbetagen; allerdings wurden diese nirgendwo genannt), zum anderen um ‚bestimmte Zeiten im Tagesverlauf‘: die Morgenstunden, die Nachmittage und die Abende.

Damit wäre die lediglich Zeitpunkte sammelnde Funktion dieses Abschnitts eigentlich erfüllt. Doch begäbe man sich wertvolle Erkenntnischancen, wollte man nicht auch die vielen Hintergründe, die das bisherige Material mitlieferte und die unverbunden bereits ansatzweise interpretiert worden sind, in Beziehung setzend zusammenfassen. Dies könnte als Bildung eines ersten Theoriestückes betrachtet werden.

Ein als zentral herausgearbeitetes Element war das Inhaltsvakuum des Lebens, konkreter: die Abwesenheit sinnvoller Aktivität, im speziellen Fall pflichtmäßiger Aufgaben. Hiervon hatte ich bereits gesagt, dass diese Abwesenheit erst die Voraussetzung für die Erfahrbarkeit bis Erleidbarkeit von Zeit bildet. Die Zeit erscheint als „lang“. Im Falle von Sonn- und Feiertagen kommt nun die Aura des Besonderen hinzu. Die Feiertage sind hochgradig symbolisch geladen: Sie stehen überwiegend für besondere religiöse Ereignisse und beinhalten eine Fülle von Symbolen, die auch inhaltsentleert noch als formale Relikte eine enorme, eine Atmosphäre der Besonderheit generierende Potenz aufweisen. Auch die Sonntage sind seit Generationen einsozialisierte Fixpunkte des Alltags, Fokus ‚unter der Woche‘, im ‚grauen Alltag‘, aufgestauter, am Sonntag endlich zu befriedigender Bedürfnisse. Konnotationen der Erholung, Erbauung und des familiären Beisammenseins haften ihnen an. Das heißt, zu der gewahr gewordenen Zeit, die als unausfüllbare Zeit schon erschreckt, tritt das Gefühl hinzu, es sei eine besondere Zeit, die da unausgefüllt verstreicht.

Der Argumentationsstrang kann nun zwei Wege einschlagen: Entweder man macht eine Anleihe bei einem Konzept der Alten, das aber durch diese Arbeit kaum ausgewiesen ist – dem des „Grübelns“, und nimmt an, dass die so gekennzeichnete Zeit Zeit des „Grübelns“ ist, das die Gedanken auf die Kürze des noch verbleibenden Lebens lenkt und so der Familie, einmal als dem, was von einem fort dauern wird, aber auch als Hort der Wärme, der Ablenkung, des Trostes, einen hohen Stellenwert zuschreibt.

Oder aber man schließt ‚Familie‘ mit ‚Zeit‘ kurz und siedelt deren Bedeutung direkt an den oben geschilderten soziokulturell tradierten Definitionen dieser Feste als ‚Familienfeste‘ an. Die empirische Evidenz scheint eher für diesen zweiten, direkten Weg zu sprechen.

Die auf diese Weise hoch bewertete Familie kann nun im Fall ihres Vorhandenseins Erleichterung bringen, was hier natürlich heißt, dass sie Einsamkeit vergessen machen bis aufheben kann – mit allen denkbaren dazwischenliegenden Schattierungen. Im Fall ihres Nichtvorhandenseins wirkt dieser Sachverhalt auf zweierlei Weise problemverstärkend: einmal durch die kontrastierende Konfrontation mit denen, die Familie haben und dies auch sinnlich anschaulich zeigen; dies macht allemal die eigene Situation und unerfüllte entsprechende Wünsche bewusst. Zum anderen bewirkt das Gegenteil, das Nichtsehen von Familien oder Ehepaaren, perzipiert als Ausgestorbensein der sonst belebten Stadt, paradoxerweise genau dasselbe: Man ‚weiß‘ dann, dass die anderen mit ihren Familien zu Hause sind, so dass die Abwesenheit anderer Menschen und ihres lebhaften, lauten Treibens auf der Straße ein Ausgeschlossenensein suggeriert. Verstärkt oder zumindest nicht eben erleichtert wird diese zeitliche Manifestation durch Mangel an Familienersatz und eine gesellschaftlich-kulturelle Alternative, also durch die Tatsache, weder zu wissen, wohin man gehen könnte noch jemanden zu haben, mit dem man dorthin gehen könnte, wenn man es wüsste. Zu alledem kann im Einzelfall das individuelle Phlegma treten, so dass der potenzielle Interaktionspartner die Initiative ergreifen müsste.

So sind alle wesentlichen Elemente, wie sie im vorhandenen Material enthalten sind, in Beziehung gesetzt. Dies selbstverständlich in idealtypischer Weise, mit allen Einschränkungen, die diese Feststellung beinhaltet.

Noch einmal soll hier herausgehoben werden, dass die Komplexe ‚Inhalt / Aktivität / Aufgabe‘ mit der negativen Ausprägung ihrer Abwesenheit (und als deren Funktion die ‚Zeit‘) und ‚Angehörige‘ offenbar Schlüsselvariablen sind, jedenfalls zumindest Schlüsselvariablen, die für das Auftreten von Einsamkeit zu bestimmten Zeitpunkten verantwortlich sind.

4.2 Die Orte

Einsamkeit hat auch ihren räumlichen Ort. Mit derselben herausragenden Auffälligkeit, mit der in zeitlicher Hinsicht besonders Feiertage und Wochenenden als ihre Manifestationspunkte genannt wurden, sind es in räumlicher Hinsicht Hochhäuser und die Seniorentagesstätten. Es liegen außerdem Hinweise darauf vor, dass auch das Wohnen in Alten- und Pflegeheimen einsamkeitsbelastet ist, doch habe ich diesen Gesichtspunkt aus dieser Arbeit herausgehalten, einmal weil Institutionalisierung eine Lebensqualität sui generis darstellt und mit all ihren speziellen Implikationen die Darstellung der Situation des einfach nur alt gewordenen Menschen sprengen würde, zweitens weil nur 4 % der Alten institutionalisiert wohnen, und schließlich, weil weder die von mir ursprünglich ausgesuchten Tagesstättenbesucherinnen noch die später unter der unabhängigen Variablen ‚einsam‘ gesuchten und gefundenen Interviewpartnerinnen in Heimen wohnten.²⁵ Daher werden jene anderen beiden Orte hier schwerpunktmäßig untersucht.

Beginnen wir zur Einführung mit zwei Explorationsnotizen, die zudem beide Aspekte – und zudem in auffallend analoger Weise – verbinden. Aus den Protokollen (beide GS) geht hervor:

Eine Betreuerin hält Isolation begünstigt durch Hochhäuser, schließt jedoch an, die Vernachlässigung des Anderen beginne ja bereits in den Tischgemeinschaften der STS, denn bei wochenlangem Wegbleiben von Tischpartnern erfolgten keine Nachfragen.

Eine Besucherin hält Anonymität für mitverursacht durch Fahrstühle, schließt jedoch an, Anonymität sei auch in der STS durch „Cliqueswirtschaft“ nicht aufgehoben. Es bestehe ein Mangel an integrierenden Aktivitäten.

4.2.1 Die Hochhäuser

Betrachten wir also zunächst die Lage in den Hochhäusern. Außer den eben genannten lag hierzu als Ausgangspunkt noch folgendes Zitat vor:

Beklagt wird die Kontaktarmut im Hochhaus. Keiner kenne den anderen: „Wenn man da stirbt, das merkt überhaupt keiner“. (ExGs)

²⁵ In den Heimen sind es die in der Regel weitgehend eingeschränkten kognitiven, mentalen und motorischen Fähigkeiten sowie schwere chronische Krankheiten, die Isolation im Zimmer und damit tendenziell Einsamkeit fördern.

Bemerkenswert ist hier, dass als beispielhaftes Kriterium, anhand dessen Anonymität und Kontaktmangel belegt werden sollen, ausgerechnet das Sterben dient – ein Vorgang, der sicher auch in Hochhäusern mit 100 Mietparteien nicht gerade alltäglich ist. Daher verdient dieser Hinweis besondere Beachtung, weist er doch auf konkrete Ängste der Alten hin. Die im Alter als gehäuft anzunehmenden Gedanken ans Sterben werden in der Vorstellung verknüpft *mit der*, und konkretisierend geformt *durch die* aktuelle, als anonym empfundene Wohnsituation: ‚Werde ich allein sein, wenn es soweit ist? Wer wird mir helfen, mir beistehen? Wann wird man mich finden? Werde ich schon stinken? Wer wird die Wohnung auflösen?‘. Als Indiz für solcherlei Gedanken und ihr Gewicht kann auch gelten, dass mir zwei Damen während des Interviews spontan sorgfältig angefertigte Mitteilungen zeigten, welches Beerdigungsinstitut im Todesfall zu benachrichtigen sei, die sie in ihrer Briefftasche bei sich führten (die Damen B 4 und 6). Frau 6 hatte außerdem den Mietern über sich DM 100 gegeben, mit der Bitte, öfter mal nach ihr zu sehen – ohne Erfolg.

Statt sich also einer existenziell-lebensphilosophischen oder religiösen Auseinandersetzung mit dem Tod widmen zu können, werden die Gedanken auf der Ebene sozio-historisch spezifischer alltagsweltlich-praktischer Einzelheiten in Beschlag genommen.

Dieses Stichwort ‚Sterben‘ war mir willkommener Indikator für die Kontaktsituation im Haus. (Ob es schon einmal vorgekommen sei, dass man es nicht gemerkt habe, ob es passieren könnte usw.).

Auf zwei Schwierigkeiten ist jedoch vorab noch hinzuweisen: Wenn hier von der ‚Kontaktsituation im Haus‘ die Rede ist, so besteht die Gefahr, dass sich hinterrücks eine Begriffsverwechslung einschleicht, die an sich durch die definatorischen Prämissen geklärt war. Zwar kann ich mich auch im Hochhaus einsam fühlen und glauben, dass es am Hochhaus liegt; aber nicht jeder dort feststellbare Kontaktmangel dürfte schon für Einsamkeit gehalten werden. Die Untersuchung der Kontaktsituation soll hier den Stellenwert haben, eine positive oder negative Ausprägung der Kontaktsituation, also vorhandene oder nicht-vorhandene Isolierung im Haus, als *eine* der Entstehung von Einsamkeit förderliche oder abträgliche Bedingung anzusehen.

Die zweite, aus den an anderer Stelle dargestellten Auswahlkriterien der Befragten resultierende Schwierigkeit besteht darin, dass alle der in Serie A befragten Damen in Hochhäusern wohnen, aber, wie sich zeigen sollte, sich nur etwa zwei von ihnen einsam fühlen. Von den danach aufgrund des Merkmals, dass sie sich selbst als einsam bezeichneten, interviewten Damen, bei denen also der Wohnort nicht mehr konstant gehalten wurde, waren es aber nur drei, die in einem Hochhaus wohnten.

Das Nichtzusammenfallen der Variablen ‚Wohnen im Hochhaus‘ und ‚Einsamsein‘ in der ersten Serie zeigt nur (aber dies als wichtiges Zwischenergebnis), dass auch isolierte Wohnsituationen eine relativ geringe Einsamkeit erzeugende Potenz aufweisen. Die Aussagen der Damen über die Kontaktsituation im Haus und ihre Einschätzung derselben ist deshalb weder weniger valide noch vom Erkenntniswert her weniger wert.

Nicht zuletzt, weil sich in der ersten Serie eine gewisse Indifferenz in Bezug auf die Höhe des bewohnten Hauses herauschälte, habe ich die Frage nach der Kontaktsituation im Haus in Serie B beibehalten. Aber auch anderenfalls wären die Bewohner niedrigstöckiger Häuser als ‚Kontrollgruppe‘ willkommen gewesen.

Betrachten wir zunächst summarisch, was die A-Interviews ergaben, so stellen wir fest, dass sechs der acht Damen eine unbefriedigende Situation registrieren, wobei eine dieser sechs darin die Ursache ihrer Einsamkeit sieht. Die anderen zwei der acht Damen leben in einer positiven Situation, die in einem Fall sogar als besser als im vorher bewohnten Neubau in einem Altbauviertel betrachtet wird. Fast nie wird das Hochhaus als solches als ursächlich für eine negative Situation angesehen, es herrscht die individualisierende Meinung vor, wer kontaktscheu oder -arm ist, sei es immer, egal wie hoch das Haus ist. („Wer nicht will, der will nicht.“). Zweimal wird aber doch die im Haus versammelte Menge der Menschen als mögliche Ursache in Betracht gezogen. Was den unentdeckten Tod eines Mitbewohners betrifft, so wurde diese Möglichkeit meist für realistisch gehalten, und in zwei Fällen war es schon so passiert. Nur einmal war dies ausgeschlossen: Hier wurde sogar schon einmal eine Nachbarstür geöffnet, als der Nachbar bei längerer Abwesenheit das Radio hatte laufen lassen. Als Ursache

für die schlechte Situation, deren Oberflächlichkeit fast durchgängig mit der Standardformel „guten Tag, guten Weg!“ gekennzeichnet wurde, wurden genannt:

- dass „Gesocks“, Abrissmieter im Haus wohnten, die an Kontakten nicht interessiert seien, außerdem deren Fluktuation,
- dass die jüngeren Mieter wegen ihrer Berufstätigkeit gar keine Zeit für nachbarliche Kontakte haben,
- die „Unnahbarkeit“ der Mieter, festgemacht an ihrem Nicht-Grüßen, und
- die Menge der Menschen „zusammengewürfelte“ Vielfalt der Charaktere („nicht jeder passt zu jedem“).

Der Fall von Frau A 2, die ihre Einsamkeit besonders auf ihre Wohnsituation zurückführt, soll hier näher betrachtet werden. Auf die Frage, in welchem Maß alte Menschen von Einsamkeit betroffen seien, hatte sie ja geantwortet, dass die Stammbesucherschaft der Tagesstätte mit Sicherheit einsam sei, denn sonst würde man nicht dorthin gehen, zumindest nicht so oft. Auf sich selbst bezogen sagt sie:

„Wenn ich hier jemanden hätte, der hier nebenan wohnen würde, sagte ich: ‚Komm, wir machen uns’n Tässchen Kaffee‘ – ‘n andermal geh ich zu ihr rüber, dann brauchst’ ich doch nich’ nahe Tagesstätte zu gehen.“

Sie habe gar keinen Kontakt zu Mietern. „Hier ist *jeder* für sich.“ Die Lage dieser Dame ist weiter dadurch gekennzeichnet, dass sie nach zwei Herzinfarkten jetzt besondere Angst vor künftigen Notlagen hat. Sie könne doch nicht immer die Feuerwehr holen, was sie einmal getan hatte, und ob die Nachbarin da sei, die sie zur Taxe begleiten könnte, sei Glückssache. „Also im Endeffekt ist man allein.“

„Ich könnte hier schon in Verwesung übergehen, wenn nicht der Geruch nach draußen dringend würde ...“.

sagt sie von sich aus, um die Lage zu beschreiben (!). Dabei könne sie den Mitmietern keine Nachlässigkeit vorwerfen, denn sie selbst bleibe manchmal nächtelang weg, bei ihrer Tochter, genau wie jene lange abwesend seien.

Besonders verständlich wird ihr Leiden unter der Isolation im Haus, die bei ihr zur Einsamkeit wird, der sie mit dem Gegenmittel ‚Tagesstätte‘ begegnet, im Vergleich zu ihrem Wohnen früher im typischen Berliner Altbau. Dort war man „wie eine Familie“. Die Situation dort war gekennzeichnet durch eine Fülle gegenseitiger nachbarschaftlicher Hilfeleistungen. Die Grundlage hierzu wurde durch das Knüpfen erster Kontakte

bereits beim Einzug gelegt. Es war früher üblich, dass sich neu einziehende Mieter überall im Haus als ‚die Neuen‘ vorstellten. In diesem Fall waren es jedoch die Altm Mieter, die neugierig die Türen öffneten und ein Gespräch schon während des Einzugs begannen.

Weil es das heute unvorstellbare Ausmaß an ‚zwischenmenschlicher‘ Freundlichkeit und an Interesse kennzeichnet, sei auch folgende Anekdote, an die sich Frau A 2 erinnert, wiedergegeben: Sogar ihr Vormieter hatte über der Wohnungstür ein Willkommensschild angebracht und auf dem Kachelofen eine Tüte mit einem Stück Brot, Salz und einem Pfennig als Glücksbringer hinterlegt. Beide Wohnsituationen scheinen im Falle dieser Frau also extrem zu sein, so dass sich auch ihr Kontrast als extrem darstellt. Dabei muss aber beachtet werden, dass die Seite des Wohnens im Neubau der Gropiusstadt, nämlich das Unbekanntsein der Nachbarn bis höchstens Bekanntsein vom Sehen („Guten Tag, guten Weg!“) die Norm darstellt, nur dass andere hierunter nicht so stark leiden; die Altbaukontakte andererseits waren ebenfalls in fast allen Fällen gut bis besser, in diesem Fall wohl besonders gut.

Frau A 2 beklagt sich, dass sie nichts höre. Sie sei schon um 6, um 7 und um 8 Uhr aus dem Haus gegangen, doch nie ehe jemand zur Arbeit. Am Müllschlucker begegne sie niemandem und auch im Fahrstuhl selten.

Durch die Erwähnung im Explorativmaterial wurde der Aspekt ‚Fahrstuhl‘ in den Interviews ausdrücklich angesprochen. In einem Teil der Fälle entfiel dies (z. B. wenn die Kontakte im Haus gut waren oder man im Erdgeschoss wohnte), in sechs von acht einschlägigen Fällen wurde er als Problem bestätigt, das in einem Fall von der Interviewten selbst angeführt wurde; in zwei weiteren Fällen waren positive Erfahrungen gemacht worden. Die Begründung dafür, dass der Lift überhaupt ein Problem darstellt, lautete, dass man sich auf der Treppe früher mehr und länger sah, also mehr Zeit zum Sprechen hatte, während der Fahrstuhl „im Nu“ dort sei, wohin man will. Dabei sind diejenigen besonders benachteiligt, die in den unteren Etagen wohnen, weil die Verweildauer hier entsprechend kurz ist.²⁶

²⁶ Unter Umständen sind nicht nur die Höhe der Bewohnten Etage und die Geschwindigkeit des Aufzugs von Bedeutung, sondern auch die Frage der Steuerung. So hat nach meinen Recherchen bei einer „Druckknopfsteuerung“ die Kabine Vorrang vor außen gedrückten Wünschen, Kontakte werden also

„Vor allem durch den Fahrstuhl werden die ‚passiven Kontakte‘ (L. FESTINGER) vermindert, indem man sich nicht mehr so häufig trifft wie im Treppenhaus, das in kleineren Häusern ‚seiner Exterritorialität wegen‘ (E. PFEIL) der bevorzugte Ort nachbarschaftlichen Klatsches ist.“ (HERLYN & HERLYN, 1976, 74).

Eine verminderte Häufigkeit der Begegnungen kann doch aber allenfalls vom Kontaktausschluss durch die Steuerung (s. Anmerkung 26) bewirkt werden; ist diese kontaktfördernd entfällt dieses Argument wohl, denn der Zwang, sich nach oben oder unten zu begeben, wird ja durch das Vorhandensein eines Fahrstuhls nicht aufgehoben. Es bliebe also die rage der Verweildauer. Diese wäre dann dafür verantwortlich, dass Kontakte ‚passiv‘ bleiben: „Der geht ja so rasend schnell, man kommt ja gar nicht ins Gespräch“, klagt eine Dame (B 4) stellvertretend auch für die anderen. Wollte man ‚vom grünen Tisch‘ aus argumentieren, könnte man dem natürlich entgegenhalten, ‚wo ein Wille‘ sei auch ‚ein Weg‘. Das heißt, Türen lassen sich blockieren, um das Schwätzchen auszudehnen – nur wird damit der Fahrstuhl auch für andere blockiert, und offenbar wird von dieser Möglichkeit, vielleicht deswegen kein Gebrauch gemacht. Bliebe noch die Möglichkeit, ‚Umwege‘ zu fahren, also zur Etage des Nachbarn mitzufahren, aber diese Umstände nimmt man wohl ebenfalls nicht auf sich.

Doch keine Regel ohne Ausnahme: Die Damen A 4 und B 2 haben gerade im Fahrstuhl Bekanntschaften von Dauer gemacht. Einmal war eine Aktion der Hausverwaltung, nach Einbrüchen Schlösser auszuwechseln, das Thema, einmal der französische Akzent der Mitfahrerin, der die Interviewte animierte, nachzufragen und um Stunden französischer Konversation zu bitten.

Der Fahrstuhl ist also nicht ‚an sich‘ schlecht, denn er kann auch Chance, vielleicht sogar Zwang zur Kommunikation (auf so engem Raum, wo Schweigen vielleicht als peinlich empfunden wird) bedeuten. Doch wird er von der Mehrzahl der kompetenten Antwortenden für problematisch gehalten.

verhindert. Ähnlich ‚unkommunikativ‘ ist die „Zwei-Knopf-Vollsammelsteuerung“, die die Chancen, sich zu begegnen, halbiert: Von außen wählt man die Fahrtrichtung vor, und wenn die Vorwahl nicht mit der Fahrtrichtung übereinstimmt, fährt der Aufzug vorbei. ‚Kommunikativ‘ dagegen ist die „Ein-Knopf-Abwärtssammelsteuerung“, weil hier auf jeden Fall beim Passieren gehalten wird und nur die Abwicklung der Aufträge in Verrechnung der Fahrtrichtung erledigt wird.

Auf jeden Fall werden im Aufzug zwangsweise viele anonyme Mitbewohner, aber auch deren unbekannte Besucher getroffen, deren Nichtgrüßen auch ein paar Mal beklagt wurde. HERLYN & HERLYN schreiben:

„Im Hochhaus kennen nur noch wenige die Namen aller Hausbewohner und dementsprechend unterbleibt der Gruß notgedrungen auch gegenüber vielen Hausbewohnern.“ (ebd.)

Was am Nichtgrüßen von Unbekannten allerdings „notgedrungen“ sein soll, bleibt rätselhaft. Welche Not drängt da? Wahrscheinlich ist es den Autoren unbekannt, dass es Konvention ist, in Mietshäusern auch Unbekannte zu grüßen. So sind es auf jeden Fall alle Alten gewohnt. Zu dieser Sitte kann man nun stehen, wie man will. Man kann sie als überholt ansehen (und in der Tat trägt es manchmal lächerliche Züge, beim Besuch in fremden Häusern unter dem normativen Postulat zu stehen, wildfremde Mieter zu grüßen, die man zwei Meter weiter auf dem Bürgersteig nicht ansehen würde. Noch grotesker, weil eingedrillt, wirkt es, wenn Kinder sich beeilen, den formelhaften Gruß zu plappern) – oder man beurteilt, zumindest für die Fahrstuhlsituation, den Gruß als möglichen ‚Eisbrecher‘. Ob man es also bewusst ablehnt, derartige Riten mitzupraktizieren, oder nur schlicht nicht auf die Idee kommt, zu grüßen – aus Sicht der Alten ist das allemal ein Zeichen schlechter Erziehung, mangelnden ‚Schliffs‘, besonders, wenn der eigene Gruß nicht erwidert wird („die danken nicht“). Es werden also Erfahrungen nicht erwideter Interaktionsangebote gemacht, die das Bild von den Hausbewohnern prägen und Isolation konstituieren.

So ist für Frau A 8 das Nichtgrüßen im Haus die zentrale Assoziation bei der Frage nach dem Verbreitungsgrad von Einsamkeit und sie sieht darin auch einen wichtigen Grund für ihr Entstehen. Sie grüße jedenfalls jeden im Haus, egal, ob er ihr bekannt ist oder nicht. Dadurch werde bereits ein Kontakt hergestellt. Über jene Mieter, die nicht grüßen, sagt sie, die seien „furchtbar unnahbar“. Dadurch traue man sich nicht, sie anzusprechen. Diese „Unnahbarkeit“ erklärt sie sich damit, dass die Betroffenen vielleicht „ne trübe Erfahrung gemacht haben“. Nehmen wir noch die Aussage hinzu: „Ich glaube, hier im Haus sind viele einsam“, so wird man insgesamt sagen können, dass diese Dame die Kommunikationssituation im Haus negativ beurteilt.

Ganz anders sieht dies Frau A 4, die dasselbe Haus bewohnt und denselben Fahrstuhl benutzt. Sie berichtet von vielen netten Gesprächen im Fahrstuhl, auch mit Jüngeren,

und scheint sehr geprägt vom Zustandekommen ihres hausinternen Canasta-Kreises. Frau A 8 hatte sie am Müllschlucker kennengelernt, eine weitere Dame wie erwähnt im Fahrstuhl, und diese wiederum hatte die vierte Dame in den Kreis eingeführt. Sie ist es auch, die ihre Wohnsituation als besser gegenüber vorher beurteilt.

Diese Verbesserung im Vergleich mit der früheren Situation könnte natürlich zur Erklärung dieses Unterschieds in der Beurteilung herangezogen werden; jedoch hatte auch Frau A 8 im Märkischen Viertel, wo sie vorher wohnte, weniger Beziehungen zu anderen Mietern gehabt, als es jetzt der Fall ist.

Auf jeden Fall scheint mir bei der negativen Bewertung die Gesamtsituation im Haus im Blick zu sein; im Falle der positiven Bewertung scheint die eigene Kontaktsituation, die als befriedigend angesehen wird, der Bezugsrahmen der Beurteilung zu sein. Eventuelle unterschiedliche, weil zufallsbedingte Fahrstuhlerfahrungen müssten sich jedoch mit der Zeit einander angenähert haben.

Frau A 1 wies auf ein analoges Hochhauspezifikum und eine durch den ‚Fortschritt‘ der Haushaltstechnologie bedingte Änderung im Vergleich zu früheren Wohnsituationen hin: So verhindere der Müllschlucker, sich an der Mülltonne zu treffen, und der Staubsauger, sich an der Klopfstange zu begegnen. Ein Beispiel par excellence für die soziologische Potenz des ‚Laien‘, der als Experte für seinen Alltag bei etwas Reflexion desselben mit viel schärferem Blick die Feinstruktur seiner Lebenswelt zu erfassen vermag, als es der außenstehende Soziologe vor teilnehmender Beobachtung oder perspektivübernehmenden Interviews je könnte.

Andere Interviewte haben diese negative Funktion des Müllschluckers ebenfalls von sich aus angeführt. Doch auch hier soll die eine Ausnahme nicht unterschlagen werden, dass wieder Frau A 4 *gerade* am Müllschlucker jemanden kennenlernte. Und in der Tat kann man sich ja auch da treffen, bloß ist das Potenzial der zu Treffenden aufs Stockwerk beschränkt.²⁷

²⁷ Doch wohnt Frau A 8 die sie hier kennenlernte, einige Geschosse über ihr. Auf *diesem* Stockwerk wohnt deren Tochter, bei der sie regelmäßig saubermacht.

Dass also im Hochhaus überwiegend isoliert gewohnt und dies bemängelt wird, aber nur in einem Fall als belastend im Sinne von Einsamkeit empfunden wird, ist nun hinreichend verdeutlicht worden. Dabei gab es Hochhausspezifika, die überwiegend nicht gerade kontaktfördernd sind. Die zwei kurz geschilderten Ausnahmen²⁸ deuten schon darauf hin, dass diese Isolation auch für das Hochhaus nicht zwingend ist, sich vielmehr auch hier befriedigende Formen des Zusammenwohnens entwickeln lassen.

Um die ‚Gegenprobe‘ zu machen, soll jetzt die Wohnsituation in Altbauten und kleineren Neubauten geprüft werden.

Frau B 7 kennt niemanden in ihrem niedrigstöckigen Neubau, da alle berufstätig seien. Der Kontakt beschränke sich aufs Grüßen. Frau B 6 wohnt im Nachkriegsneubau und sagt:

„Wir haben hier ‘n richtiges Totenhaus.“
„Man sieht und hört nichts.“
„Einer kümmert sich nicht um den andern.“

Auf der Treppe werde kaum begrüßt, alle gingen arbeiten. Sie war es auch, der es nicht einmal gelang, es sich mit DM 100 zu erkaufen, dass die Mitmieter mal nach ihr sehen.

Frau B 5 wohnt in einem Neubau in ‚gehobener‘ Wohnlage. Auch sie klagt, sie könne sich schwer daran gewöhnen, dass sie keine Nachbarschaft habe. Sie wohnt übrigens zum ersten Mal in ihrem Leben zur Miete. An ihren früheren, außergewöhnlichen Wohnorten (Naturalisten-Kolonie Oranienburg-Eden, Kolonie deutscher Siedler in Brasilien) herrschte ausgeprägtes kommunales Leben. „Man trifft sich manchmal wochenlang überhaupt nicht“ klagt sie und meint „ein *bisschen* mehr Kontakt wäre nach meinem Geschmack normaler.“ Und:

„Um es mal grob auszudrücken: ich könnte hier ‘n paar Wochen vor mich hin stinken – keiner würde was merken und das ist nicht normal.“

Das Sterben, das auch hier wieder als Indikator für normale nachbarschaftliche Beziehungen dient (wie außer den übrigen diesbezüglichen Äußerungen auch noch bei Frau

²⁸ 1. Fall A 4: Canasta-Kreis im Haus,
2. Fall A 6: Nachbarschaftliche Hilfsdienste wie Mitkochen, Miteinkaufen, Besorgnis bei laufendem Radio bei Abwesenheit.

B 1) ist aber nicht die einzige Vorstellung, die sich bei ihr mit ‚normalen Kontakten‘ verbindet. Andere Symptome nennt sie auf Nachfrage: Sie meint es im Sinne eines Sich-um-den-anderen-Kümmerns –, dass man sich mal nach dem Befinden erkundige, mal frage, ob man die Einkaufstasche hochtragen solle oder mal eine Postkarte aus dem Urlaub schicke. Sie sei nicht dafür, immer „zusammenzuhocken“, eine „gewisse Distanz“ solle erhalten bleiben.

Ihre Erklärung für diesen Mangel an als normal empfundener Nachbarschaft lautet: „Das liegt an der Gegend.“ Die Leute seien nicht böse, sondern es sei Gedankenlosigkeit, und diese wiederum sei ein Charakterfehler. Alle „spinnen sich ein“ bzw. hätten „dicke Autos“ und führen damit ans andere Ende der Stadt. „Hier ist man sehr auf Distanz.“

Diese ihre Beobachtung, dass sich ihre Nachbarn ihre Kontakte primär außerhalb ihres direkten Wohnumfeldes suchen, stimmt mit einer allgemeinen Aussage von HERLYN & HERLYN:

„Diese distanzierte Nachbarlichkeit im unmittelbaren Wohnbereich braucht keineswegs eine intensive Kommunikation im weiteren Bereich des Wohnquartiers auszu-schließen.“ (ebd., 73)

und mit einem schichtspezifischen Befund von ROSOW überein, nach dem die Arbeiterklasse sich ihre Freundschaften eher in der unmittelbaren Nachbarschaft sucht, während die Mittelschicht diese primär aus der weiteren Umgebung selektiert (ROSOW 1967, 28), doch kann dies hier nicht im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Wichtig ist hingegen, dass sich auch in kleineren Häusern totale Isolation finden lässt und dies, nebenbei bemerkt, standortunabhängig: Frau 7 klagt im Arbeiterbezirk Kreuzberg, Frau 6 im mittelständischen Bezirk Steglitz und Frau 5 im geldkräftigen Oberschichtdistrikt Grunewald. Dies gibt denen recht, die sagen, mit der Höhe des Hauses habe die Frage der Isolation nichts zu tun – doch dürfte andererseits *ihre* Erklärung, dass es an jedem selbst liege, obzwar nicht völlig falsch, auch zu kurz greifen. Denn der Volkshochschul-Kurs, der ebenfalls zum Ergebnis der Höhenindifferenz kam, suchte etwas gründlicher nach Ursachen und wurde fündig: Demnach dürfte die Tatsache, dass Vergleiche mit der früheren Wohnsituation im Altbau so negativ ausfallen, mannigfachen zeitbedingten Strukturveränderungen geschuldet sein wie

- der gleichzeitigen Berufstätigkeit von Mann und Frau, wofür eine Ursache wiederum die moderne Verführung zum Kauf auf Raten sei, die entsprechende Zwänge schaffe (diese Begründung führen, etwas unspezifischer, auch viele Interviewte an);
- einer geringeren Anzahl Kinder, über die sich Kontakte immer trefflich knüpfen lassen (für die Erklärung der geringen Geburtenrate können teils Umgewichtungen im Wertekanon potenzieller Eltern zugunsten Eigentumsbildung, teils Skrupel angesichts verschlechterter Umweltbedingungen und Lebenschancen herangezogen werden);
- Tendenzen zu größerer Selbstverwirklichung, die Kontakte nicht länger der Zufälligkeit des unmittelbaren Wohnbereichs überlassen, sondern diese vermehrt außerhalb des Hauses suchen lassen;
- mehr durch Behinderung / Krankheiten immobile alte Menschen.

Zu ergänzen wäre die schon von einer Interviewten erwähnte Fluktuation, die erklärbar wäre durch den mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel einhergehende erhöhte berufliche Mobilität.

Erst in dem nach Maßgabe dieser Bedingungen verbleibenden Spielraum käme die Eigeninitiative jedes Einzelnen zum Zuge. Darum wäre dieses Argument zwar nicht falsch, doch wäre ihm ein geringerer Stellenwert einzuräumen.²⁹

Sieht man von der großen, hier nicht zu diskutierenden Frage ab, welche fantasievol-
leren utopischen Wohnformen in der Zukunft als Randbedingungen das Ihre zu einem
kommunikativeren Wohnen beitragen könnten, und vergleichen wir, wie geschehen,
nur die konventionellen Formen, so scheint nach Berücksichtigung aller Befunde trotz
weitgehender Wohnisolation eine gezielte Prüfung der Wohnsituation speziell im
Hochhaus für künftige Untersuchungen nicht mehr zwingend geboten. Wenn sich die
angeführten Strukturwandlungen als die eigentlichen Ursachen bestätigen sollten,
wäre die Variable ‚Hausform‘ künftig zugunsten soziokulturellen Vergleichs entlang der

²⁹ Diese verkürzte Perspektive subjektiver Autonomie unter Vernachlässigung sozioökonomischer Strukturbedingungen bildet sich analog im Ansatz des Symbolischen Interaktionismus ab, der jene ebenso unhinterfragt verabsolutiert und diese als kaum der Erwähnung bedürftige „heteronome Systembedingungen“ vernachlässigt.

Zeitdimension zu vernachlässigen. Die durchweg guten bis sehr guten Erfahrungen, die die Alten in früheren Jahrzehnten in Häusern, die wir heute als Altbauten bezeichnen, gemacht haben und die sie die Hausgemeinschaft aufgrund alltäglich praktizierter Solidarität mit einer Geborgenheit bietenden Familie vergleichen lassen, wären dann allenfalls hinsichtlich der Überschaubarkeit von vielleicht acht Familien pro Haus auf die Art des Hauses zurückzuführen.

Wenn auch die durchgängig zu beobachtende Wohnisolation nur in einem Fall recht deutlich Einsamkeit zur Folge hatte, bewerteten doch die anderen von ihr Betroffenen sie keineswegs neutral, etwa in dem Sinne, dass es aufgrund außerhäuslicher Kontakte keine Rolle spiele, ob es mit Nachbarn zu Interaktionen kommt; vielmehr wurde sie durchaus beklagt. Insofern irrt „Frau J.“, wenn sie in einer Zeitungsreportage annimmt, dass „niemand von einem Mieter erwarte, andere Mieter zu kennen“.

Es ist mittlerweile bekannt, dass Anonymität im Hochhaus – der eben allgemeiner und doch genauer: im großstädtischen Mehrparteienwohnhaus – von vielen wegen der mit ihr einhergehenden Reduktion sozialer Kontrolle, aber auch aufgrund von Ruhebedürfnis nach stressvollem Arbeitsalltag gewünscht und begrüßt wird (s. z. B. HERLYN 1970, KNORR-ANDERS 1980).

Vorsichtig mit quantitativen Aussagen, die weder Gegenstand dieser Arbeit sind noch deren Ergebnis sein können, möchte ich aber doch als Tendenz formulieren, dass dies nicht für alte Menschen gilt, die aufgrund allgemeiner Kommunikationsverdünnung das weitgehende Vakuum an Chancen, mit der Nachbarschaft in Austausch zu treten, eher bedauern als begrüßen werden.

Hieraus ergibt sich in der räumlichen Dimension die Hypothese, dass die durch Anonymität abgeschirmte Wohnung jungen und mittleren Jahrgängen aufgrund ihrer relativen Überkommunikation als Refugium willkommen ist; alte Menschen sind dagegen aufgrund tendenzieller kommunikativer Unterversorgung in weitaus stärkerem Maße an ansprechbarer Nachbarschaft als einem der wenigen verbliebenen Kontaktreservoirs interessiert. Gründe für dieses Interesse liegen bei älteren Menschen außerdem in der Problematik eines zunehmend eingeschränkten Radius im Falle verminderter

Gefähigkeit, im Bedürfnis bzw. der Notwendigkeit möglicher Hilfe in Notlagen sowie einer jahrzehntelangen kontrastierenden positiven Erfahrung. Analog lässt sich in der zeitlichen Dimension sagen, dass Wochenenden und Feiertage als Inseln im stressvollen Berufsleben eine Rückzugsmöglichkeit bieten, für die Alten jedoch zu Kristallisationspunkten ihrer Einsamkeit werden, von der sich wochentags durch viele Ansprechpartner und Angebote gerade noch ablenken lässt.

Wenn sich also der Verdacht der Höhenindifferenz bestätigen sollte, dann wären die wohlmeinenden Ratschläge an alte Menschen, nicht ins Hochhaus zu ziehen (KNORR-ANDERS 1980, SCHUBERT 1980) umzuformen in den positiven Rat, sich *überall*, wo sie einziehen wollen, zuvor ein Bild von der hausinternen Kommunikationssituation zu machen.

Nach allem Gesagten und mit analoger Unterstützung ROSOWs (1967), der aufgrund seiner Resultate für eine mindestens fünfzigprozentige Altershomogenität der weiteren Nachbarschaft plädiert³⁰ – eine Marke, jenseits der es zu deutlich mehr örtlichen Aktivitäten kommt (122) und sich nur noch halb so viele „Isolierte“ finden (131), wenn auch die Verbleibenden umso frustrierter sind, da sie trotz erhöhtem Interaktionspotenzial nicht die Schwelle zur Partizipation überschreiten können (132) – wäre also dem wohnungssuchenden alten Menschen als zweiter Rat zu erteilen, auf das Alter der Mitbewohner zu achten, und zwar dahingehend, dass sich möglichst viele Gleichaltrige finden.

Diesem Rat würden Kritiker widersprechen, die darin Gefahren der Ghettoisierung und Subkulturbildung sehen (z. B. LEHR)³¹. Aber auch SCHNEIDER (1976) fand Negatives:

„So äußern unsere Befragten, die in Wohngebieten mit vielen älteren Leuten wohnen, größere Bedenken davor, die Entwicklung der Welt nicht mehr zu verstehen und größere Bedenken vor dem Alleinsein.“ (577)

³⁰ BLAU fand auch die Altersvariable einflussreich, nämlich dass „... the older a widow, the less isolated she was, since she was less likely to be the only widow on the block ...“ (zit. in HOCHSCHILD 1973, 29).

³¹ Dass dieses abzulehnen wäre, ist für ihre Protagonisten noch keineswegs ausgemacht, z. B. für HOCHSCHILD, die übrigens für ihre Subkulturbefürwortung ebenfalls die hier zur Diskussion stehenden Befunde anführt: „... the more ‚segregated‘ the neighborhood itself, the more integrated the old person is within it“. (ebd., 19)

Dennoch wendet er sich gegen die „spekulative Durchmischungsideologie der Architekten“ und möchte, da er die Nachbarschaft als über ihr Altersstereotyp normierend wirkende Bezugsgruppe der Alten sieht, deren Zusammensetzung im Sinne der Geroprophylaxe kontrolliert wissen.

Vermutlich liegt das Optimum im ‚goldenen Mittelweg‘: Ein gewisses Potenzial sollte dem alten Mieter zur Kontaktaufnahme zur Verfügung stehen, doch nicht in seiner Gesamtheit, wie in Institutionen, damit der Kontaktfaden (oder seine Möglichkeit) zu den restlichen vier Fünfteln der Gesellschaft nicht vollends reißt und der Anschluss an „die Entwicklung der Welt“ erleichtert wird.

4.2.2 Die Tagesstätten

„Viele Ältere klagen darüber, dass sie keinen Bekanntenkreis haben. Sie fühlen sich einsam, vermissen Gespräche und Geselligkeit. Dabei wäre es so leicht für sie, Gleichgesinnte zu treffen: beispielsweise in einer Altentagesstätte oder einem Altenclub. Wer noch nie dort war, sollte dies so bald wie möglich nachholen. Man findet in diesen Begegnungsstätten immer Partner, mit denen man sich unterhalten, ein Hobby pflegen oder sonst etwas gemeinsames unternehmen kann.“ (BMJFG 1979, 28)

Es ist der Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, der hier stellvertretend für viele Träger von Altentagesstätten Auftrag und Programm dieser Einrichtungen darlegt. In offensichtlichem Widerspruch hierzu stehen die Äußerungen derer, die den Rat befolgten, aber auch in den Tagesstätten Einsamkeitsgefühle verspürten.

Einsamkeit in der Tagesstätte stellt *die* Konkretion der auch von vielen Alten betonten Erkenntnis dar, dass man sich auch in einer Menschenmenge einsam fühlen könne.

Das Problem, dass sich für einen Teil der Besucherschaft die intendierte Funktion von Altenclubs nicht realisiert, scheint in der Gerontologie bisher so wenig beachtet worden zu sein, dass sich hierüber kaum Literatur finden lässt. Zwei Ausnahmen bilden TEWS (1979³) und PAWLETKO (1979).

Doch betrachten wir zunächst die beiden Protokollnotizen zu Beginn dieses Kapitels über die Orte. In beiden Fällen wird der Versuch gemacht, den Ursachen von Isolation und Anonymität auf die Spur zu kommen und dabei in der Erklärung nicht bei der Wohnsituation stehen zu bleiben. Zwischen den beiden Erklärungsversuchen besteht

jedoch ein wesentlicher Unterschied: Die 62-jährige Besucherin, von der die zweite Äußerung stammt, nimmt als „Neue“ (wie sie sich selbst auch bezeichnet, weil sie von den anderen nach ‚nur‘ einem halben Jahr Tagesstättenbesuch so gesehen werde – was hier seinerseits als wichtiges Indiz dienen kann!), also mehr von außen, eine „Cliquenwirtschaft“ wahr, die aufzubrechen ihr schwerfällt. Die 66-jährige Betreuerin dagegen, eine intime Kennerin der Szene, die durch ihre Kassiererintätigkeit für die Arbeiterwohlfahrt und eine Sozialkommission viele Privatkontakte zu einzelnen Besuchern und Tischgemeinschaften hat, stellte – wenn auch gewiss zu stark verallgemeinernd – gewissermaßen mit einem Blick von innerhalb der Tischgemeinschaften fest, dass bereits hier, wo man sich kennt, keine Nachfragen nach dem Verbleib des Tischnachbarn erfolgen, wenn dieser der Tagesstätte fernbleibt. Dieser Eindruck wird bestätigt durch Klagen von Besuchern, dass sie keiner der Tischnachbarn besuchen komme, wenn sie krank seien. Dass man dann – aus Sicht der Betroffenen scheinheilig – sage, man habe gedacht, die Betroffene sei verreist gewesen, deutet auf einen Irrtum im Tenor der Betreuerin hin: Sie unterstellt offenbar, es sei Gleichgültigkeit, Desinteresse, dass nicht nachgefragt werde. Vielmehr dürfte es sich hierbei um den Versuch handeln, Krankheiten und dem Sterben nicht auch noch nachzulaufen, wenn andere schon davon betroffen sind und man selbst zurzeit bzw. noch nicht mit ihnen zu tun hat.³² Dies hängt zusammen mit der Funktion, die Besucher der Tagesstätte zuschreiben: Man sucht „Zerstreuung“, „Ablenkung“.

Darauf, dass sich auch in den Tagesstätten eher nur oberflächliche Kontakte ergeben, von denen man gerade dann nichts hat, wenn man krank ist und sie braucht, deuten diese Zitate hin:

„Ick hatte ‘ne schwere Magenschleimhautentzündung. War janz schlecht, janz schlecht ... und janz alleene, keener kümmert sich um eenen. Wenn nich mein Sohn gewesen wär’ aus München, da hätt’ ick dajesessen“. (ExKr)

Auf Nachfrage nach den Tischfreundschaften:

„Ach die, so zum Sitzen und ‚Guten Tag‘, da jeht es, aber sonst is nüscht.“ (ExKr)

Dass es schwer ist, selbst diese lockeren Kontakte als Neuling überhaupt erst mal zu knüpfen, haben wir oft gehört. Dazu stellvertretend folgendes Zitat:

³² Dennoch wurde daraufhin von mir diese Frage als Indikator für die Qualität der Kontakte gewertet, da bei guten Freundschaftender moralische Druck so groß sein dürfte, dennoch Krankenbesuche zu machen. Es kam hier aber zu keinen einigermaßen eindeutigen Ergebnissen.

„Da wurde Karten gespielt, hier wurde gehäkelt, aber Kontakt hat man nirgends gekriegt. Ich habe erst Anschluss durch die Singerei bekommen.“ (ExKr)

Von zehn interviewten Damen, die als Tagesstättenbesucherinnen überhaupt als kompetente Antwortende in Betracht kommen, bestätigen sieben, dass der Eintritt in eine Tagesstätte ein Problem darstellt; vier davon haben selbst schlechte Erfahrungen gemacht. In sechs Fällen waren die eigenen Erfahrungen gut oder akzeptabel.

Betrachten wir zunächst die negativen Fälle aufgrund eigener schlechter Erfahrung: Frau B 7, Besucherin *der* Kreuzberger Tagesstätte, aus der auch das Kreuzberger Explorationsmaterial stammt, berichtet, sie habe anfangs mehrere Male „Ohrfeigen bekommen“: Einmal seien die anderen Damen von dem Tisch, an den sie sich setzte, demonstrativ aufgestanden und weggegangen; ein andermal habe es geheißen: „An dieen Tisch setzen Sie sich nicht!“.

Frau B 6 hat in einer Tagesstätte bei Veranstaltungen die Erfahrung gemacht, dass Stühle mit Garderobe belegt werden, um sie schnell für die eigene Gruppe zu reservieren:

„Da schlittert eine hin, ‚der Tisch ist besetzt!‘ – da können Se machen, was Se wollen. ... Wenn Se da nicht flitzen können ...“.

Sie geht dort nicht mehr hin.

Frau A 2 fand in einer ersten Tagesstätte „gar keinen Kontakt“. Die Einführung der Leiterin bestand in der Aufforderung, sich „da mal irgendwo“ hinzusetzen.

„Wissen Se, wenn da dann schon Cliquen sind, die Vier gehören zusammen und ein Fünfter kann dann nicht mehr ran ...“.

Frau A 8 sollte von einer Bekannten mitgenommen und eingeführt werden, die dann aber verhindert war. Sie ging dann alleine und trotz der Namensnennung ihrer ‚Referenz‘ hieß es: „Bei uns ist alles besetzt!“. Und sie kommentiert:

„So ist es heute tatsächlich: Wenn eine Neue kommt – es ist in gewissem Sinne eine Clique.“

Sie hatte durch diese Ablehnung „derart ‘n Schock bekommen“ und war gezwungen, sich erst mal allein an einen Tisch zu setzen. Dann allerdings wurde sie von einem Ehepaar eingeladen und von einer Betreuerin an einen Tisch vermittelt.

Soweit die Erlebnisse der Damen, die persönlich schlechte Erfahrungen machten. Es wird jetzt schon deutlich, dass sich der Neuankömmling in extremem Maße vor einer

undurchbrechbaren Mauer sieht. Die in jedem Fall schwierige Situation des Neuen gegenüber einer ihm unbekanntem Binnenwelt, von deren Wertvorstellungen, ungeschriebenen Gesetzen, Riten usw. er noch keinerlei Ahnung hat, wird durch ein Maß an schroffer Ablehnung, die offenbar Aggression gleichkommt, ins Unerträgliche gesteigert – Rückzug ist die Folge. Je nach Vorerfahrungen und Persönlichkeit wird es die Eine nicht so schnell aufgeben und es einige Mal oder immer wieder an anderen Tischen versuchen; die Andere setzt sich separat, wird also gezwungen, ihre Einsamkeit optisch zu manifestieren. Dies stigmatisiert sie und sie läuft Gefahr, nun erst recht gemieden zu werden (PAWLETKO). In dieser Situation dürfte sich die ‚Einsamkeit in der Tagesstätte‘ am deutlichsten zeigen. Man kam ängstlich, aber hoffnungsvoll, wurde zurückgestoßen und sitzt nun ebenso alleine wie man kam inmitten einer Menge potenzieller Interaktionspartner. Statt Linderung erfährt man Verschlimmerung seines Leidens: enttäuschte Hoffnung plus Trauma der Ablehnung plus Trauma der räumlichen Isolation konstituieren diese. Die Dritte resigniert sofort und bleibt künftig weg.

Doch sehen wir zunächst die Einschätzungen der Übrigen durch, zuerst die negativen derjenigen, die persönlich gute Erfahrungen machten.

Da wäre Frau A 7. Sie selbst „hat noch keiner abgelehnt“, aber sie bestätigt, nachdem sie vom Verhalten von Cliques auf einer Busfahrt berichtete, dass es diese auch in der Tagesstätte gebe, und zwar „überall, da können Sie hingehen, wo Sie wollen, überall“. Dass Sie selbst gut integriert wurde, führt sie darauf zurück, dass sie von einer Bekannten mitgenommen und eingeführt wurde. Alleine wäre sie gar nicht hingegangen. Sie rät:

„Da kann nur einer den anderen mitnehmen. Der, der sich vom Anderen nicht mitnehmen lässt, der findet keinen Kontakt, der ist eben einsam.“

Frau A 5 war insofern privilegiert, als sie durch Einladung des Bezirksamtes zu den ersten Besuchern der Tagesstätte gleich nach Eröffnung gehörte, also gar keine festen Gruppen vorfinden konnte. Sie berichtet aber von einer Bekannten, die sie mal mitgenommen hatte. Als diese Bekannte einmal allein gekommen war, sei sie gar nicht beachtet worden. Sie wurde

„nicht sehr gut aufgenommen, insofern als sie gar keine rechte Lust hat, hier noch raufzukommen.“

Sie führt dies darauf zurück, dass die, die noch jemanden haben, „nicht für'n andern empfinden“, jedenfalls so lange, bis es ihnen selbst so gehe.

Frau A 1 bestätigt, dass in die Tagesstätte „schwer reinzukommen“, dort „schwer Anschluss zu finden“ sei. „Das sind alles Cliques sozusagen“. Doch verlief ihre Integration reibungsloser, weil sie gleich von einer Besucherin zu sich gewunken wurde. Der Fall von Frau A 1 ist jedoch auf zweierlei Weise höchst interessant, führt sie doch gleich zwei neue Elemente in die Diskussion ein: erstens berichtet sie aus der innenperspektive ihrer Gruppe; hinzu kommt, dass es sich dabei um eine Karten spielende Gruppe handelt:

„Wir spielen und wir bekümmern uns um niemanden, wenn jemand alleine kommt ...; wir spielen immer und wir gucken knapp hoch.“

So intensiv seien sie dabei. Das heißt, der Kummer der Neuen, dass niemand von ihnen Notiz nehme, geschweige denn sie auffordern würde, an ihrem Tisch Platz zu nehmen, wird hier von Seiten der „Clique“ voll bestätigt.³³ Dies kann als Indiz dafür gewertet werden, dass es sich bei dem Problem nicht etwa nur um eine kognitive Fehlinterpretation der Hinzukommenden handelt.

Eine besondere Qualität gewinnt nun eine Karten spielende Gruppe – und diese besonders – durch die Intensität und Ausschließlichkeit, mit denen das Spiel quasi professionell betrieben wird. Den Eindruck von Frau A 2, dass „zu verbissen“ gespielt werde, kann ich aus zweijähriger teilnehmender Beobachtung bestätigen. Kennzeichen dafür sind, dass das Servieren des Kaffees fast stört, also schon vorher gespielt wird, während andere Gruppen erst nach dem Kaffeetrinken zu spielen beginnen; dass sich die Gruppe auch von keiner Sonderveranstaltung (z. B. Hörspielvorführung) vom Spiel abhalten lässt und dabei auch nur schwer in ihrer akustischen Vehemenz u bremsen ist; und dass sie oft die letzten Gäste sind, die Öffnungszeit der Tagesstätte voll ausnutzen, so dass die Betreuerinnen daran gehindert werden, vielleicht einmal zwanzig Minuten vor der Zeit zu schließen.

³³ Zu ihr gehören die Damen A 1, A 2, A 4, A 6 und A 8.

Es handelt sich jedoch beim ‚Kartenspiel‘³⁴ in Hinblick auf unsere Problematik nur um eine die generelle Problemlage plastisch verdeutlichende Zusatzvariable; auch wenn sie nicht vorliegt, stoßen Neue auf Zurückweisung.

Trotz ihrer persönlich guten Erfahrungen meint wie schon Frau A 7 auch Frau A 1:

„Wenn man hinget – ich würde nur raten mit noch jemandem zusammen.“

So wurde, wie schon Frau A 7, auch Frau A 6 von einer Bekannten eingeführt, so dass sie ihr Neu-Sein nicht als unangenehm zu empfinden brauchte. Sie ist die erste der drei Frauen, deren Integration problemlos verlief und die auch ansonsten nichts Negatives zu berichten wissen.

Allerdings saß sie erst an einem Tisch, dessen Mitglieder „stumm“ waren, wo ein Gesprächsthema fehlte und es ihr langweilig war. Sie sagt, dass sie, wäre sie dann nicht sehr bald zu ihrem jetzigen Tisch gestoßen, wahrscheinlich nicht mehr in die Tagesstätte gekommen wäre.

Frau A 4 ist wie Frau A 5 durch Einladung von vornherein dabei gewesen, stand also immer schon auf der anderen Seite der Schwelle, nicht nur als Stammbesucherin, sondern auch als Cliquenmitglied.

Frau A 3 verfügte schon über Erfahrungen aus einer anderen Tagesstätte an ihrem alten Wohnort, bevor sie in diese Tagesstätte kam. In jener war ihr erster Eindruck ein „bisschen deprimierend“ gewesen, weil jeder sie ansah und sie sich fremd vorkam. Das hatte sich aber bald gegeben. In der Gropiusstädter Tagesstätte hatte sie dagegen zunächst weniger Anschluss, aber auch kein so deprimierendes Gefühl. Ihre dortigen Kontakte entwickelten sich erst später. Hier liegt also ein ganz natürlicher Eingliederungsprozess vor.

Da im Unterschied zum Ort ‚Hochhaus‘ der Ort ‚Tagesstätte‘ extra aufgesucht wird, um Einsamkeit, wenn nicht zu bewältigen, so doch ihr zu entgehen, handelt es sich bei diesen geschilderten Eingliederungsproblemen um Restriktionen, die im Kampf gegen die Einsamkeit erfahren werden. Darum ist es angezeigt, die Analyse dieser

³⁴ Es handelt sich um Canasta. Als ‚Hindernis‘ kommt hinzu, dass für dieses Spiel nur vier Mitspieler gebraucht werden.

Widerstände in dem entsprechenden Kapitel vorzunehmen, während in *diesem* Kontext weniger in die Tiefe gegangen werden soll. Ich beschränke mich daher hier darauf, die Existenz dieser Widerstände in den Tagesstätten und die traumatisierenden Erfahrungen („Schock“) der Zurückweisung, wie sie die einsame neue Besucherin dort erfährt, aufzuzeigen.

Doch soll hier noch dem Begriff der „Clique“ besondere Beachtung geschenkt werden. Er konnte im Zuge des „concretizing“ als ‚Illustrieren und Identifizieren besonderer, kultursignifikanter symbolischer Bedeutungen‘ als echte „concrete universal“ (BRUYN 1966, 29), als Ausdruck von Bedeutungen, die auf persönlicher Erfahrung Betroffener beruhen und von allen Betroffenen gleich oder ähnlich geteilt werden, herausgearbeitet werden. Dies ist insofern bemerkenswert, als es sich ansonsten bei Kernbegriffen Betroffener meist um mehr individuell verwendete Konzepte handelt, während hier das Augenmerk auf der universellen Verwendung des Begriffes liegt. Dabei wird er in Selbst- und Fremdtypisierung gleichermaßen von den Mitgliedern und Außenstehenden benutzt. Dass sich aus der Außenperspektive leicht „Cliques“ ausmachen lassen, kann man gut verstehen, aber dass diese von innen genauso gesehen werden, erstaunt. Es ist zu vermuten, dass dieser Selbstbezeichnung eine andere Semantik zugrunde liegt, positiver getönt, im Sinne einer Solidargemeinschaft (Frau A 6: „Es ist einer für'n andern da“) – was zu zeigen wäre.

Ich selbst möchte „Clique“ im Gegensatz zum neutralen Terminus ‚Gruppe‘ als eine ‚abgeschlossene, neuen Bewerbern unzugängliche Gruppe‘ definieren.

Halten wir zunächst also nur fest, dass Tagesstätten Orte sind, an denen sich für Einsame Einsamkeit manifestiert.

4.3 Desolation

Der große Nutzen der Hinzunahme projektexterner Quellen im Sinne und zum Zweck der Erweiterung des Ausgangshorizonts zeigte sich besonders in der im Folgenden geschilderten Manifestation von Einsamkeit durch ein Verlassenwerden, das so von uns im Projekt nie bewusst – zumindest schriftlich – registriert worden war, in den von der „Frankfurter Rundschau“ geschilderten Fällen aber gleich dreimal auftaucht. In

allen drei Fällen waren Umzug und/oder Tod von Verwandten, Bekannten oder Freunden die Ursache dafür, dass Gefühle der Einsamkeit, konkret zunächst: des Verlassenwerdens oder „Übrigbleibens“ auftraten:

„Jetzt fängt für mich die Einsamkeit an. Alle sind weg und kommen nicht wieder.“ Für sie sei jetzt „das Leben abgeschlossen“. (Fr vom 30.11.1977)

„Man bleibt einfach übrig. Das finde ich so schrecklich.“ (FR vom 16.12.1977)

„Ich bin die Einzige, die von unserer Familie noch lebt.“ (FR vom 19.12.1977)

Dieses in der Literatur „Desolation“ genannte Phänomen erweitert die beiden bisher in Erscheinung getretenen nur-zeitlichen und nur-räumlichen Dimensionen von Manifestationen um eine vielleicht ‚zeitlich-sozial‘ zu nennende Dimension. Denn es ist eine bestimmte, lokalisierbare Phase im Lebenslauf, während der gewohnte Interaktionspartner weniger und weniger zur Verfügung stehen:

„The choices of whom to see and talk with are made within an increasingly narrow band of alternatives.“ (HOCHSCHILD 1973, 139),

wobei auf Letzterem, dem sozialen Aspekt, hier klar der Akzent liegt. Das beobachtende Individuum nimmt in seinem Umfeld biologische und soziomobile Segregation wahr, der keine adäquate Kompensation gegenübersteht, die also ein als bedrohlich empfundenen Vakuum entstehen lässt, dessen Antizipation unter Mitberücksichtigung der Endgültigkeit des nun beginnenden Zustands („kommen nicht wieder“) eine klar Grenze zwischen dem bisherigen *Leben* („Leben abgeschlossen“) und der künftigen *Einsamkeit* („Einsamkeit fängt an“) ziehen lässt. Dabei werden beide Begriffe in eine sich gegenseitig ausschließende Beziehung gesetzt (wo Einsamkeit, da kein Leben mehr), was positiv gewendet in aller Schärfe verdeutlicht, wie sehr menschliches Leben durch den sozialen Zusammenhang konstitutiv definiert ist – falls es solchen Belegs noch bedurft hätte: Nur wo auch andere sind, da ist auch Leben.

Das Konzept der „Desolation“, das auf TONWSEND (1957) zurückgeht, wurde vor allem von GUBRIUM (1974) weiter ausgebaut. Für ihn ist Desolation

„becoming socially isolated relative to a prior degree of social engagement.“ (1974, 107)

Daher könnte auch von „relativer Isolation“ gesprochen werden. Da der Bruch mit einem vorhergehenden Zustand das Entscheidende ist, ordnet GURBRIUM die Geschiedenen und Verwitweten den Desolierten zu, während die Alleinlebenden und die Verheirateten Kontinuität erfahren und daher allenfalls isoliert sind. Aufgrund dieser

Kontinuität bewerten Singles und Verheiratete auch ihren Alltag positiver als dies die Desolierten tun. Da Scheidung, anders als Verwitwung, in vielen Fällen ein angestrebter Zustand ist, kann weiter in positive und negative Desolation unterschieden werden.

Wir hatten zu Beginn herausgearbeitet, dass es sinnvoll sei, Isolation als das objektive Faktum mangelhafter Kontakte, also als eine Voraussetzung von Alleinsein, zu definieren, das negativ bewertet als Einsamkeit empfunden wird. Einsamkeit wäre demnach das subjektive negative Gefühl des Alleinseins. Was den Begriff der Desolation betrifft, scheint es mir wichtig, diese klare Trennung in Objektivität und Subjektivität beizubehalten, falls er analog behandelt werden soll, was mir richtig erscheint. Wenn also Isolation die Linearität des *Verlassenseins* bezeichnet, hätte Desolation ebenso objektiv den Prozess oder die Zäsur des *Verlassenwerdens* zu bezeichnen, dessen subjektiver Reflex erst das Gefühl des Verlassenwerdens bzw. Übrigbleibens, das Einsamwerden bezeichnen würde. Das heißt, das Begriffspaar der Isolation und der Einsamkeit, das mehr statischer Natur ist, findet seine dynamische Entsprechung im Paar der Desolation und Vereinsamung – an sich eine einfache Sache, nur ist eben auch auf dieser dynamisierten Ebene weiterhin nach Objektivität und Subjektivität zu unterscheiden.

Die durch (negative) Desolation hervorgerufene Diskontinuität ist deshalb für das Alltagsleben des Übriggebliebenen von so großer Bedeutung, weil der Ehepartner als Teil der engeren, aus signifikanten Anderen bestehenden sozialen Umwelt eine wichtige Quelle der Selbstwertschätzung war. Denn in den Handlungen der Anderen finden die eigenen Handlungen ihre Bestätigung, und durch dieses Feedback ist das Individuum in der Lage, antizipierte Erwartungen anderer unhinterfragt als Maßstab und Aufgabe in sein Alltagsleben zu integrieren. Dieser Prozess konstituiert Selbstwertschätzung und Identität.

„A person's definition of self and everyday life is generated out of the history of his experiences with various others.” (GUBRIUM 1974, 108)

Der Tod des Gatten entzieht dieser mittlerweile für selbstverständlich hingegenommenen, unbewussten Selbstbestätigung die Basis:

„Everyday routines previously supported by a spouse's efforts are disrupted.” (ebd., 107)

“Such changes mean that a person is left without ‘support’ for lifelong generated definitions of self and everyday living.” (ebd., 108)

Je älter das Paar als Paar wurde, desto länger wurden die Bestätigungen erfahren und die Routinen eingeübt, so dass der gerade im Alter wahrscheinliche Tod des Gatten eine Quelle besonderer Unsicherheit darstellt (GUBRIUM 1975, 30). Auch DREITZEL beschreibt die Bestätigungserwartungsfrustration, wenn die innere Ablösung vom Verstorbenen noch nicht erfolgt ist. Diese geht in einen neutraleren Bestätigungsmangel über, wenn die innere Ablösung zwar schon erfolgt ist, aber noch kein Ersatz durch Neuintegration gefunden ist (DREITZEL 1970, 29). In diesem Zusammenhang wäre neben der allmählich allgemein geforderten Sozialisation auch eine Sozialisation in die Witwenschaft zu fordern. Praktisch heißt dies, dass es schon in der ehelichen Spätphase Sozialisatoren geben muss, die noch während der Ehe auf die Rollenspezifika und statusgebundenen Anforderungen des Familienstands ‚verwitwet‘ (die natürlich als positive Leitbilder erst noch klar und systematisch zu entwickeln wären) vorbereiten und nach eingetretener Desolation als Identifikatoren fungierend Selbstwertgefühl substitutiv für den Gestorbenen stabilisieren sowie unter Verstärkung witwenschaftsspezifischer Definitionen die nachhallenden ehespezifischen allmählich abzubauen, zu entsozialisieren helfen.

Der Befund GUBRIUMs, dass die auch allein, aber in Kontinuität lebenden Singles ihren Alltag positiver bewerten und harmonischer leben, weil sie ein Leben lang Zeit hatten, Alltagsroutinen zu entwickeln, die ihnen das Alleinsein als selbstverständlich ermöglichen, wird zunächst infrage gestellt durch WOODWARD, dessen Arbeit leider nicht zu beschaffen war, von dem es aber in den ‚abstracts‘ Band 3 des Internationalen Gerontologiekongresses 1972 in Kiew heißt:

„Preliminary analysis indicates that in general elderly people are [...] less lonely than [...] never-married individuals.“ (WOODWARD 1972, 274),

wobei natürlich ‚alt‘ nicht die Gegengruppe zu ‚ledig‘ sein kann, höchstens in dem Sinne, dass im Alter Verwitwung mehr und mehr zum überwiegenden Familienstand wird; bestätigt wird er dagegen wiederum von DANIS und NOELKER, wonach sich „the world of the never married older women“

„viel harmonischer und problemloser dar[stellt] als die Lebenssituation verheirateter [! – d. Verf.], verwitweter oder geschiedener älterer Frauen“ (zit. in LEHR 1980, 5).

Ebenfalls Widerspruch und Bestätigung findet GUBRIUMs Annahme, dass mit der Zeit die Desolierten in ihrer Alltagsbewertung wie die Nicht-Desolierten werden. Dem liegt

die Annahme zugrunde, dass, je länger ein durch Diskontinuität hervorgerufener neuer Status besteht, er desto mehr selber schon wieder Züge der Kontinuität aufweist. TOWNSEND und TUNSTALL bestätigen dies bezüglich des Einsamkeitsgefühls:

„... a significantly larger proportion of those who have been widowed recently, as compared with those widowed several or many years ago, feel lonely.“ (ebd., 271f.)³⁵

Dem widerspricht SCHENK, der an seinem Kölner Institut für Sozialpsychologie die Kontinuitätshypothese getestet hat, die lautet:

„Die Lebenszufriedenheit eines älteren Menschen ist umso niedriger, je unähnlicher seine Alltagssituation der Situation seiner mittleren Lebensjahre ist.“ (SCHENK 1977, 301)

Er fand nämlich, dass sich

„keine signifikanten Lebenszufriedenheitsunterschiede zwischen der Gruppe der erst kürzlich und der schon länger Verwitweten“

ergaben (ebd., 302).

Auch das Ausmaß der Aktivität wurde von ihm kontrolliert und für ebenfalls nicht ausschlaggebend befunden. Hingegen scheint es allein darauf anzukommen, ob überhaupt Diskontinuität erfahren wurde:

„Signifikante Lebenszufriedenheitsunterschiede zwischen älteren Menschen mit hohen und solchen mit niedrigen Aktivitätswerten waren nur da zu finden, wo eine Diskontinuität gegenüber den mittleren Lebensjahren zu verzeichnen war.“ (ebd., 303)

Eine in seltenen Fällen vorfindbare positive Diskontinuität (also z. B. verbesserte Gesundheit, vermehrte Kontakte usw.) blieb bei SCHENK (seltsamerweise) ohne Auswirkung auf die Lebenszufriedenheit. Wie dem auch sei, hier geht es jetzt nur um negative Diskontinuität. Diese kann es in den verschiedensten Bereichen geben: der Gesundheit, dem Familienstand, dem Einkommen, dem Wohnort, den Aktivitäten, den Sozialkontakten (nach SCHENK). Der Begriff der Diskontinuität umfasst also mehr Phänomene als nur das der Verwitwung. In unserem Kontext dagegen wird zunächst nur von Diskontinuität als Verlassenwerden die Rede sein. Diese Desolationsphänomene sind im Alter die Verwitwung sowie das Sterben und der Wegzug von anderen nahestehenden Menschen. Obwohl nun die Verwitwung (und der Wegzug der Kinder aus dem Haus) ein zentrales Erlebnis des Verlassenwerdens oder Übrigbleibens darstellt, soll

³⁵ Vgl. auch ebd. Tab. IX-11, Seite 273. TOWNSEND und TUNSTALL sprechen übrigens von Desolation als „age-related isolation“, womit sie zum Ausdruck bringen wollen, dass alte Menschen eine geringere Chance als junge Menschen haben, den durch die Desolation entstandenen Verlust wieder wettzumachen, zu „heilen“ (ebd., 275).

sie *alleine* als biografisch ‚normales‘ Ereignis bzw. das durch sie hervorgerufene Gefühl nicht schon als Desolation angesehen werden. Denn sonst wäre sie an der Tagesordnung, alle Verwitweten wären Desolierte und der Begriff wäre durch Entspezifizierung seiner analytischen Potenz beraubt. Dies führt zu einer speziellen Definition des Begriffs: Als weitere Bedingung müssen Erlebnisse des Verlassenwerdens gehäuft auftreten, damit sich das Gefühl, um einen herum lassen einen alle allein, mit Macht aufdrängen kann. Diese Gefühle widerspiegeln also ein Syndrom der oben genannten alterstypischen Segregationsereignisse.

Es wäre weiter zu fragen, ob die Zeitspanne, in der diese Ereignisse stattfinden, eine Rolle spielt. Todesfälle und Wegzüge signifikanter Anderer können nacheinander über einen längeren Zeitraum geschehen und ich kann mir in einer stillen Stunde im Vergleich mit ‚Früher‘ darüber klar werden, dass ich übriggeblieben bin (dann verlief der Desolationsprozess eher unbemerkt – als vollendete Tatsache drängt sich das Resultat der Einsamkeit auf); es ist jedoch zu vermuten, dass sich das Gefühl umso bewusster, heftiger usw. einstellt, je zeitlich geraffter sich das Syndrom vollendet.

Nach diesen Vorüberlegungen wollen wir sehen, welche Erfahrungen die Interviewten gemacht haben.

Das Vorhandensein bzw. Vorhandengewesensein des Phänomens lässt sich insgesamt 5 bis 6 mal feststellen. Zuerst beim Pretest-Interview. Hier hatte der Fall vorgelegen, das von fünf Freundinnen, die zusammen mit der Interviewten einen festen Kreis bildeten, zu einem bestimmten Zeitpunkt die erste starb, die zweite zur Trinkerin und, eventuell damit zusammenhängend, vergesslich wurde, so dass der Kontakt ‚enschlief‘, die dritte vom Kreis wegen ihrer permanenten, wohl aus Geltungssucht erfolgreichen Münchhausen-Berichte nicht mehr eingeladen wurde, die vierte aufgrund einer Fehldiagnose auf Krebs zu ihren Kindern nach Ost-Berlin ziehen wollte und nur die fünfte weiterhin zur Verfügung stand. Damals trat massiv das Gefühl auf: „Es wird immer weniger“. Flankiert wurde es natürlich von der eigenen, 18 Jahre zurückliegenden Verwitwung und einigen Todesfällen von Verwandten und Freundinnen in der DDR über die Jahre hinweg. Entschärft wurde die Krise lediglich durch die korrigierte Diagnose bei der vierten Freundin, die daraufhin doch in West-Berlin blieb. Ersatz für die

anderen wurde in den 2-3 Jahren seitdem nicht gefunden. Zu den Standardgründen ‚Tod‘ und ‚Wegzug‘ kamen also hier in zwei Fällen Persönlichkeitsspezifika hinzu, die die Interaktion erschwerten und nicht länger akzeptabel erscheinen ließen.

Nach den oben ausgearbeiteten Kriterien für das Vorliegen des Phänomens ‚Desolation‘ gerade auch als Syndrom *mehrerer* Trennungen wäre der Nächste Fall (A 5) streng genommen nicht hierunter einzuordnen. Und zwar deshalb, weil der Anlass nur der Tod *einer* guten Freundin war. Aber:

„... dass man auch bald dran ist, kommt der Gedanke – immer wieder.“

Schon im Abschnitt ‚Feiertage‘ war es diese Dame, die sich ihrer befristeten Lebensperspektive sehr bewusst war. Hier wird nun der Tod der Freundin zum Memento mori. Ist aber nicht das Gefühl, sozusagen als nächste an der Reihe zu sein, untrennbar mit dem Gefühl verknüpft, übrig zu sein? Logisch ist das Zweite die Voraussetzung des Ersten. Darum möchte ich es zur Diskussion stellen, ob nicht auch dieses Erleben unter Vereinsamung zu fassen ist.

Frau B 4 war es, die sehr darunter litt, dass sie ihr Leben nicht besser hatte nutzen können:

„Ich bin jetzt dran, ohne eigentlich gelebt zu haben ... Du hast am Leben vorbeigelebt und nichts erreicht.“

Zur Sinnkrise kommt also auch bei ihr das Bewusstsein, jetzt „dran“ zu sein. Bei ihr waren es Mutter, Vater und Schwester, deren Tod sie zu verkraften hatte und sie resümieren ließ:

„Ja, ich bin der letzte, die sind alles weg.“

Frau B 6 antwortet auf meine diesbezügliche Frage:

„Ich bin ja übrig – der Rest von der ganzen Verwandtschaft.“

„Hab‘ ja auch nie geahnt, dass die alle eher sterben.“

Hier ist es der Tod von Mann, Bruder und Schwester, der diese Dame auf die Frage nach ihrem Gefühl antworten lässt, dass dies ja dem objektiven Zustand entspreche. Bei Frau B 3 starben innerhalb eines Jahres Mann, Schwägerin und Onkel, so dass sie meine Frage sehr heftig bestätigte. Sie fühle sich „an die Wand gestellt“, womit sie „unnützlich“ meint, wie die Klärung ergibt.

Vier Freunde hat durch Todesfall schließlich Frau B 7 verloren, und zwar Freunde, die sie ihr Leben lang hatte. Sie hatte damit gerechnet, es aber wieder verdrängt, wie man es auch mit dem Alter mache, ergänzt sie. „Man wird so leer“, beschreibt sie ihr Gefühl. Gerade alte Bekannte von früher seien sehr wichtig: „Das baut ungeheuer auf!“. Verständlich, denn wie wir schon eingangs erklärt haben, bilden sie doch *die* Garanten der Kontinuität und tragen somit zur Identitätsstabilisierung bei.

Wohl selten wird sich Vereinsamung *im Alter* noch am Tod der eigenen Eltern festmachen lassen, wie im Fall B 4. In der Regel sind es, ob Ehepartner, Geschwister oder Freunde, die Gleichaltrigen, die das Problem konstituieren. Diese Erkenntnis wurde auch im VHS-Kurs expliziert. Im Alter bekommen die Peers eine solche Bedeutung, da um den eigenen Jahrgang herum nunmehr häufiger als sonst Sterbefälle auftreten, was das Gefühl, ebenfalls „dran“ zu sein bzw. ein „Relikt“ zu sein, provoziert.

Die kontinuierliche Abnahme der Verfügbarkeit Gleichaltriger, wie sie biologisch naturgegeben ist, und das Ausbleiben äquivalenten Ersatzes trägt also zur Vereinsamung bei, insbesondere durch die Realisation der eigenen Nähe zum Tode, damit einhergehende retrospektive Evaluation des eigenen Lebens und eventuelle Sinnkrisen sowie das sich als Leere oder Nutzlosigkeit bemerkbar machende Fehlen lebenslang gewohnter Identifikatoren.

„As people and support systems fall away from the individual over time, the chances of loneliness as a resultant condition are naturally greater.“ (DAVIS 1977, 381)

5. Wirkungen

Es soll nun gefragt werden, wie Einsamkeit wirkt, welche Symptome die Alten bei sich selbst beobachtet haben.

Über den *Grad*, in dem Einsamkeit empfunden wird, gibt eine 68-jährige Frau mit einem schweren Venenleiden Auskunft:

„... manches Mal ist die Einsamkeit doch erdrückender als mein Leiden.“ (FR vom 12.12.1977)

Eine andere fühlt, dass sie zum „Eigenbrödler“ wird,

„... dass der Mensch richtig komisch wird, wenn er so lang allein ist.“ (FR vom 10.12.1977)

Wiederholt wird auch in diesen Statements der Blick zurück als Wirkung genannt:

„Ich blättere den Kalender sehr viel rückwärts.“ (FR vom 10.12.1977)

„Ich hab ja den ganzen Tag Zeit über mein Leben nachzudenken.“ (FR vom 16.12.1977)

Erwähnt wurde bereits das Beispiel jener Dame, die viermal ihre einsame Situation zu Hause erwähnt, „die einen verrückt macht“. Was das inhaltlich bedeuten kann, veranschaulichen die folgende Notiz und die nachfolgende mündliche Zusammenfassung eines Kollegen: Eine Dame gibt an, vor Besuch der Tagesstätte habe sie

„gelesen, Tag und Nacht gelesen, bis ich ganz weggetreten war, und immer in der Wohnung rumgelaufen, von der Stube in die Küche, von der Küche ...“ (ExKr).

Andere nannten im Rahmen der Diskussionsrunde an Wirkungen

- an die Decke zu gucken,
- an früher (s. o.) und
- an die Zukunft zu denken,
- sich nach dem Sinn des Lebens zu fragen, kurz:
- zu „grübeln“,
- „rammdösig“ oder „trübsinnig zu werden,
- sich zu langweilen,
- den Drang zu verspüren, irgendetwas zu machen, egal was.
- Auch die Gefahren, Selbstgespräche zu führen
- und die des Selbstmords

wurden an anderer Stelle genannt.

KIEF, SCHMIDT und WAGNER interviewten eine Frau, die sich dabei ertappt hatte, den Tagesschausprecher zu begrüßen (1979, 173).

Betrachtet man diese Wirkungen, machen sie einen sehr authentischen Eindruck – nichts scheint gesucht, die Alten sind kompetent. Darauf reagiert der Leser leicht mit dem Gefühl: ‚Ja, so ist es wohl, wenn man einsam ist‘. Dies wiederum möchte ich darauf zurückführen, dass uns allen diese Erlebnisse nicht unbekannt sind. Vom „verrückt werden“ in den eigenen, als zu eng erlebten vier Wänden oder dem Gefühl, dass einem „die Decke auf den Kopf fällt“ – eine ebenfalls von Besuchern wiederholt geäußerte Redensart – bis zur Frage nach dem Sinn des Lebens, und zwar gerade in

besonderen Situationen (etwa trüben, regnerischen Herbsttagen), in denen sich diese Gedanken ,aufdrängen, auch wenn man gar nicht bewusst über diese Themen reflektieren will, kennen wir solche Gefühle. Darum soll hier die Vermutung geäußert werden, dass nichts davon strikt altersspezifisch ist – mit Ausnahme allerdings der vermutlich besonderen Qualität der Frage nach der Zukunft –, und dass das eventuell Altersspezifische daran vielmehr in Fragen der Häufigkeit oder des alltäglichen Dauerzustands unabhängig von besonderen Situationen und der Intensität des Auftretens dieser Gefühle sowie der empfundenen Ausweg- und Perspektivlosigkeit liegt.

So haftet dem Grübeln im Gegensatz zu bewusster Reflexion etwas Unfreiwilliges (ins Grübeln ,geraten‘) an, und es wohnt ihm etwas Redundantes inne, ein Abgeschlossenheit des Hirns im Kreislauf eigener Gedanken ohne Input von außen, ein Immerwieder-Zurückkommen auf dieselben Fragen ohne befriedigende Antworten oder auch die Prädominanz eines zentralen Themas.

Durch ein wie auch immer entstandenes soziales Vakuum fehlt es an Aufgabenstellungen, an planbaren gemeinsamen Aktivitäten der Lebensentfaltung, die eine aufeinander abzustimmende Verschränkung von Handlungsentwürfen voraussetzen würden. Deren Abwesenheit bedingt eine Sinnentleerung des aktuellen Alltags. So kommt es, dass Gedanken in vergangene Zeiten ausweichen, in denen es noch als nützlich erfahrbare eigene Beiträge zur gesellschaftlichen (oder familiären) Reproduktion und daher Sinn und Konstitutionsmöglichkeiten von Selbstwertgefühl gab. Oder aber die Zukunft mit ihrer alsbald und mit Sicherheit bevorstehenden existenziellen Katastrophe – vor dem Hintergrund eines ganzen Lebens, dessen Streben gerade permanent auf Lebenserhaltung gerichtet war – und ihre Spekulationsmöglichkeiten bemächtigen sich mangels Gegenwartsbezug des grübelnden Hirns.

Konsequent ist auch der Drang nach Aktivitäten an sich, ungeachtet ihrer Inhalte. Denn das reine Nichtstun wird auf die Dauer unerträglich (vgl. meine Ausführungen zum Stellenwert von Aktivitäten und zum Zitat „... was machste bloß ...“ unter ,Wochenenden‘).

Die Wohnung wird zum Käfig („auf- und abgehen“), mangels Eindrücken starrt man die Decke an oder spricht mit sich selbst oder dem Tagesschauspieler. Es scheint nicht übertrieben, hier von Entzugserscheinungen zu sprechen, die ihrerseits mit aller Deutlichkeit im anthropologischen Sinn auf das verweisen, was den Menschen vom Tier unterscheidet, und im soziologischen Sinn darauf, dass es gerade diese spezifischen menschlichen Lebensbedingungen sind, die diese Gesellschaft ihrem eigenen alt gewordenen Teil vorzuenthalten bereit ist; sie behandelt ihn quasi tierisch. So mag hier vermutet werden, dass das Grübeln über den Sinn des Lebens eher ein Grübeln über den Sinn *dieses* Lebens sein dürfte.³⁶

Schließlich wurde von mir noch eine andere wichtige Konsequenz festgestellt: Kontakte, hier zu einer Tagesstätten-Tischgemeinschaft, die als unerfreulich, weil beleidigend, ignorierend usw. empfunden wurden, wurden trotzdem beibehalten mit der Begründung, dass man sonst ganz allein sei. Ganz entsprechend heißt es bei einem Kollegen von einer Seniorenwohnhausbewohnerin:

„Sie hat nur Kontakte zu einer weiteren Mitbewohnerin, die aber trinkt und dann ...
,immer so ordinäre Worte sagt'. Sie besucht sie aber trotzdem immer wieder.“ (ExGs).

Die alten Frauen befinden sich hier in der Zwangssituation, von zwei Übeln das kleinere wählen zu müssen. Die Folge ist, dass das Anspruchsniveau an Kontakte gesenkt wird; Kontakte minderer Qualität müssen bei Strafe völliger Einsamkeit akzeptiert werden. (Um eine tatsächliche Senkung des Anspruchsniveaus wird es sich vermutlich erst im Laufe der Zeit handeln. Zu Beginn dieses zu vermutenden Reduktionsprozesses wird es sich genau genommen darum handeln, dass Kontakte unterhalb des noch aufrechterhaltenen Anspruchsniveaus in Kauf genommen werden müssen).

Umgekehrt gesehen wird (im ersten Fall) die eventuell nicht gemochte Tischgenossin vor ihrem Einsamkeitshintergrund erpressbar. Anpassung an Gruppennormen (hier etwa Kartenspielregeln, Thementabusierung) kann erzwungen werden, sie kann darüber hinaus als Zielscheibe der Gruppenaggressionen emotionelle Erleichterung ermöglichen.

³⁶ In diese Richtung weist auch ein weiterer Beleg, der zugleich noch nachträglich Beleg dafür ist, dass auch in der Tagesstätte Einsamkeit empfunden wird. An einem Tisch im unüblicherweise nur mit zehn Personen gefüllten Raum, an dem drei Personen sitzen, findet der Kollege ‚drückende Langeweile‘ und ‚deprimierendes Schweigen‘ vor. Die Damen unternehmen nichts, um diese Atmosphäre zu ändern, und als auch der Kollege bewusst nicht eingreift, heißt es: „Wofür leben wir eigentlich noch?“

Für dieses Phänomen der Kontaktakzeptanz unterhalb des Anspruchsniveaus fand sich im inspektiven Material zwar nur *ein* Hinweis. Frau A 2 war zuerst an einen Tisch vermittelt worden, zu dem sie altersmäßig nicht passte. (Dennoch sagt sie: „Ach doch, zuerst hatt' ich mich schon wohlfühlt, weil ich ja nun *ganz* alleine war...“). Später realisierte sie, dass sie ihre geistigen Interessen in dieser Runde nicht einbringen konnte. – Doch wird diese Forschungsspur prinzipiell unterstützt durch einen Befund HOCHSCHILDs, die in einem Altenheim die internen Typifizierungen der Bewohner untersuchte. Über die weniger angesehene Gruppe schreibt sie nämlich:

„The situation might account for the fact that even those with low status inside the community preferred to remain stigmatized within rather than to become nothing outside.“ (ebd., 49)

Der Schritt in die Außenwelt, in der man nur einer in einem Heer alter Menschen wäre, bedeutete hier den sozialen Abstieg oder zumindest den Verzicht auf soziale Anerkennung, die mit den kleinen im Haus erledigten Funktionen verbunden ist.

Im Falle des Tisches der Tagesstätte fehlt zwar solche Anerkennung – im Gegenteil werden Gehässigkeiten geerntet –, doch die Folge, ein soziales Nichts außerhalb zu sein, sprich: isoliert und einsam zu sein, wäre identisch.

Gebeten, etwas darüber zu erzählen, wie sich die Einsamkeit bei ihnen bemerkbar macht, nannten die Informanten in sechs Fällen Wirkungen, die mit den explorativ ermittelten kongruent waren, neben einigen neuen, unvorhergesehenen. Sehen wir zunächst die bestätigten Wirkungen durch.

Da berichtete Frau A 2, dass sie sich mal in diesen, mal in jenen Sessel setze (vgl. „... immer in der Wohnung rumgelaufen ...“) und Frau B 7 gab schlicht „Selbstgespräche“ zur Antwort.

An „früher“ denkt Frau B 4:

„Ich weine viel ... brauch' bloß irgendwie 'ne Kleinigkeit zu hören von früher.“
„... denke sehr viel an was ich da so verloren habe ... und was jetzt ist.“

Obwohl es sich hier um Erinnerungen an Schönes handelt, schmerzt die Erinnerung durch den Kontrast zur Gegenwart: „Schön ist es nicht.“ Die Erinnerung verstärkt hier

tendenziell das Einsamkeitsgefühl. Im Gegensatz hierzu berichtet BLAU von einer Dame, die Erinnerungen als bewusstes Gegenmittel einsetzt und sich so Erleichterung verschafft. Näheres hierzu im Kapitel über Gegenmaßnahmen.

Auch Frau B 5 hatte ja im Zusammenhang mit der Feiertagsproblematik schon von Gedanken an „früher“ berichtet. Im gleichen Kontext hatte Frau A 5 von ihren Zukunftsgedanken erzählt:

„Das stimmt traurig, auch weil das Alter da ist, und nicht mehr viel zu erwarten ist ...“.

Eine fünfte bestätigte Wirkung war die Frage nach dem Sinn des Lebens. Wenn Frau B 5 wochenlang ohne Kontakt ist,

„dann kommt man wirklich auf die Idee und sagt ‚na wofür lebst’n überhaupt noch?‘. Ist doch Quatsch: dreht sich alles nur um dein bisschen eigene Person – na, is’n das noch lebenswert?“

Sie beklagt also besonders „dieses Nicht-mehr-notwendig-sein“. Die Schilderung ihrer Situation rundet sie auf die Bitte nach näherer Explikation mit folgenden Satzfragmenten ab:

„Man hat am ganzen Leben keinen Spaß mehr – man sieht’s eben schwarz in schwarz – alles verschüttet – ist zu – alles so sinnlos – gebraucht wirst du ja nicht mehr – dann rutscht man so richtig in sich zusammen.“

Die Sinnkrise aufgrund Sinnentleerung des Lebens wird hier sehr plastisch; in welcher Form diese sich zuspitzen kann, zeigen folgende Passagen. Quelle der ersten ist ein Radiointerview mit einer Dame aus der vom Projekt untersuchten Kreuzberger Tagesstätte:

„Im Grunde genommen, wenn ich ehrlich bin, dann komm’ ich mir hier so isoliert vor und das ganze Leben, was ich hier erlebe, das wird – kommt mir täglich zum Bewusstsein, das ist ein Leben, ein Warten auf den Tod. Ich war einen Tag so weit, ich hätte hier vom Balkon springen können. Ich bin raufgekommen ... und auf einmal kullerten mir die Tränen ... Eben dieses, das zermürbt mich, dieses ewige Isoliertsein.“ (SFB 1, 11.05.1979)

„Hier“ bedeutet bei ihr die „Seniorenwohnanlage“, in der sie wohnt. Ein weiterer Hinweis auf die Relevanz, die hausinterne Kommunikation in Altenwohnhäusern und Altenheimen speziell zu erforschen.

Ebenfalls durch Weinen und suizidale Gedanken manifestiert sich bei Frau B 6 die Einsamkeit. Auf dem Sozialamt habe sie „so geweint“, weil sie doch nicht wisse, wem sie bei Krankheit ihren Schlüssel geben solle, nachdem ihr Versuch, sich diese Dienstleistung in der Nachbarschaft zu erkaufen, gescheitert war.

„Da dreh'n die in dem Moment mit einem durch.“

Sie klagt:

„Ich werde mit mir nicht mehr fertig – also die Einsamkeit macht mich hier kaputt.“

Als ich sie fragte, ob dieses Gefühl regelmäßig auftrete, antwortete sie:

„Jeden Tag nicht; dann hätt' ich schon Schluss gemacht.“

So heterogen das, was hier bisher pauschalisierend unter ‚Wirkungen‘ gefasst ist, auch sein mag, kann zunächst also festgehalten werden, dass

- unruhige Bewegungen in der Wohnung
- Selbstgespräche
- Gedanken an die Vergangenheit
- Gedanken an die Zukunft
- Lebenssinnkrisen und
- Suizidgedanken sowie
- Weinen

zu *den* Wirkungen zählen, die, wenn ihre Zahl auch noch so klein ist, schon *mehrere* von Einsamkeit Betroffene erfahren haben.

Dazu kommen dann Einzelnennungen wie, dass man die Stille nicht vertragen kann (A 5) und dass man depressiv zu werden glaubt (B 3) in dem Sinne, dass man sich einen Schuldvorwurf daraus macht, in der Sterbenacht des Ehemannes nicht im Krankenhaus gewesen zu sein (obwohl sein Tod nicht unmittelbar zu erwarten war). Der daraus resultierende „Schmerz“, den Frau B 3 auch als „innere Einsamkeit“ kennzeichnet, trägt klar die desolativen Züge des Trennungstraumas.

Sodann wäre die Reaktion aufzulisten, aufgrund der unter dem Abschnitt ‚Feiertage‘ näher beschriebenen kontrastierenden Konfrontation mit intakten Familien lieber zu Hause zu bleiben, also einen Schritt in die Isolation zu tun:

„Na, ich geh' meist sonntags nicht raus – ich will das gar nicht sehen, wenn se alle mit ihren Männern kommen.“

„Wenn man so alleine draußen rumläuft, kommt man sich verlassener vor, als wenn man alleine zu Hause sitzt.“ (A 0).

Schließlich wäre als positive Wirkung zu vermelden:

„Man beschäftigt sich mehr mit anderen als mit sich selber. Wenn man nicht einsam sein will, muss man das.“ (A 0)

Versucht man all diese Befunde soziologisch zu ‚ordnen‘, so drängt sich natürlich die Kernfrage auf, ob sie sich vielleicht gerade in ihrer Heterogenität auf einem prozessualen Kontinuum anordnen lassen, also etwa für verschiedene Stadien der Entwicklung kennzeichnend sein könnten.

Dementsprechend könnte die Entwicklung mit gewissen weiter oben geschilderten Entzugserscheinungen beginnen und im Selbstmord enden.³⁷

Obzwar eine solche lineare Entwicklung nicht ausgeschlossen werden kann, möchte ich sie nicht als zwangsläufig unterstellen; allein schon das mit Sicherheit eintretende Fehlschlagen dadurch ja ermöglichter Prognosen ließe Zurückhaltung hinreichend geboten erscheinen. Auch wäre hierfür zu prüfen, ob sich die verschiedenen Symptome verschiedenen Ursachen zuordnen lassen. Die Bestimmung der Ätiologie und der eventuellen Konnexe an die Phänotypologie möchte ich als Forschungsdesiderat an die Psychologie überweisen.

Doch ist damit das Problem nicht gelöst, zu bestimmen, worin der deutlich zwischen dem Begrüßen des Tagesschausprechers und ernsthaften Selbstmordgedanken liegt. Zur groben Kategorisierung scheint mir der oben erwähnte Begriff der ‚Entzugserscheinung‘ durchaus brauchbar, unter den eine ganze Anzahl dieser Wirkungen subsumiert werden könnte. Sein definierendes Kennzeichen könnte das punktuelle Auftreten dieser Symptome im Moment einer einsamen Stunde sein. Auch scheint die Heftigkeit dieser Reaktion auf den unbefriedigenden Zustand vergleichsweise geringen Grades zu sein.

Demgegenüber stellt der Selbstmordgedanke oder -versuch als Ultima Ratio die krasseste aller denkbaren Reaktionsformen dar. Wenn dem Versuch der Gedanke vorausgeht, es sich also nicht um affektive Versuche handelt, so kann dieser Gedanke ja nur die Frage nach dem Sinn des Lebens sein, eine echte Krisis, deren Bilanz von existenzieller Bedeutung ist. Was bilanziert wird, kann nur das vergangene Leben sein:

³⁷ MENNINGER und GÜLICHER (1978) berichten, dass die Zahl der 75- bis 80-jährigen weiblichen Suizidanten seit 1960 um ca. 44 % zugenommen hat und vermuten als wesentlichen Grund Einsamkeit.

dies sind die Gedanken an „früher“. Die Gegenwart ist einsam, und wenn auch die geringste Hoffnung auf Besserung³⁸ fehlt, drängt sich die Frage nach dem Sinn dieses bzw. des noch verbleibenden Lebens auf. Verfolgen wir diese hypothetische Kette noch einen Schritt weiter zurück, dann könnte die Reaktion, dass überhaupt das Leben bilanziert und die Zukunft kritisch auf Änderungsmöglichkeiten hin abgesucht wird, ihrerseits als ernster als bloßes In-der-Wohnung-Herumlaufen oder schierer Aktivitätsdrang bezeichnet werden. Doch werden die Abgrenzungen hier unscharf und es entsteht die Gefahr der Spekulation.

Trotz aller Vorsicht ließen sich als Indizien finden, die für eine solche Hierarchisierung der graduellen Abstufung der Wirkungen, die Einsamkeit zeitigt, sprechen und auf logischem Wege der Verdacht begründen, dass bestimmte Formen Voraussetzungscharakter für andere Formen haben.

in diesem Sinne hätte künftige Forschung zu prüfen, ob sich Einsamkeitswirkungen in die drei Bereiche ‚Entzugserscheinungen‘, ‚Bilanzierung‘ und ‚Existenzialkrisen‘ gliedern und in Beziehung setzen lassen.

6. Gegenmaßnahmen

Will man fragen, was der einzelne einsame Mensch im Alter unternimmt, um seiner Einsamkeit zu entgehen, so ist bereits die Sprache dieser Frage verräterisch: ‚entgehen‘ bedeutet auszuweichen oder zu entkommen zu versuchen. Eine Sache, vor der ich fliehe, ändere ich aber nicht; dadurch bin ich zu immer neuen Ausweichmanövern gezwungen.

Wenn ein alter, einsamer Mensch eine Maßnahme ergreift, um mit seiner Einsamkeit fertig zu werden, so kann sie mit Fug und Recht danach bewertet werden, ob und wie weit sie diesen Zweck erfüllt. Mit diesem ‚objektiven Maßstab ausgerüstet, kann

³⁸ ‚Besserung‘ soll heißen, dass für die Zukunft Interaktionsprozesse zu erwarten sind, die wieder Identifikationsmöglichkeiten beinhalten. In diesem Sinne bezeichnet DREITZEL (1970, 44) den Suizid als Ultima Ratio der Identitätsbildung, wenn solche Möglichkeiten nicht mehr zu erwarten sind. Wobei „-bildung“ eventuell genauer als ‚Rettung‘ der letzten Reste der bereits weit angeschlagenen Identität, bevor sie sich gänzlich Null nähert, zu fassen wäre.

beurteilt werden, ob sie so einschneidend ist, dass sie ihre verursachenden Bedingungen beseitigt, oder ob sie eher den Narkotika zuzurechnen ist, derer man sich immer wieder bedienen muss, sobald die Wirkung der letzten Anwendung nachlässt. Damit wäre ein erstes analytische Instrument evaluativen Charakters gewonnen.

Anlegen kann diesen Beurteilungsmaßstab eigentlich nur das eine Maßnahme anwendende Individuum, indem es bestimmt, welchen Nutzen es aus seiner Sicht aus ihr zieht, denn:

„... those [activities] which are not highly valued by external observers may well be amongst the most significant“

für die Person selbst (JOHNSON 1977, 159).

Das heißt, der objektive Maßstab der einsamkeitsreduzierenden Potenz einer Maßnahme hat sie subjektive Bestimmung dieses Grades zur Basis.

Zwei Schwierigkeiten verhindern jedoch, dass das Prinzip der Evaluation durch die Anwender sich in einer analogen Darstellungsstruktur niederschlagen kann:

1. bewirken auch identische Maßnahmen bei verschiedenen Anwendern verschiedene Effekte, so dass eine Hierarchisierung nach Effekt unmöglich wird,
2. ist das zur Verfügung stehende Maßnahmeninstrumentarium schichtspezifisch präselektiert sowie, auf einer zweiten Auswahlstufe, sozialisationsspezifisch determiniert.

Vor allem werden die gewählten Maßnahmen jahre-, wenn nicht jahrzehntelang nach Kriterien persönlicher Präferenz und der Praktikabilität (Weg des geringsten Widerstands bei dann allerdings größtmöglicher Effektivität) ausgewählt und angewandt. Dadurch stellt sich ein Routinemechanismus unhinterfragter Selbstverständlichkeit ein, der den relativen Charakter einer Maßnahme als einer von vielen möglichen und ihre ganz spezifische Reichweite aus dem Blick geraten lässt – wenn sie überhaupt je relativierend eingeordnet wurde. Es kommt zu einer Verabsolutierung: Einer Maßnahme wird ein optimaler Effekt bescheinigt, aber nicht gesehen, dass andere Handlungsweisen viel weiter reichende Konsequenzen in puncto Einsamkeitsbewältigung haben könnten.

Zu dieser tendenziellen Verabsolutierung tragen neben den genannten Ursachen selbstverständlich auch objektive Restriktionen bei, die die Anwendung weiterreichender Maßnahmen ausschließen.

Es ist daher nicht nur legitim, sondern sogar verpflichtend, den – allerdings nicht abgehobenen oder beliebigen – Ordnungskriterien der wissenschaftlichen Außenperspektive zu folgen, die den gesamten zunächst einmal denkbaren Maßnahmenkatalog im Blick hat und dadurch zu relativieren in der Lage ist, wenn das Ziel der Bemühung den alltagsweltlich verabsolutierenden Horizont transzendierende Erkenntnis sein soll.

Es ist also nach substitutiven Gliederungsprinzipien zu suchen, die sich jedoch nichtsdestoweniger an der Prämisse maximaler Effizienz einer Maßnahme zu orientieren haben.

Erinnern wir uns an Frau B 5, bei der Einsamkeit verursachende Faktoren unter dem Stichwort ‚Nachmittage‘ besonders prägnant herausgearbeitet werden konnten. Es waren dies ihr chronisches Alleinsein und das Fehlen einer pflichtmäßigen Inanspruchnahme durch eine sinnvolle, nützliche Tätigkeit. Damit waren genau die zwei *Conditioes humanae* als Ursachen ermittelt, die den Menschen als Menschen definieren, nämlich die interaktive soziale Eingebundenheit und die Partizipation am arbeitsteiligen Lebenserhaltungsprozess durch eigene konstruktive Beiträge.

Wenn dies entscheidende, vielleicht *die* entscheidenden Schlüsselvariablen der Einsamkeitskonstituierung sind, müssen *die* Maßnahmen als die effizientesten im Sinne der *Einsamkeitsbewältigung* angesehen werden, die die entsprechenden vermissten Bedingungen herzustellen geeignet sind. Das heißt, es müssten Maßnahmen sein, die statt permanenten Alleinseins tendenziell permanentes Zusammensein ermöglichen bzw. eine Arbeit im weiteren, oben definierten Sinn begründen.

Konkret wäre für den ersten Fall an erneute Partnerbindung oder Wohnen in einer Wohngemeinschaft zu denken, im zweiten Fall an die Übernahme einer Erwerbstätigkeit oder an verpflichtende Mitarbeit an einer sozialpolitischen, kulturellen, ökologischen Aufgabe beispielsweise.

Nur dann, wenn Einsamkeit dadurch beseitigt wird, dass die sie erzeugenden Bedingungen abgeschafft werden bzw. Bedingungen hergestellt werden, die ihr Aufkommen von vornherein verhindern, soll von Maßnahmen ihrer *Bewältigung* gesprochen werden. Es bietet sich an, in diesen Fällen von ‚Bewältigungsversuchen‘ zu sprechen, ist doch damit offengelassen, ob der ergriffenen Maßnahme der gewünschte Erfolg beschieden ist.

Von den so definierten Bewältigungsversuchen wären all jene Maßnahmen zu unterscheiden, die immer erneuter Anwendung bedürfen, da sie von begrenzter Wirkung sind und den Charakter haben, Einsamkeit eher nur vorübergehend zu betäuben als grundsätzlich zu beseitigen. In diesem Sinne soll von ‚Gegentechniken‘ die Rede sein.

Auch auf der weiteren Suche nach einem sinnvollen Darstellungssystem der Vielfalt aller möglichen Maßnahmen, die die Alten gegen Einsamkeit ergreifen, kann die Prämisse, dass Einsamkeit auf Mangel an sinnvoller Interaktion (mit relevanten Anderen) beruht, als hilfreiche Grundlage herangezogen werden. Danach wäre eine Maßnahme selbst dann noch, wenn sie nicht dazu angetan ist, Einsamkeit grundsätzlich zu beseitigen, nach ihrem interaktiven Gehalt zu bemessen, in der Annahme, dass sie immerhin noch umso einsamkeitsreduzierender wirkt, je höher dieser Gehalt ist. Das heißt, auch wenn ich nichts unternehme, um meine Situation von Grund auf zu ändern, so dass Einsamkeit für mich überhaupt kein Problem mehr darstellt, wird sie immer noch am besten, nachhaltigsten usw. dadurch gelindert werden, je mehr ich mit anderen Menschen zu tun habe und am wenigsten, wenn ich mich allein, ohne irgendwelche Partner einer Beschäftigung zuwende.

In diesem Sinne erfolgt nun die Besprechung des gesamten Repertoires an Gegenmaßnahmen entlang einer Hierarchie ihres Interaktionsgehalts, aufsteigend von den Gegentechniken zu den Bewältigungsversuchen; innerhalb der Gegentechniken entsprechend von den solitären zu den interaktiven Maßnahmen.

6.1 Gegentechniken

6.1.1 Solitärer Art

Unter ‚Gegentechniken solitärer Art‘ sollen all jene Gegentechniken, wie oben definiert, verstanden werden, die das Individuum allein, also ohne Interaktionspartner anwendet. Hierunter fallen also alle Dinge, mit denen man ‚sich beschäftigt‘. Der Terminus ‚solitär‘ wurde von MILLER (1965, 90) entlehnt, der von „solitary activities“ spricht.

6.1.1.1 Lesen, Kreuzworträtsel, Handarbeit

Die drei Beschäftigungen Lesen, Kreuzworträtsel lösen, Handarbeiten gehören zu den meistbetriebenen Beschäftigungen der alten Frauen und werden entsprechend häufig als Beschäftigung gegen Einsamkeit genannt. Sie werden deshalb hier in einem Abschnitt zusammengefasst, da sie weitgehend gleichen Restriktionen unterliegen, die ihre häufige Anwendung trotz ihrer Beliebtheit einschränken können. Folgendes Zitat verdeutlicht die Problematik:

„Was soll'n Se denn da auch den ganzen Tag tun, das möcht' ich wissen. Sie können auch nicht immer den ganzen Tag handarbeiten und lesen. Die Augen wollen das auch nicht immer so.“ (ExKr)

Zur Sehschwäche tritt das Handicap bewegungsgestörter Hände. Wer Gicht in den Händen hat, kann nicht mehr handarbeiten, wie Frau B 6 beklagt; außerdem können Sehnenkrämpfe das Halten von Spielkarten unmöglich machen, was in der Tagesstätte weitreichende Folgen haben kann, wenn der Bezugstisch ein Karten spielender Tisch ist. Das Lösen von Kreuzworträtseln unterliegt möglicherweise beiden Restriktionen, den Schwächen des Sehens und der Handbewegungen.

Die Beliebtheit des Lesens kann durch folgendes Zitat belegt werden:

„Gelesen, Tag und Nacht gelesen, bis ich ganz weggetreten war ...“ (ExKr)

Der VHS-Kurs zeigte, dass Lesen in Phasen der Einsamkeit nicht jedermanns Sache ist, besonders wenn im Fall von Verwitwung die Gedanken allzu leicht abschweifen; doch bringt denjenigen, die die dafür erforderliche Konzentration (schon / noch) aufbringen können, Lesen Erleichterung, indem das Problem überspielt wird. Dies, und dass es Einsamkeit nicht beseitigen könne, wurde klar herausgearbeitet.

6.1.1.2 Spazierengehen

Ähnlicher Beliebtheit erfreut sich das Spazierengehen:

„Ja, dann kann man doch den ganzen Tag spazieren!“
„Ja, wenn das Wetter danach ist!“ (ExKr)

Von den Interviewten hat Frau A 5 am ausführlichsten die Anwendung dieses Mittels und seinen Nutzeffekt beschrieben:

„Den ganzen Tag alleine sein, also ohne ein Wort zu hören: das ist das Grausame – dann geb' ich mir'n Ruck und jetzt geh' ich einfach raus. Und wenn man 'ne halbe Stunde spazieren geht, bei warmem Wetter, man setzt sich mal auf 'ne Bank und's kommt doch mal zum Gespräch mit 'nem anderen Menschen und das lenkt dann doch schon etwas ab, ... das ändert dann schon wieder die Situation.“

Zunächst ist erkennbar, dass die Anwendung dieser Maßnahme von gutem Wetter abhängig ist, das durch seine Zufälligkeit als Restriktion wirken kann. Sodann beinhaltet Spazierengehen die berechtigte Hoffnung, jemanden kennenzulernen und somit auf ein Gespräch. Diese Aktivität wird also solitär unternommen, aber mit kommunikativer Stoßrichtung, unterscheidet sich also von jenen Aktivitäten, die statt an kontakchancenreichen öffentlichen Orten allein ‚in den eigenen vier Wänden‘ unternommen werden. Wieweit dieser Hoffnung, sofern sie beinhaltet ist, Erfolg beschieden ist, ist eine andere Frage.

Ich habe diesen Punkt in sämtlichen Interviews angesprochen und gefragt, wieweit sich auf Parkbänken, im Wartezimmer, beim Einkaufen usw. Kontakte knüpfen lassen. Sie waren nie von der Qualität, dass sich hieraus länger andauernde Kontakte entwickelt hätten; sie wurden mit der „Guten Tag, guten Weg“-Formel beschrieben und in ihrer einsamkeitserleichternden Qualität niedrig eingestuft. Ein Wiedersehen wird dem Zufall überlassen; ein von mir angeregter Adressenaustausch wurde für zu intim gehalten. Auch wisse man nicht, wen man sich da gegebenenfalls einlade (so im Pretest).

Wenn also der erhoffte Kontakt zustande kommt, so hat er doch nur „ablenkenden“ Charakter (A 5); *wie lange* dies ihre *Gefühls-,situation'* – nur die kann gemeint sein – ändert, sei dahingestellt.

Aus dem Abschnitt der zeitlichen Manifestationen wissen wir, dass gerade das Spazierengehen oder Ausflüge Machen insofern problematisch ist, als man dabei mit dem

Anblick intakter Familien oder Ehen konfrontiert wird, was das Einsamkeitsgefühl noch verstärken kann. Dies ist eine zweite Restriktion, die es angezeigt sein lassen kann, den Schritt aus dem Haus lieber zu unterlassen. Es ist natürlich möglich, dass Spaziergänge auf verschiedene Individuen verschieden wirken, es wäre aber auch zu vermuten, dass sie nur an jenen besonderen Tagen ein Problem darstellen (weil besonders aufgrund von Berufstätigkeit die Sonntage traditionell die Tage des Spaziergangs sind), während der Woche aber problemlos angewandt werden können.

6.1.1.3 Einkaufen

Der Eindruck von HOCHSCHILD, dass

„although the women turned commercial relations into personal ones [...] they did not overly personalize commercial relations and shopping was seldom a way of relieving loneliness.“ (ebd., 123)

kann insofern bestätigt werden, als Kaufen oder Einkaufen nur selten genannt wird (und, wie oben gesagt, sich daraus selten weiterreichende Kontakte entwickeln). Wenn dies aber der Fall ist, sind folgende Besonderheiten zu beachten: Einige Male (VHS) wurde Kaufen als Sich-etwas-Kaufen genannt. Das heißt, die Damen kaufen sich irgendetwas, das ihnen gefällt, um sich gleichsam selbst zu verwöhnen bzw. als Trostpflaster für ihre Einsamkeit.

Frau B 6 bleibt im Sommer (!) länger zum Einkaufen im Freien, dehnt diese Beschäftigung also aus, um nicht unnötig lange alleine in ihrer Wohnung zu sein. Sie verbindet das Einkaufen dann mit einem Spaziergang im Park und mit Sitzen auf einer Bank.

Im Kurs stellte sich auch heraus, dass einige bewusst zur Feierabendzeit einkaufen gehen, um „unter Menschen zu sein“. Was also Berufstätige in der Regel erregt, dass ‚Rentner, die doch den ganzen tag Zeit haben‘, ausgerechnet zur Rush Hour einkaufen gehen, kann hier im Einzelfall entgegen der vermuteten Gedankenlosigkeit in bewusster Überlegung seine Wurzel haben.

Doch ergeben sich beim Einkaufen keine dauerhaften Kontakte. Das Aussterben der sogenannten ‚Tante-Emma-Läden‘ lässt gleichzeitig eine Ressource austrocknen, die

es, wenn auch noch so oberflächlich, ermöglichte, wenigstens einmal am Tag mit jemandem ‚ein paar Worte zu wechseln‘.

6.1.1.4 Tierhaltung

Von den 15 Interviewpartnerinnen hatte niemand ein Haustier, und auch unter den Damen des VHS-Kurses gab es nur zwei Tierhalterinnen. Daher konnte der Gesichtspunkt der Tierhaltung in seiner Bedeutung für die Einsamkeitsreduktion in den Interviews nicht erhoben werden.

Aufgrund des vorliegenden projektexternen Materials scheint mir aber die Relevanz dieses Punktes so weit gegeben zu sein, dass seine Aufnahme und ausführliche Besprechung in diesem Abschnitt gerechtfertigt erscheinen. Deshalb wird ersatzweise hier nur auf solches Material zurückgegriffen.

Welche Bedeutung der Tierhaltung als Technik, mit Einsamkeit fertigzuwerden, zukommt, lässt zum Beispiel ein Report im „Stern“ 35/1977 über den Tierfriedhof Berlin-Lankwitz vermuten, der ungeahnte Gefühlsdimensionen in Bezug auf gestorbene Tiere deutlich werden lässt. Oft geht diese Tiervergötterung mit Enttäuschungen über Menschen einher. Hier einige Kostproben: Von zwei Hunden heißt es, sie seien

„viel zu jut für diese Welt [gewesen]. Det darf man nie verjessen.“

„Erzählen Se mir nüscht von Menschen! Der Mensch vakooft doch Vadda und Muttern für ‘ne Bockwurscht. Aber Hunde“

„Hier auf dem Friedhof, da kann man doch reden, wie einem der Schnabel gewachsen is. Die Leute hier denken doch so wie ick. Die haben doch auch von Menschn de Nase voll. Die Erde könnt’ een Paradies sein, wenn keene Menschen da wär’n.“

„Ein Hund, der wärmt det Herze.“

„Vierzehn Jahre hatte ich sie. Schnapsi war das einzige in all den Jahren. Sie war wie ein Schatten.“

In der Frankfurter Rundschau heißt es:

„Es gehört einem etwas Lebendiges.“

Diese Äußerungen wird man ohne Übertreibung so interpretieren dürfen, dass der Hund, die Katze, der Kanarienvogel buchstäblich lebensrettende Funktion haben. Von allen verwandten verlassen und von vielen Menschen enttäuscht, also bereits ohne

sozialen Bezug, stellt hier das Tier schlichtweg „das Einzige“ dar, was noch als „Lebendiges“ um einen ist. Die je nach Tierart mehr oder minder ausgeprägte Anhänglichkeit und die Möglichkeiten, ‚stumme Dialoge‘ zu führen und Anthropomorphes in das Tier zu projizieren, tragen zu seiner Funktion als letzter Rettungsanker bei. So erschreckend es ist, dass sich alte Menschen, um emotional zu überleben, gezwungen sehen, auf subhumane Formen des Lebens zu rekurrieren, so wichtig ist es doch, ihnen diese Technik zuzugestehen, solange noch keine menschenwürdigen Formen und Inhalte des Alters bei uns durchgesetzt worden sind. Doch besteht damit die Gefahr eines sanften Ruhekickens für das gesellschaftliche Gewissen. Eine Dame erzählt (Sendung von MENNINGER und GÜLICHER) weinerlich werdender Stimme, dass sie früher Hund und Katze hatte, aber beides sei jetzt in ihrer neuen Wohnung verboten. Dieses gesellschaftliche Zudrehen der letzten verbliebenen emotionalen Quelle, aus der sich, auch wenn sie nur noch im Tierbereich angesiedelt ist, nichtsdestoweniger die psychische Komponente der Lebenskraft speist, diese systematische Strangulation kann glattweg als unsichtbarer (weil psychischer) Mord durch eine anonyme Instanz (die Gesellschaft), personifiziert durch einen Hauseigentümer oder Heimleiter, bezeichnet werden.

Das Haustier wird zum Schlüsselsymbol für das Verhältnis dieser Gesellschaft zu ihren Alten, für den Platz, den sie ihnen zuweist: neben dem Tier, man assoziiert den Stall. Und selbst dieses Symbols ihrer Ausgliederung aus zwischenmenschlichen Beziehungen können sich die Alten nicht mehr sicher sein: Ein Umzug ins Alten- oder Pflegeheim kann den Abschied von „Schnapsi“ bedeuten.

Den Stellenwert dieser emotionalen Krücken für die Alten, der aus der Bedeutung ihres eventuellen Verlusts deutlich wird, zeigt jene Äußerung, der zufolge eine Einkommensminderung eine existenzielle Entscheidung für das eigene Leben oder das des Tieres bedeuten könnte, die jedoch längst entschieden ist – zu Ungunsten des eigenen Lebens:

„Ich geb' die Susi nicht her. Und wenn ich selbst nichts mehr zu essen habe – der Hund kriegt was.“ (FR vom 30.11.1977)

Vergleiche auch:

„Wenn Lehmann stirbt, ist bei mir Feierabend.“ („Spiegel“ 5/1977, 50)

Zur soziologischen Bestimmung des Stellenwertes der Beschäftigung mit Tieren in ihrer Funktion im Umgang mit Einsamkeit und des Verhältnisses zu ihnen ist anzumerken, dass man zwar schlecht davon sprechen könnte, dass man sie immer wieder ‚anwenden‘ muss, um Einsamkeit zu betäuben. Tiere wollen versorgt und gepflegt sein und dies ständig und nicht nur zu Zeiten besonderen Bedürfnisses ihrer Eigentümer. Diese schaffen sich vielmehr mit dem Besitz eines Tieres eine Verantwortung mit Steigtigkeitscharakter, wodurch sie sich selbst in die Pflicht nehmen und das Gefühl entwickeln können, dringend gebraucht zu werden. Zwar handelt es sich hierbei um eine längerfristige und mehr lineare ‚Beschäftigung‘ als etwa das punktuelle, wiederholte Lösen von Kreuzworträtseln. Doch bleibt sie auch in der hergestellten ‚Beziehung‘ asozial (mit der wichtigen Ausnahme in der Regel vermutlich oberflächlich bleibender Kontakte zu anderen Hundebesitzern beim ‚Gassigehen‘) und hat eher Rettungsankerfunktion, als dass davon gesprochen werden könnte, dass der Besitz eines Tieres den Versuch der Änderung grundlegender Bedingungen darstellt, durch die dem Aufkommen von Einsamkeit der Nährboden entzogen würde. Vielmehr dürfte im ‚Dialog‘ mit dem Tier immer die eigene substanzielle und andauernde Einsamkeit gleichzeitig bewusst (*nur* das Tier haben) und betäubt werden (*wenigstens* das Tier haben).

Dafür, dass Tiere, auch wenn sie einem nicht gehören, „det Herze wärmen“, spricht, dass dem Berliner Zoo allein 1978 über DM 600.000 an Erbschaften vermacht wurden, was sein Direktor als einmalig in Europa bezeichnet („Der Tagesspiegel“ vom 14.08.1979). (Nebenbei bemerkt hat Berlin auch die höchste Selbstmordrate Deutschlands („Der Spiegel“ 23/1972, 50)). Die zarten Bande zu Gorillas und Flusspferden, die so finanzkräftige Früchte tragen, wenn sie nicht mehr existieren, werden zum Beispiel an den langen Ostertagen geknüpft:

„Ach Mensch, das ist doch ganz einfach: Da fährt man nach'n Zoo und kiekt da nache Affen.“ (ExKr)

Aber auch dadurch, dass man in der eigenen Wohnung tatsächlich oder vermeintlich von den eigenen Kindern bestohlen wird, wird der Zoo zu einem Refugium der Sicherheit, das den mitmenschlichen Kontakt noch dann ersetzt, wenn er an sich möglich wäre. So sagte eine mir unbekannte Frau in einem anderen als dem Forschungszusammenhang über den Zoo: „Da tut mir keiner was.“

Diese Fragmente deuten darauf hin, dass die Bindung zu Tieren als Substitute menschlichen Kontakts weit über die reine Tierhaltung hinausreichen.

Im Kurs wurden immerhin die Restriktionen deutlich, die es einer Hundehalterin selbst ratsam erscheinen lassen können, sich nach dem Tod ihres jetzigen Hundes keinen weiteren anzuschaffen.

So sei besonders das Reisen ein Problem: nimmt man ihn mit, koste die Reise doppeltes Geld und nicht alle Pensionen nähmen Gäste mit Tieren auf; wolle man ihn zuhause lassen, finde sich keine Pflegevertretung oder müsse ebenfalls teuer bezahlt werden. Durch Krankheiten wäre das regelmäßige Ausführen verhindert bzw. werfe dasselbe Vertretungsproblem auf. Krankheit des Tieres bedeute wiederum hohe Tierarzt-Kosten und der Tod des Tieres sei so schwer zu verkraften, dass man lieber ganz verzichte.

Es kann vermutet werden, dass nur diese Handicaps, besonders eigene Krankheit oder Gebrechlichkeit und die eingeschränkte Mobilität einen Großteil potenzieller alter und einsamer Tierhalter davon abhalten, sich ebenfalls ein Haustier anzuschaffen.

6.1.1.5 Verdrängungstechniken

Zeit durch Schlafen zu überbrücken, stellt natürlich einen Verdrängungsversuch par excellence dar. Es lagen im Material zu den Feiertagen zwei Hinweise darauf vor, dass dieses Mittel angewandt oder zumindest erwogen wird. Im Kurs und in den Interviews fanden sich hierfür aber keine Bestätigungen. Ebenso fanden sich keine Anzeichen, dass *bewusst* an ‚früher‘ gedacht wird und dies erleichternde Wirkung hat, wie es als „daydreaming“ bei BLAU (1973, 161) vorkommt. Sie zitiert eine alte Frau:

„I have lots of memories of good times, and when I get to feeling lonesome, I just try to remember those.“

Sie bezeichnet dieses „daydreaming“ als „escape mechanism“, der auch den Druck, sich neue Kontakte zu suchen, nehme. Doch

„[...] on the other hand, it may also be that without that mechanism, she would have experienced the full destructive force of loneliness and become alienated.“ (ebd.)

Das wäre die Frage, die ob die Gefahr entsozialisierter Entfremdung dann größer ist, wenn ich die Einsamkeit voll zu spüren bekomme, oder nicht eher dann, wenn ich es aufgrund einer Droge nicht mehr ‚nötig‘ habe, mir Kontakte zu schaffen und so vollends aus der Übung komme. Letzteres erscheint mir wesentlich plausibler.

Eine dritte Art der Verdrängung wurde im Pretest-Interview genannt: das sich isolierende Zu-Hause-Bleiben, um nicht mit den intakten Familien auf ihren Sonntagsausflügen konfrontiert zu werden:

„Ich will das gar nicht sehen, wenn alle mit ihren Männern kommen.“

Wegsehen, Träumen und Schlafenkönnen hier als – wenn auch wohl nur selten vorkommende – Gegentechniken, als Versuche der Verdrängung oder Flucht festgehalten werden.

6.1.1.6 Alkohol

Indizien für die Benutzung von Alkohol zur Betäubung von Einsamkeit fanden wir nur in der Kreuzberger Tagesstätte, dort aber gehäuft. So schätzte eine Sozialarbeiterin, dass die Hälfte der Besucherinnen einen ‚Flachmann‘ bei sich trage. Von den Kollegen wurde oft beobachtet, wie dieser unter dem Tisch die Runde machte. Folgende Beobachtung kann als bezeichnend gelten: In der Tagesstätte wird eine Dia-Serie „Kinder sehen alte Leute“ mit Kinderzeichnungen gezeigt. Ein Dia zeigt eine alte Frau, einen Fernseher und eine Blumenvase davor. Der sich entspinnde Dialog lautet:

„Da guckt die Oma Fernsehen, so’n Fläschchen dabei.“

„Arme Oma!“

„Oma, deine Einsamkeit!“

Was vielleicht nur ungefähr in seinen Umrissen perzipiert wird, wird als das wahrgenommen, was man aus seiner Lebenswelt kennt.

Sicher wird man auf derlei verräterische Indizien und Beobachtungen angewiesen sein, um das tatsächliche Ausmaß und die Umstände der Anwendung von Alkohol ermitteln zu können. Verbale Thematisierung hätte angesichts anzunehmender Tabuierung – wenn nicht ohnehin rigoroser Verleugnung – leicht den Charakter eines schwerfallenden Geständnisses und eignet sich daher nicht zur Erfassung in Interviews. Aber auch von dieser methodischen Schwierigkeit abgesehen, glaube ich, dass

die Tatsache, dass ich in den Interviews nicht auf dieses Mittel stieß, auf seine tatsächliche Nicht-Benutzung durch die Interviewten zurückzuführen ist.

Einen interessanten Hinweis gab der Kurs. Dort hieß es, als ich die Sprache auf dieses Thema brachte:

„Wer schon hierher gefunden hat, der greift nicht mehr zur Flasche.“

Demnach wird Alkoholkonsum als Indikator für tiefste Einsamkeit gesehen bzw. als ein Mittel, das angewandt wird, bevor durch Selbst- oder Fremdhilfe initiierte Schritte zurück in einen sozialen Zusammenhang erfolgen.

Beobachtet wurde Alkoholkonsum aber im sozialen Zusammenhang der Tagesstätte, so dass, wenn diese Doppelhypothese sich bestätigen sollte, hier entweder die Schwelle, ab der zum Alkohol gegriffen wird, niedriger liegen müsste, oder es sich um einen ‚Nachhall‘ aus der vorsozialen Zeit handeln müsste. Diese Erklärung wäre wiederum nicht notwendig heranzuziehen, wenn man die Einsamkeit in der Tagesstätte bedenkt. Eine ganz andere Erklärung wäre, dass der gemeinsame Genuss mehr ‚bringt‘ oder es sich kollektiv besser verdrängen lässt.

Wie auch immer – ich vermute ein Schichtspezifikum, zumindest was das Schwellenniveau betrifft. Denn aus meiner Kenntnis der Kreuzberger Besucherschaft ist diese eher der unteren Unterschicht zuzurechnen, während auch viele Damen des Kurses und der Interviews Arbeiterinnen waren, aber mit wesentlich stärker mittelschichtorientierten Wertvorstellungen. Ob dies allerdings allein schon ausreicht, zu erklären, warum in der Gropiusstadt nicht ‚gepichelt‘ wird, ist zu bezweifeln. Auch dies wäre eine kleine Einzeluntersuchung wert.

6.1.1.7 Fernsehen und Radio

Eine Bedeutung, die kaum überschätzt werden kann, nimmt im ‚Kampf gegen die Einsamkeit‘ das Fernsehen ein. Zunächst sei der Dialog, der in der Kreuzberger Tagesstätte zum Thema Fernsehen aufgezeichnet wurde und dessen Anfang schon unter dem Stichwort ‚Alkohol‘ wiedergegeben wurde, in seiner ganzen Länge dargestellt:

„Da guckt die Oma Fernsehen, so’n Fläschchen dabei.“
„Arme Oma!“
Oma, deine Einsamkeit.“

„Das ist die Einsamkeit.“
„Hat ja 'n Fernseher, kann se doch nich einsam sein.“
„Reaktion ist energischer Protest.“
„Doch! Kann se wohl einsam sein! Is ja auch das Einzige, was se hat. Immer kann se
ooch nich Fernsehen sehen.“
„Frau G. meint übrigens als einzige, dass man mit einem Fernseher nicht einsam sei,
weil man ja mit der ganzen Welt in Verbindung stände.“ (ExKr)

Darauf, dass eine Blumenvase auf der Kinderzeichnung gemalt war, die hier bezeich-
nenderweise als Fläschchen gedeutet wird, wurde bereits eingegangen. Analysieren
wir also die Situationsdefinition und den von den Damen gesehenen Bezug zwischen
Fernsehen und Einsamkeit.

Ein Teil der diskutierenden Damen interpretiert offenbar klar: die „Oma“ sieht fern (und
trinkt), also ist die einsam. Da nun die Tätigkeit fernzusehen, auch mit Alkoholgenuss,
zunächst viele Interpretationsmöglichkeiten offenlässt (z. B. eine interessante Sen-
dung sehen zu wollen, entspannen zu wollen), dürfte die Annahme gerechtfertigt sein,
dass die Alten sich in der Situation wiedererkennen und damit offenbaren, dass sie
selbst einsam sind und deswegen fernsehen.

Eine weitere Stimme scheint einzuräumen, dass man während des Fernsehens nicht
einsam ist und ‚danach‘, da man ja nicht immer fernsehen könne, wieder einsam sei.
Auf dieses Verständnis deutet auch der Ausdruck „das Einzige“ hin. „Das Einzige, was
se hat“ kann ergänzt werden durch: ‚... um nicht einsam zu sein‘ oder besser: ‚... um
die Einsamkeit zu mildern‘. Daher stehen die einsamkeitsmildernde Tätigkeit des Fern-
sehens und die Einsamkeit, während man nicht fernsieht, nur scheinbar in einem tem-
poralen Verhältnis: Es ist vielmehr eins von substanziellem Dauerzustand und tempo-
rärer Milderung, die von nur auf die Situation der Anwendung beschränkter Wirkungs-
dauer ist.

Frau G. schließlich behauptet als einzige, der Besitz eines Fernsehgerätes *verhindere*
Einsamkeit. Der Fernseher stelle „Verbindung“ „mit der ganzen Welt“ her und wer „mit
der ganzen Welt in Verbindung“ steht, könne nicht einsam sein. Wie einseitig und wie
unbeeinflussbar diese Verbindung ist, übersieht sie. Aber hier widersprechen ihr die
anderen Damen energisch, leider jedoch ohne auf diese Begründung einzugehen. Ihre

Kritik bezieht sich nur auf den Besitz des Fernsehers und die Frage, ob er Einsamkeit ausschließen kann.

Es gibt also auch unter den Alten Meinungsverschiedenheiten darüber, ob man einsam ist und deshalb fernsieht oder ob man, weil man fernsieht, nicht einsam ist.³⁹

Die Lösung dieses Ursache-Wirkung-Paradox' scheint mir in seiner Synthese zu liegen: Die Mehrheit meint offenbar, weil und wenn sie einsam ist, schaltet sie den Fernseher ein; die Dame mit dem Minderheitsvotum geht wohl von dem bereits eingeschalteten Apparat aus, der keine Einsamkeit aufkommen lasse. Oder sie meint, *immer* wenn sie einsam ist, schaltet sie ein, so dass rein zeitlich keine Phase der Einsamkeit übrigbleiben können.

Auch die Interviewten geben zu einem Großteil das Fernsehen als Gegentechnik an. Dabei wird mal selbstironisch davon gesprochen, in die „Braun'sche Röhre [zu] starren“, mal angegeben, was man gleich, wenn man aus der Tagesstätte kommt, um 18:15 sieht, mal wird mitgeteilt, dass das Schrecknis des Wochenendes dadurch gemildert wird, dass man sich schon vorher auf ein besonderes Programm am Wochenende freuen könne, und einmal heißt es:

„Wenn die Abendstunden kommen und es ist nichts Richtiges im Fernsehen, dann ist der Abend noch länger.“ (B 6)

Dieser Stellenwert des Fernsehens für Alte scheint mir zunächst einmal darauf zurückführbar zu sein, dass es trotz seiner Eigenschaft rein technisches Surrogat menschlicher Interaktion zu sein, deren Authentizität von allen solitär anwendbaren Hilfsmitteln immer noch am nächsten kommt. Damit wird es als Interaktionssurrogat aber noch lange nicht zur Interaktion selbst, auch wenn man diese „parasozial“ nennt (HORTON und WOHL 1965, GREGG). Man braucht nur eine sehr sparsame Definition von ‚Interaktion‘ heranzuziehen, etwa als Handlungen zweier aufeinander eingehender Individuen, um diese Bezeichnung zu verwerfen. Die Rolle des Zuschauers bleibt eine passiv rezipierende, wenn auch ein Kommunikator und ein Kommuniqué rezipiert werden. Es handelt sich also um sehr einseitige Kommunikation, die dann, da ja immerhin Vertreter des gesellschaftlichen Universums soziale Inhalte kommunizieren, auch parasoziale *Kommunikation* genannt werden könnte. Aufgrund dieser immerhin einseitig

³⁹ Analog differierende Einschätzungen begegneten mir in den Interviews besonders in Bezug auf den Tagesstätten-Besuch.

kommunikativen Qualität kann man überlegen, ob diese Aktivität, wie natürlich auch das Radiohören, aus dem Zusammenhang der hier dargestellten solitären Aktivitäten auszugliedern wäre. Der Aspekt der solitären Anwendung eines technischen Mittels und die völlige Überflüssigkeit von Interaktionspartnern in der Anwendung des Mittels (nicht zu verwechseln damit, dass viele einen Partner vermissen, mit dem sie (wie in der Ehe) über das Gesehene sprechen können) scheinen mir aber die über den semi-kommunikativen Aspekt dominierenden Kriterien zu sein, die es rechtfertigen, das Fernsehen auf eine Stufe mit dem Lösen von Kreuzworträtseln zu stellen.

Selbstverständlich ist dies die analytisch-soziologische Außenperspektive; in der Sicht der Anwender nimmt es einen hohen Stellenwert ein. Dass das Fernsehen auf der Beliebtheitsskala so hoch rangiert, dürfte also auf seinen semikommunikativen Charakter zurückzuführen sein, der es trotz allen Einschränkungen immer noch zum optimalen Interaktionsersatz macht. Doch werden in der Regel auch die häufig fernsehenden einsamen Alten immer noch jeder menschlichen Interaktion den Vorzug geben, dieses Mittel also, vor die Wahl gestellt, relativieren.⁴⁰ Während die soziologische Außenperspektive aber nun *nur* relativiert, also vor allem mit grundsätzlich Einsamkeit beseitigenden Maßnahmen vergleichen muss, setzt sich beim einsamen Menschen notgedrungen, da ohne soziale Alternative, innerhalb des zur Verfügung stehenden Instrumentariums der Solitärbeschäftigungen eine gewisse Verabsolutierung des Fernsehens als Optimum durch. Die relativierenden Alternativen kommen mangels Gelegenheit nur noch selten in den Blick.

Dies ist ein prägnantes Beispiel für die Notwendigkeit relativierender soziologischer Außenperspektive, denn würde der Forscher in der Eigenperspektive der Erforschten ‚verkaffern‘, so liefe dies aus den ausgeführten Gründen darauf hinaus, das Fernsehen als das beste Mittel gegen Einsamkeit zu empfehlen.

Das Fernsehen trägt für die Alten und offenbar manche Forscher deshalb so interaktionsähnliche Züge, weil es zum einen Sprecher gibt, von denen man sich leicht einbilden kann, dass sie einen selbst ansprechen; bei Spielhandlungen oder

⁴⁰ Mit der Ausnahme, dass es für Einzelne eine isolierende Wirkung entfalten könnte, worauf weiter unten eingegangen werden wird.

Dokumentarfilmen dagegen mag der Grund darin liegen, dass der Zuschauer zur Perspektivübernahme der im Fernsehen Handelnden fähig ist, wodurch ihm Mitfühlen, Beurteilungen, genauso oder anderes entschieden zu haben, und überhaupt vergleichende Relativierung mit der eigenen Situation und den eigenen Erfahrungen erlaubt sind. Dieses Charakteristikum des Mediums scheint mir in erster Linie seinen hohen Einsamkeitsbezug auszumachen.

In diesem Sinne argumentieren auch HORTON und WOHL (1956) und HESS (1974).⁴¹ Dadurch, dass das Fernsehen durch diese Qualitäten zum relativ optimalen Ersatz wird, besteht nun leicht die Gefahr drogenähnlicher Abhängigkeit, nicht in dem einfachen, üblichen Sinne des Nicht-mehr-Loskommens, sondern in einem Sinn des Nicht-mehr-loskommen-Wollens, oder schärfer, des vermeintlich Nicht-mehr-nötig-Habens von investitionsintensiven Versuchen zur Aufnahme zwischenmenschlicher Kontakte. Es ist also zu fragen, inwieweit Fernsehen Einsamkeit *bewirkt*. Angewandt, um Einsamkeit vergessen zu machen, bekäme es Einsamkeit generierende Kraft, wenn es zunächst Interaktionen nur systematisch ersetzt, dann aber durch die mit diesem Ersatz einhergehende Desozialisierung Interaktionen zu erschweren oder zu verhindern beginnt, sozial entfremdet oder, wahrscheinlicher, nicht einmal mehr die erforderliche Motivation zur Interaktion entstehen lässt. Das Ergebnis wäre zunächst ‚nur‘ Isolation (so sagt Frau A 5 immerhin:

„Dadurch, dass ich jetzt das bunte Fernsehen habe, da hält es mich denn auch noch mehr zu Hause, um’s Abendprogramm denn schon zu sehen, weil man ja viel mehr nicht hat.“),

die *dann* leicht als Einsamkeit empfunden wird, wenn ursprünglich aufgrund von Einsamkeit ferngesehen wurde. Das Resultat macht erneute Anwendung des Mittels erforderlich, der Zirkel ist perfekt. Aus dem ‚Kommunikationsmittel‘ ist ein ‚Kommunikationsverhinderungsmittel‘ geworden.

Durch seine Funktion, vom Druck, sich soziale Kontakte schaffen zu müssen, zu befreien, kann das Fernsehen also strukturell genauso wirken wie BLAUs „daydreaming“ – vermutlich mit dem Unterschied, dass die Ersatzpotenz des Fernsehens als viel

⁴¹ Andere Autoren betonen mehr den inhaltlichen Aspekt der Sendungen. So habe die mehrfach von DAVIS et al. (1976, 75) ermittelte Bevorzugung von Nachrichtensendungen und ‚public affairs‘-Programmen klar einen Anti-Disengagement-Charakter. (So auch schon SCHRAMM 1969). GRANEY und GRANEY (1974) kamen von der Aktivitätshypothese her und sahen das Fernsehen primär als Aktivität ersatz.

stärker anzusetzen ist. Dieser Gedanke kann allerdings im Rahmen dieser Arbeit nur als Hypothese stehengelassen werden.

Abschließend sei erwähnt, dass eine weitere Ursache für die Beliebtheit darin gesehen werden könnte, dass fernzusehen auch noch gesundheitlich ansonsten stark gehandicapten Menschen möglich ist, mit Ausnahme von schwerwiegend Seh- und Hörgeschädigten vielleicht. So berichtet ARLING (1976, 78):

„... incapacity is significantly related to all forms of activity with the exception of watching TV and listening to the radio, both of which require very little physical effort.“

Zweifelsohne kommt dem Radiohören nicht dieselbe Bedeutung zu, auch wenn die Funktion analog ist. Entsprechend wurde dieses Gegenmittel in den Interviews nur selten genannt. Frau A 5 berichtete etwa, dass sie gleich morgens nach dem Aufwachen das Radio einschalte: „Ich muss etwas hören – ich kann diese Stille nicht haben!“ Für diese „background function“ (FOLEY 1968) lag ebenfalls ein exploratives Zitat vor:

„Ich lasse manchmal den ganzen Tag das Radio laufen, damit es nicht so schrecklich still ist.“ (ExKr)

Neben dieser Schallwellen erzeugenden Eigenschaft wird das Radio aber zum selben Zweck auch selektiv eingesetzt:

„Da stellt man sich das Radio an, sucht das beste Programm raus und hört gute Musik!“ (ExKr)

6.1.1.8 Schreiben

Selten genannt, weil schichtspezifisch, wird die Möglichkeit, sich seine Gefühle, seinen Kummer ‚von der Seele‘ zu schreiben. Dies war ein Vorschlag des Kurses. Nach ein paar Tagen solle man das Geschriebene wiederdurchlesen und prüfen, ob man es aus der zeitlichen Distanz noch so empfinde.

Der nicht mehr zur Verfügung stehende reflektorische Gesprächspartner wird hier also durch einen imaginären ersetzt, der ‚innere Dialog‘ objektiviert und dadurch aufrechterhalten bzw. erleichtert.

In einem Fall wird auch das Briefeschreiben genannt (B 5), das dieselbe reflektorische Funktion erfüllen dürfte, nur dass ein realer Partner angesprochen wird. Briefe zu schreiben ist dadurch eine – wenn auch solitär betriebene – kommunikative Aktivität.

6.1.1.9 Sonstiges

Vereinzelte wurden – im Kurs – auch kreative Tätigkeiten wie Malen, Töpfern, Musizieren genannt; außerdem kosmetische Körperpflege, in dem Sinne, dass man sich selbst und möglicherweise anderen besser gefallen will. Selten fand auch der Besuch öffentlicher Veranstaltungen wie Kino, Zirkus oder eines bekannten Berliner Hauses, in dem ein ‚typisches‘ ‚Seniorenprogramm‘ angeboten wird wie Vorträge, Varieté usw. sowie von Galerien in den Interviews Erwähnung.

Zusammenfassung

Lässt man die bisher besprochenen Gegentechniken, die das gemeinsame Merkmal haben, solitär angewandt zu werden, noch einmal Revue passieren, so fallen drei Besonderheiten auf:

1. Es unterliegen einige von ihnen Restriktionen, die ihre Anwendungsmöglichkeiten einschränken. Dabei handelt es sich um gesundheitliche (Sehschärfe, Gicht, Gehbeschwerden bzw. allgemein die Gefahr zu erkranken) bei den Techniken Lesen und Handarbeiten und wetterbedingte beim Spaziergehen. Restriktionen aller Art bei Versuchen der Einsamkeitsbetäubung oder -bewältigung werden in dem eigens hierfür vorgesehenen Kapitel behandelt.
2. gibt es offenbar schichtspezifische Mittel der Betäubung. So lässt sich vermuten, dass Alkohol desto wahrscheinlicher angewandt wird, je tiefer die Schicht ist. Umgekehrt dürfte das Mittel schriftlicher Fixierung des Problems, einschließlich des Briefeschreibens, der Besuch von Galerien sowie künstlerische Betätigung höheren (Bildungs-)Schichten vorbehalten sein.
3. und meines Erachtens am bemerkenswertesten sind die wiederholt zu verzeichnenden prosozialen Tendenzen zu registrieren. Spaziergänge werden zwar allein, aber tendenziell in der Hoffnung unternommen, eventuell mit jemandem ins Gespräch zu kommen; ebenso das Einkaufen, teilweise bewusst zur Feierabendzeit; selbst die Tierhaltung eröffnet Hundebesitzern, wenn auch nur am Rande, diese Möglichkeit beim Ausführen. Nebenbei bietet der Besuch eines Vortrags oder des Zirkus die Chance, mit dem Nachbarn ein paar Worte zu wechseln (auch wenn hier das Hauptgewicht auf dem Verbringen von Zeit

liegen dürfte). Das Briefeschreiben stellt eine aktiv kommunizierende Tätigkeit dar und das Fernsehen immerhin noch Rezeption sozialer Welt, die gedankliche, perspektiv-übernehmende Partizipation ermöglicht.

Wenn es auch auf der anderen Seite eine Reihe von Gegentechniken ohne diese kommunikative Tendenz gibt (Lesen, Kreuzworträtsel, Handarbeiten, Schlafen, Alkohol), so scheint es mir doch, dass man bei den Techniken, die es betrifft, davon sprechen kann, dass die Anwender noch durch Anwendung dieser Techniken zum geringsten bisschen Kommunikation streben wie die Pflanzen durch Asphalt zum Licht. Weitere Spezialstudien könnten sich bemühen, herauszufinden, ob sich diese kommunikationspetale Gesamttendenz auch dahingehend auswirkt, dass man jene oben aufgezählten Techniken ohne jegliches Kommunikationsimplikat nur notgedrungen dann anwendet, wenn die Techniken, die ein solches aufweisen, sich aus irgendwelchen Gründen der Ausübung entziehen.

6.1.2 Indirekt interaktiver Art

Eine seltsame Zwischenstellung nimmt, soziologisch gesehen, das hier zu nennende Telefon ein. Einerseits wendet man es, um in der hier gebrauchten Diktion zu bleiben, – zunächst – solitär an, um dann doch sogleich, zwar noch nicht Face-to-Face, aber immerhin schon Ear-to-Ear, live zu interagieren.

Zwar handelt es sich bei Telefonierenden nicht schon um Handelnde; doch trägt das Telefonat auch als bloßes Sprechen und Zuhören bereits eindeutig interaktive Züge, gemessen am Aushandeln gemeinsamer oder divergierender Interpretationen von ‚Welt‘, am wechselseitigen Interpretieren der vom jeweils anderen gemeinten, symbolisch vermittelten Bedeutungsgehalte, den daraus folgenden Abstimmungsleistungen koordinierter Handlungspläne, dem Offenbaren eigener Handlungsabsichten und normativen Willensübertragungen und so weiter.

Auf der anderen Seite handelt es sich um die einzige synchrone Kommunikationsform zwischen zwei Menschen, die all diese aufgezählten Möglichkeiten beinhaltet, aber

nicht im natürlichen, räumlich nahen Gegenüber, sondern medial vermittelt über Distanzen hinweg stattfindet.⁴²

Eine banal anmutende, aber entscheidende *Conditio sine qua non* dieser Gegentechnik wird deutlich, wenn wir uns verschiedene Äußerungen zu ihrem Gebrauch ansehen. So heißt es, mit interessanter Selbstbezeichnung, in einem Kreuzberger Protokoll:

„Seh'n Se, wenn man Einzelgänger ist ... ich rufe einfach irgendjemand an, um wenigsten mal 'n paar Worte zu wechseln ...“

Und Frau B 5 meint, man könne

„zufrieden sein, wenn man Telefon hat. Dann greift man eben schnell mal zum Telefon – man muss was hören!“

Sie bemühe sich, beizeiten „die Kurbel [zu] drehen“, um eine „freundliche Stimme“ zu hören. Zwar musste Frau B 4 ihre Freundinnen selber anrufen („die rufen nicht an“), ist damit aber immer noch gegenüber Frau B 3 privilegiert, die lediglich ihre ebenfalls einsame Cousine zum Telefonieren hat und sonst niemanden. Mit anderen Worten: Es bedarf des Interaktionspartners, der angerufen werden kann (oder selber mal anruft). Das heißt, *der* einsame Mensch, der seiner Einsamkeit durch ein Telefongespräch Erleichterung verschaffen will, darf nicht zu den Isolierten zählen. Nach dem Motto ‚wer hat, dem wird gegeben‘, ist es nur derjenige, der überhaupt schon potenzielle Interaktionspartner hat, der mit diesen dann der Möglichkeit nach jederzeit, also auch im selben Moment, in dem Einsamkeit vielleicht am unerträglichsten wird, in Kommunikation treten kann. Umgekehrt kann beim isolierten Menschen ein stets stilles Telefon als *Memento solitudinis* eine makabre Symbolbedeutung annehmen.

Es war vermutlich zu einem erheblichen Teil der Einrichtung einer Telefonliste geschuldet, dass die Teilnehmer des Einsamkeitskurses in einem von mir nicht erwarteten Maße begannen, sich anzurufen, kleine Freundschaftsgruppen (aber keine „Cliques“!) zu bilden und über die Möglichkeit jederzeitiger Kontaktaufnahme des Lobes voll waren. Sie begannen auch, sich gegenseitig Mut zu machen, sich anzurufen, zum Teil mit Beispielen versehen: so könne man ruhig noch spät abends (!) anrufen, wenn man nicht einschlafen könne oder sonntags (!), um sich spontan zu einer Tasse Kaffee oder

⁴² An das Internet war 1980, als diese Arbeit entstand, noch nicht einmal zu denken.

einem Spaziergang zu verabreden. Es wurde auch stolz als Erfolg berichtet, wenn es einem gelungen war, im Kurs sehr schweigsame Teilnehmer am Telefon zum Sprechen zu bringen. Auch die Dauer des Telefonats wurde manchmal triumphal hervorgehoben.

Dieser von seinen Anwendern doch schon als erheblich eingestufte Stellenwert des Gegenmittels Telefon koinzidiert optimal mit soziologischer Einschätzung eines zwar noch solitär, ohne mitmenschliche Präsenz angewandten technischen Mittels mit aber schon interaktivem Gehalt, der es klar an die Spitze aller vorher geschilderten subinteraktiven Gegenmittel hebt.

Nicht zufällig hat aufgrund dieser Charakteristika die Telefonseelsorge ihren gesellschaftlichen Ort gefunden – von der Anbieterseite her als vergleichsweise billiges technisches Mittel bei weitreichendem Inhalt enorm effizient, auf der Nachfrageseite durch solitäre Anwendbarkeit selbst bei gesundheitlich bedingter Immobilität, durch seine jederzeitige Anwendbarkeit bei vernachlässigbaren Kosten und vor allem durch seinen interaktiven Charakter bei möglicher Anonymität.

Diese Vorteile lassen es ratsam erscheinen, die bisher meist negativen Erfahrungen mit Telefonketten wie Gefühle des Angebundenseins, der Kontrolle und daraus erwachsender Unzuverlässigkeit zum Anlass zu nehmen, darüber nachzudenken, wie man den Einsatz des Mittels ‚Telefon‘ optimieren könnte. Seine Einsamkeit erleichternde Potenz scheint zu wertvoll, als dass auf seine systematische Nutzbarmachung vorschnell verzichtet werden sollte.

6.1.3 Direkt interaktiver Art

6.1.3.1 Die Nutzung vorhandener Angebote

6.1.3.1.1 Die Tagesstätten

Bei der Anwendung der Gegentechnik ‚Besuch der Tagesstätte‘ handelt es sich in der Reihe der bisher aufgezählten Gegentechniken zum ersten Mal um eine solche, bei der Menschen von Angesicht zu Angesicht in lebendigen Austausch miteinander treten.

Welche Funktion erfahrene Tagesstättenbesucher ihrem Besuch dort zuschreiben, geht aus den folgenden beiden Zitaten hervor:

„Es ist besser als zu Hause, ich will Ihnen das mal sagen, trübsinnig, jeder hat, wir haben alle was auf dem Buckel und wenn wir hier waren gehen nach Hause, dann sind wir aufgeschlossen, abgelenkter von all dem Kram und da suchen wir eben das Singen oder das Gespräch. Denn allein sein ist nicht immer ganz leicht... Im Alter allein sein ist schwer.“ (ExKr; transkribiert von einem Mitschnitt der dortigen Diskussionsrunde)

„Man muss danach streben, damit das Leben nicht eintönig wird, sondern 'n bisschen bunt wird. Und deswegen macht man ja das alles, wa? Damit man nicht zu Hause sitzt und da bloß sein – grübelt und ‚Aach, wie *wird* det und *wie* wird det?‘ Sondern rausjeht und alles mal verjißt zu Hause, wa?“ (transkribiert von einem Mitschnitt aus der von einem Kollegen und mir durchgeführten Fotogruppe in der Tagesstätte Gropiusstadt)

Dem „trübsinnigen“ Sitzen zu Hause wird das „bunte“ Leben in der Tagesstätte gegenübergestellt, „Ablenkung“ oder, wie auch gerne gesagt wird, „Zerstreuung“ ist die Funktion, die die Besucher der Tagesstätte ihr zumessen. Nach Hause kommt man dann „aufgeschlossen“. Im Grunde handelt es sich also auch hierbei um einen aufwändig betriebenen Versuch der Verdrängung – der allerdings zum Teil gelingt. Dies ist am Ergebnis des ‚Aufgeschlossenseins‘ danach abzulesen. Gelingt er nicht, fragt man sich – wie an anderer Stelle dargestellt wurde – warum man überhaupt noch lebt.

Diese beiden Elemente rechtfertigen es meines Erachtens, von einem ‚Anwendungscharakter‘ dieses ‚Gegenmittels‘ zu sprechen: Erstens ist das bloße Hingegen zur Tagesstätte noch keine Garantie für die erfolgreiche Anwendung des Mittels; es müssen weitere Bedingungen hinzutreten, damit man „abgelenkt“ wird. Zweitens hält offenbar im Erfolgsfall die Ablenkung nur eine Weile vor – sonst käme es nicht erneut zu „eintönigem“ Sitzen zu Hause, woraufhin man wiederum die Tagesstätte aufsucht.

Dem würden zunächst zwei Damen aus Serie A widersprechen. Im Kontext einer Frage nach Thematisierung von Einsamkeit in der Tagesstätte verneint Frau A 6 diese mit der Begründung: „Nee, wir fühlen uns alle nicht einsam.“ Dass dieses Nicht-einsam-Sein aber doch wohl eher eine Folge des Besuchs der Tagesstätte ist, deutet sie anschließend selbst an, wenn sie sagt, die Besucher sagten immer:

„Schön, dass es das hier gibt, ist man nicht einsam‘ ... deswegen geh'n se hin.“ (A 6)

Und auf weitere Nachfragen im Interview kann sie sich schon vorstellen, selbst einsam zu sein, wenn es keine Tagesstätte gäbe.

Im gleichen Kontext meint auch Frau A 8, die, die in die Tagesstätte kommen, könnten eigentlich gar nicht über dieses Thema reden, denn die seien ja nicht einsam: „Ist ja keine Einsamkeit da.“ Nachdem ich sie überlegen lasse, ob es nicht sein könnte, dass man zunächst einmal einsam ist, daraufhin dann zur Tagesstätte geht und erst dadurch sich nicht mehr einsam fühle, mag sie diese Möglichkeit doch nicht abstreiten. Das gleiche Phänomen einer vermutlichen Verwechslung der Wirkung einer Gegen-technik mit dem Nichtvorhandensein einer Ursache, auf die hin die Technik erst angewendet wird, lag auch schon im Falle des Fernsehens vor („hat ja 'n Fernseher, kann se doch nicht einsam sein“).

Dem stand die völlig entgegengesetzte Einschätzung von Frau A 2 gegenüber, die gerade aus dem Tagesstättenbesuch auf Einsamkeit schloss:

„Wenn ich nicht einsam wäre, würde ich doch dahin bestimmt nicht gehen.“

Der Nutzen, der aus dem Besuch gezogen wird, reicht von Tendenzen der Langeweile:

„Was soll ich drüben? Das wird Ihnen ja auch über.“ (Frau B 6)

über neutrales Hinnehmen dessen, was sich an Gesprächen so anbietet:

„Vielleicht ist doch jemand da – ich suche das Gespräch, darum geh' ich hier rauf. Und wenn's nicht ist, dann geh' ich eben wieder.“ (Frau A 5)

bis zu enthusiastischen Einschätzungen:

„Ich fühl' mich hier regelrecht pudelwohl. Ich find' das herrlich.“ (Frau A 2)

Dies begründet sie übrigens damit, dass es sich bei der Tagesstätte um „neutralen Boden“ handele, der „keinen Abwasch, keine Wirtschaft“ bereite. Damit bestätigt sie eine Hypothese, die wir im Projekt – analog auch bezüglich der geringen Kaffeekosten – aufgestellt hatten.

Entsprechend diesem Spektrum gibt es auf dem Nachhauseweg Gefühle, ein „bisschen aufgeregt“ zu sein (A 1) bis zu keinen besonderen Gefühlen. Dies könnte darauf hinweisen, dass man umso weniger an Gefühl ‚mitnimmt‘, je länger, öfter, routinierter usw. der Besuch abläuft, so dass man – zweiter Teil der Hypothese – desto öfter wieder die Tagesstätte aufsucht bzw. aufsuchen muss. Umgekehrt hätte der Besuch, je seltener er stattfindet, das Flair des Besonderen, und das hieraus erwachsende Gefühl hält länger vor, so dass der Besuch auch wieder seltener ‚notwendig‘ wird.

Je nach den Erfahrungen, die sie jeweils machte, ist auch Frau B 7 schon glücklich und mit allem zufrieden nach Hause gegangen oder musste sich überwinden, das nächste Mal wieder hinzugehen, „immer wieder neu Anlauf zu nehmen“, wie sie es nennt.

Bei ihr, wie auch bei Frau A6, schlägt offenbar mangelnde Integration innerhalb der Tagesstätte (vgl. den Abschnitt zu den örtlichen Manifestationen, Unterabschnitt ‚Tagesstätten‘) durch, wie bei Frau A 2 deren gute Integration. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass der Grad der Integration die subjektive Bewertung des Tagesstättenbesuchs als Technik gegen Einsamkeit bedingt.

Eine zweite Variable ist offenbar die Erwartungshaltung wie im Fall A 5, denn nur wenn es mir relativ egal ist, ob es zu den erhofften Kontakten kommt oder nicht, werde ich mich nicht entmutigen lassen und immer wieder kommen. Egal sein kann mir dies aber nur, wenn ich nicht auf die Tagesstätte als ausschließliche Kommunikationssphäre angewiesen bin. Das heißt, weniger Isolierte werden auch bei schlechter Integration wenige Kontakte weniger schlecht bewerten als Isolierte, die auf diese angewiesen sind.

Tagesstättenbesucher und Isolierte sind selbstverständlich nur teilkongruent; doch wird ein größerer Prozentsatz der Tagesstättenbesucher zu den Einsamen zu zählen sein, als der Anteil der Tagesstättenbesucher an allen Einsamen ausmacht. Ob ich als einsamer alter Mensch zum Tagesstättenbesucher werde, hängt von vielen Faktoren ab: Information, Bildungsgrad, Attraktivität eines Veranstaltungsangebots, Begleitperson zur Einführung, räumliche Entfernung, Gesundheitszustand, gegebenenfalls erste Erfahrungen. Wie im Abschnitt der ‚zeitlichen Manifestationen‘ gezeigt wurde, ist der reine Besuch der Tagesstätte jedoch noch keine Garantie für erfolgreiche Verdrängung der Einsamkeit; sie kann auch dort erfahren werden. Je niedriger jedoch die Bedürfnisdisposition und entsprechende Erwartungshaltung (Wunsch, ‚unter Menschen‘ zu sein – vgl. Abschnitt 6.5 dieses Kapitels) und je glücklicher die Integration in eine „Clique“ (welche zunächst als Restriktion eine Weiche für die weitere Besuchskarriere darstellt – vgl. den entsprechenden Abschnitt im Kapitel über Restriktionen), desto

mehr ist mit hoher subjektiver Evaluation der Tagesstätte, gemessen am Erfolg eigener Einsamkeitsbetäubung, zu rechnen.

Kriterium zur Entscheidung zwischen Betäubung und Bewältigung könnte hier ein Schließen der Tagesstätte für mittlere Dauer sein: Wer sich mit seiner „Clique“ privat weiter trifft (vgl. 6.1.3.2.2), könnte als integriert im Sinne bewältigter Einsamkeit gelten; die Tagesstätte wäre zum rein funktionalisierten Treffpunkt geworden. Wer die dadurch entfallenden Kontaktgelegenheiten nicht ersetzen kann oder woanders vom Angebot ‚Tagesstätte‘ Gebrauch macht, hätte auch vorher schon seine Einsamkeit nur von Besuch zu Besuch überbrückt.

6.1.3.1.2 Reisen

Mehr der Vollständigkeit halber soll hier auch das Interaktionsmöglichkeiten eröffnende Reise erwähnt werden, das als Gegenmaßnahme gegen die österliche Einsamkeit allein Frau B 6 nannte. Im Übrigen wies der Kurs auf dieses Mittel hin, mit der Einschätzung, dass es Einsamkeit nicht löse, wohl aber eine willkommene Ablenkung darstelle und sie so besser zu ertragen sei. Dass dieses Mittel trotz dem Boom im Senientourismus kaum Erwähnung fand, mag dem Umstand seiner Besonderheit, seiner nicht alltäglichen Anwendbarkeit, geschuldet sein. (Auch mag eine Rolle spielen, dass bei der Teilnahme an einer Reise zugrundeliegende Kommunikationswünsche unbewusst oder uneingestanden bleiben). Selbst bei Alten, die es oft anwenden, wird die Häufigkeit der Anwendung ihre Grenze an der Finanzierbarkeit finden. Insofern scheint es gerechtfertigt, dieser Gegentechnik auch hier keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

6.1.3.1.3 Die Volkshochschulen

In den sie definierenden Merkmalen den Tagesstätten gleich sind die Volkshochschulen. Auch in diesem Fall würde, wenn Einsamkeit das Motiv des Besuchs ist, von einem existierenden Angebot Gebrauch gemacht, von dem zunächst schwerlich wird behauptet werden können, die Einsamkeit seiner Teilnehmer längerfristig beseitigen zu können. Doch bedarf diese Einschätzung erheblicher Differenzierung, wie gleich gezeigt werden wird.

Zuvor jedoch der Hinweis, dass sich weder bei den beiden Gesamtgruppen der Tagesstätten-Besucherschaften, von denen das Ausgangsmaterial gewonnen wurde, noch bei den projektexternen Quellen, noch in den 15 Interviews Hinweise auf VHS-Besuch fanden und somit auch erst recht nicht auf diese Möglichkeit als explizites Mittel gegen Einsamkeit. Spuren ließen sich insofern finden, als Frau A 2 immer mal einen Englisch-Kurs besuchen wollte, aber es fehlte der von ihr besonders auch sonntags vermisste Partner, der einen Anstoß gegeben hätte und mitgegangen wäre; Auch von ihrem Tagesstättentisch ließ sich niemand dafür gewinnen. Frau B 3 zeigte sich interessiert, als ich ihr nach dem Interview praktische Hinweise für eine eventuelle Erleichterung bzw. Veränderung ihrer Lage gab, hatte aber keinerlei Informationen. Frau B 1 nahm nach meinem Interview an meinem Einsamkeitskurs teil, aufgrund meines auch hier gegebenen Hinweises.⁴³ Frau B 2 zeigte sich ebenfalls interessiert, war aber bisher der Annahme, dass die Kurse nur abends stattfänden, was wiederum mit dem Hauptproblem der alten Menschen, ihrer Angst vor der Dunkelheit und dadurch bedingter Isolierung in den Abendstunden kollidierte.⁴⁴

Insgesamt kann klar gesagt werden: Tagesstättenbesucher sind keine Volkshochschulbesucher! Dabei verläuft die Trennungslinie keinesfalls so klar, dass etwa in den VHS-Kursen keine ehemaligen Arbeiter(innen) mit Volksschulabschluss zu finden wären. Eher trifft das Gegenteil zu, dergestalt, dass sie in meinen Kursen durchaus den überwiegenden Anteil darstellten. Der Erforschung der ausschlaggebenden Variablen kann jedoch hier selbstverständlich nicht weiter nachgegangen werden. Da umgekehrt VHS-Besucher keine TS-Besucher sind, kann von zwei deutlich zu unterscheidenden Gruppen innerhalb der Seniorenschaft gesprochen werden. Wenn demnach hier Aussagen über das Anti-Einsamkeitsmittel ‚Volkshochschule‘ getroffen werden, so ist deren Basis allein in der Teilnehmerschaft⁴⁵ meines Kurses begründet, aus der auch schon viele andere Beiträge zu dieser Arbeit stammten.

⁴³ Diese Tipps wurden von mir bei einem Teil der unter Einsamkeit Leidenden als Dank für die Gewährung der Interviews gegeben, aber auch damit beide Teile einen Nutzen aus den Gesprächen ziehen konnten und Geben und Nehmen nicht asymmetrisch verteilt blieb.

⁴⁴ Die von mir und meinen Kollegen an der Volkshochschule Neukölln angebotenen Kurse wurden deswegen selbstverständlich tagsüber durchgeführt.

⁴⁵ Deren Teilnahmemotive waren überwiegend in der Thematik des Vorgängerkurses unter dem Titel „Nun alleinstehend – Witwen helfen sich gegenseitig“ bzw. ihrer entsprechenden neuen Situation begründet. Eine kleine Befragung etwa der Hälfte der Teilnehmerinnen ergab, dass in fast allen Fällen

Was die notwendig vorzunehmende Differenzierung betrifft, so ist in einer ersten Stufe zunächst zwischen wissensvermittelnden Ex-cathedra-Kursen und bewusstseinsbildenden Gesprächskreisen zu unterscheiden. Erstere, etwa der ganze Komplex der Sprachlehrgänge, bieten naturgemäß nur eine sehr beschränkte Möglichkeit persönlichen Austauschs zwischen den Teilnehmern; die Teilnahmemotive werden hier primär funktional ausgeprägt sein, Kontakte werden sporadisch und ebenfalls funktional bleiben. Demgegenüber werden Gesprächskreise von vornherein für den gedanklichen Austausch über interessierende oder von den Teilnehmern als relevant erachtete Themen angeboten, die *expressis verbis* eine kommunikative Funktion erfüllen sollen. Kognitives Erschließen sonst nicht leicht zugänglicher Themen ist hierbei nurmehr *ein* Ziel.

Dieser Gesichtspunkt ist auf einer zweiten Stufe dahingehend zu differenzieren, ob eher Chancen zum Austausch über politisch interessierende Themenstellungen mit vorhergehendem Problemaufriss oder zur Aufarbeitung von Alltagsproblemen der Teilnehmer selbst geboten werden. Je mehr der Typ der Veranstaltung den Charakter von Selbsterfahrungsgruppen annimmt, desto interaktiver ist der Kurs; je kongruenter der Inhalt solcher Selbsterfahrung mit der derzeit zentralen Lebensthematik der Teilnehmer ist, etwa den Folgeproblemen sozialer Statusübergänge, desto größer ist natürlich die Chance, dass er selbst tatsächlich zur Problemlösung beiträgt. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass er die Gemeinsamkeit des als vermeintlich individuelles Schicksal definierten Problems zeigt, oder, dass gemeinsam Lösungsmöglichkeiten erarbeitet werden.

Eine dritte zu differenzierende Stufe liegt dann vor, wenn das behandelte Alltagsproblem wie im vorliegenden Fall in Einsamkeit besteht, so dass neben den Früchten seiner

Kontakt gesucht und der Kurs zufällig im Programmheft entdeckt wurde oder man durch die verschiedensten Bekannten aufmerksam gemacht worden war. Einmal wurde schon der Titel ansprechend gefunden und so interpretiert, dass Viele das eigene Schicksal teilen. Die wenigsten waren schon vorher langjährige VHS-Hörer gewesen, was zeigt, dass Programme, die auf besondere Lebenslagen zugeschnitten sind, zusammen mit systematischer Information, die das Bekanntwerden eines Angebots dem Zufall enthebt, neue, den institutionalisierten Bildungsangeboten entfernter stehende Kreise ansprechen kann.

Aufarbeitung, es schon zu einem guten Teil durch das Schaffen neuer Kontakte im Kurs selbst abgebaut werden kann.

Dass dies in diesem Kurs unter dem Titel „Einsamkeit – ein unabwendbares Schicksal?“ der Fall war, wurde bereits unter dem Stichwort des Telefonierens, von dem in vorbildhaftem Maße Gebrauch zu machen gelernt wurde, angedeutet. Ein zweiter Indikator sind gemeinsam unternommene Reisen von Teilnehmern, die sich vorher nie gesehen hatten – deren erste bereits beim zweiten Treffen des Vorgängerkurses zu Problemen der Witwenschaft von zwei Teilnehmerinnen beschlossen und durchgeführt wurden.

Die damit aber noch keineswegs vollständig beschriebene Qualität der entwickelten Kontakte ließ Teilnehmerinnen äußern, dass die Treffen ein Ziel darstellten, auf das sie sich so sehr freuen könnten, dass zwischen den wöchentlichen Treffen keine Einsamkeit mehr empfunden werde; dabei beruhe ein Teil des Effekts auf der Erinnerung an die letzte Zusammenkunft und der Rest sei dann Vorfreude auf das nächste Treffen. Das heißt, schon durch die wöchentliche anderthalbstündige Interaktion in der Gruppe und einige anfängliche Telefonate ließen sich emotionale Beziehungen herstellen, die zu einem erheblichen Maße Einsamkeit reduzierend wirkten. Da der Inhalt des Kurses ja in gemeinsamer, wechselseitiger Erforschung des Gegenstandes ‚Einsamkeit‘, von der sich alle Teilnehmerinnen betroffen fühlten, gegliedert analog dem Aufbau dieser Arbeit, lag, wurde auch eine tragende Basis insofern geschaffen, als die Gemeinsamkeit des Problems einsichtig wurde und relativierende Erlebnisse wie z. B. die Erfahrung, dass es anderen noch schlimmer gehe als einem selbst, gemacht wurden.

Als Zwischenbilanz muss deshalb festgehalten werden, dass die VHS-Angebote im allgemeinen nur die begrenzte Funktion vergleichsweise anonymer Angebote haben, von denen man unverbindlich Gebrauch machen kann und die nur während der Zeit des Kursbesuchs die Qualität haben, dass der Teilnehmer ‚unter Menschen ist‘, ohne dass die Einsamkeit dadurch längerfristig beseitigt würde. Zwar nicht belegt, doch denkbar ist, dass – wie in den Tagesstätten – auch in diesen streng sachbezogenen Kursen selbst Einsamkeit empfunden werden kann. Weil diese Kurse die Regel sind, ist die Möglichkeit ihres Besuchs als Mittel gegen Einsamkeit hier auch unter dem

Abschnitt ‚Gegentechniken‘ aufgeführt. Dass sich, wie im vorliegenden Fall, mehr entwickelt, ist selbst für einen Kurs mit solcher Thematik weder selbstverständlich noch voraussehbar, wenn auch grundsätzliche Weichen mit dem Besuch eines interaktiven Gesprächskreises gestellt sind.

Damit sind eine vierte Differenzierung und ein dritter Qualitätsindikator angesprochen, der meines Erachtens weit in den Bereich der Bewältigungsversuche hineinreicht: Die Damen begannen sich auch jenseits der Ausnahmesituation ‚Reise‘ vom Kurs zu emanzipieren und sich selbstständig zu zweit oder zu fünft in verschiedenen Konstellationen (sie bildeten also keine „Clique“!) zu einem Mittagessen, zum Kaffee oder einem Spaziergang zu treffen. Das heißt, das ‚Angebot‘ einer Institution wurde in und zur Eigeninitiative weiterentwickelt. Nicht nur wurde also ein ganzes Interaktionspotential erschlossen, es entwickelten sich auch gefühlsgetragene Freundschaften, die ein bedürfnisgesteuertes Zusammensein jenseits offizieller Termine ermöglichen.

6.1.3.2 Die Weiterentwicklung vorhandener Angebote zu Eigeninitiativen

6.1.3.2.1 Aus dem Angebot der Volkshochschulen

Genesis und Charakteristika dieser Initiative sind oben bereits herausgearbeitet und dargestellt worden. Der Einsamkeit vermindernde Effekt wurde von den Teilnehmerinnen sehr hoch bewertet, Leiden ließ nach. Dies ist auch relativ vor dem Hintergrund zu sehen, dass rund ein halbes Dutzend von ihnen erst seit kurzer Zeit verwitwet war. Aber auch die schon länger verwitweten und nicht weniger einsamen Damen profitierten. Zu den Voraussetzungen dieser Entwicklung ist sicher noch zu sagen, dass die Schicksalsgleichheit alleine wohl keine hinreichende Bedingung gewesen wäre. Flankierend dürften Faktoren wie ähnlicher Bildungsstand, der durch die Teilnahme offenbarte allen gemeinsame Wunsch, etwas an ihrer Situation zu ändern, gewisse persönlichkeitspezifische ‚Sympathie‘-Komponenten und der gewisse normative Zwang, die eigenen couragierenden Aufforderungen, etwa Ansprechhemmungen zu überwinden, in die Tat umzusetzen, ausschlaggebend gewesen sein.

Die ‚anwendende‘ Art, sich ‚bei Bedarf‘ immer wieder neu zu treffen, hält mich allerdings davon ab, trotz dem interaktiven und eigeninitiativen Charakter dieser Gruppe

hier schon von Bewältigung sprechen zu wollen. Eine geglückte Bewältigung würde sich gerade dadurch auszeichnen, dass kein ‚Bedarf‘ mehr entsteht. Die von den Damen zu Recht hoch eingeschätzte Einsamkeit reduzierende Potenz der Treffen ist davon unberührt.

6.1.3.2 Aus dem Angebot der Tagesstätten

Hier wären die informellen Treffen des ‚Canasta-Tisches‘ auch außerhalb der Tagesstätte reihum zu Hause zu nennen, zum Teil unter Einbezug von die Tagesstätte nicht besuchenden Hausbewohnern. Auch diese Treffen verstärken das Gefühl, ja seine „Clique“ zu haben, sich also nicht einsam zu fühlen. Da sie regelmäßig an bestimmten Wochentagen stattfinden und somit fest institutionalisiert sind, also eher den Charakter eines Dauerkontakts als sporadischer, bedarfsdiktierter Ad-hoc-Anwendungen haben, scheint hier tendenziell von einem Bewältigungsversuch gesprochen werden zu können.

Ganz offenbar ist allmählich die Stelle eines fließenden Übergangs erreicht; Abgrenzungen fallen zunehmend schwerer.

6.1.3.3 Institutionsunabhängige Eigeninitiativen

6.1.3.3.1 „Kaffeekränzchen“

Wenn sich ohne institutionalisierte Angebote Gruppen bilden, dann bedeutet dies, dass die Teilnehmer von vornherein nicht gänzlich isoliert gewesen sind. Isoliert waren aber zum Teil die Tagesstättenbesucher vor ihrem Besuch (Serie A und Nr. B 7), Frau B 6 trotz sporadischem Besuch und die Damen B 3 und 4 ohne solchen. Ohne Tagesstättenbesuch nicht isoliert waren die Damen A 0 und B 1, 2 und 5. Hiervon wiederum waren es A 0 und B 5, die vor vielen Jahren zusammen mit vier anderen Damen ein „Kaffeekränzchen“ gegründet hatten, dadurch initiiert, dass mindestens drei der Teilnehmerinnen aus demselben Geburtstort stammten und sich von Kindheit an kannten. Die Ursachen seiner Halbierung wurden im Abschnitt ‚Desolation‘ beschrieben.

Dieses Treffen findet nach einem ungefähren Rhythmus zirka einmal monatlich reihum statt. In der Zwischenzeit wird Kontakt gehalten durch kleinere Treffen zu zweit und durch Telefonate. Da alle Beteiligten außerhalb des Kreises nur noch ganz wenige Gleichaltrige und diese nur oberflächlich kennen – jedenfalls in der näheren Umgebung, was sich doch als wichtige Kontaktvoraussetzung erwies –, bildet diese Gruppe den zentralen Interaktionsbezug und hat daher einen dementsprechend hohen Stellenwert für die Bekämpfung der Einsamkeit, was sich auch in entsprechender Vorfreude auf die Zusammenkünfte niederschlägt.

6.1.3.3.2 Besuche

Erstaunlich mager sind die Erwähnungen der Möglichkeit, jemanden zu besuchen, wenn man sich einsam fühlt, obwohl es sich hierbei um eine sehr wesentliche Möglichkeit handeln müsste. Niemand außer Kursteilnehmern hat Besuche als ein Mittel gegen Einsamkeit *explizit*, als diese Frage zur Debatte stand, genannt. Dies gab es nur indirekt oder in anderen Kontexten. Frau A 2 war es, die die fehlende Nachbarschaft im Hochhaus beklagte; sie würde sich mit ihren Nachbarn gerne gelegentlich reihum zum Kaffee treffen, wobei sie sich dann sogar nicht einmal mehr als einsam sehen würde. Ganz genauso geht es Frau B 5, die nur eine Dame in der Nähe wohnen hat, die sie spontan besuchen kann:

„Zu wissen, da ist jemand, wo man hingehen kann – schon der Gedanke ist ungeheuer schön.“

Insgesamt aber meint sie: „Die sogenannte Nachbarschaft fehlt.“ Denn die räumliche Nähe von Interaktionspartnern ist offenbar entscheidend, wenn diese die Funktion haben sollen, bei Einsamkeit schnell mal besucht werden zu können. Frau B 5 führt nämlich weiter aus, wenn jemand so weit weg wohne, dass man mit dem Bus hinfahren müsse, müsse man vorher schon wieder anrufen, damit die Fahrt nicht umsonst war, und dann sei dies schon wieder ein Besuch. So aber könne man mal ganz kurz hineinschauen, ohne sich überhaupt den Mantel auszuziehen.

Hier mögen also mancherlei Hemmungen vorliegen, Besuche allzu offiziell werden zu lassen, von denen der zurückzulegende Weg nur eine repräsentiert. Vorher anrufen zu müssen, trägt den Charakter der Selbsteinladung mit den Implikationen, dem Besuchten ein kleines Geschenk mitbringen zu müssen, ihm Arbeit zu machen (vgl. die

Abschnitte 1 und 2 im nachfolgenden Kapitel über die ‚Restriktionen‘) und ihn zu nötigen, der Besucherin etwas vorzusetzen. Dagegen hat die ‚Stippvisite‘ einen wesentlich unverbindlicheren Charakter.

Außer fehlender Nachbarschaft, wo diese Art spontanen Blitzbesuchs möglich wäre, dürften zwei weitere Gründe für die Nicht-Nennung dieses Mittels ausschlaggebend sein. Zum einen Isolation, das reine Niemanden-Haben, den man besuchen könnte, oder, eher im Gegenteil, das bereits routinierte Sich-Besuchen, besonders zu mehreren, wie im Falle des Canasta-Kreises, das schon so internalisiert ist, dass seine ursprüngliche Funktion gar nicht mehr empfunden wird. Es bekommt mehr den Charakter eines Treffens als eines Besuchs, und man trifft sich zum Kartenspiel und weil man ‚an der Reihe‘ ist, aber nicht mehr, weil man Einsamkeit fühlt.

Zwar wird mehrfach erwähnt, ‚auch mal die Verwandten treffen‘ zu müssen, d. h. wenn vorhanden, die Familie der Kinder, doch liegen keinerlei Hinweise darauf vor, dass dies relativ spontan, also einsamkeitsgesteuert geschieht. Eher deutet einiges darauf hin, dass die Einsamkeit vor den Kindern verborgen wird. Man trifft sich, wenn überhaupt, eher zu festen Terminen.

Auch die Möglichkeit von Einladungen erwähnt wieder nur Frau B 5:

„Ich versuch‘ dann immer, entweder mir mal ‘n paar Leute einzuladen oder mal woanders hinzugehen und eben zuzusehen, dass ich immer mal etwas vorhab‘.“

Einen wichtigen Grund für das ebenfalls so seltene Aussprechen von Einladungen vermuten viele Alte aus der Tagesstättenbesucherschaft in der Arbeit, die diese mit sich bringen. Als Hintergrund solcher Arbeitsvermeidung müssen, wie in den einschlägigen Abschnitten gezeigt werden wird, jedoch gesundheitliche Probleme vermutet werden.

In enormem Kontrast zu den vielen Isolationsforschungen, die die Kontaktfrequenz zum Hauptindikator machen, steht – wenn jetzt auch schon mehr die Frage nach der Qualität der Besuche und ihrer Bedeutung für die sich treffenden Menschen gestellt wird –, dass es meines Erachtens noch keinerlei Wissen darüber gibt, unter welchen Bedingungen Besuche zustande kommen, eingeladen wird, wen man warum einlädt usw.

6.2 Bewältigungsversuche

Beispiele für Versuche, Einsamkeit erzeugende Ursachen aufzuheben, finden sich selten. Nach den eingangs definierten Kriterien der Aufhebung – tendenziell permanentes Zusammensein und verpflichtende gesellschaftliche Tätigkeit – konnten operational als Maßnahmen, die diese Bedingungen erfüllen, etwa die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit, die Mitarbeit in einer Bürgerinitiative o. ä. oder eine Erwerbstätigkeit angenommen werden. Beispiele hierfür fanden sich in den Interviews nicht. Allerdings wurde mehrfach auch ohne Befragen beklagt, aus gesundheitlichen Gründen gezwungen gewesen zu sein, die Arbeit sehr früh niederzulegen bzw. trotz einem solchen Wunsch jetzt keine Verpflichtungen mehr übernehmen zu können. Welche hiermit verbundenen Schwierigkeiten die Kursteilnehmer sahen, wird unter ‚Restriktionen‘ dargestellt.

In eine Altenwohngemeinschaft einzuziehen, wurde einmal ernsthaft aus Altersvorsorge- und Kontakt-, nicht aus Einsamkeitsgründen von der nicht einsamen Frau B 2 erwogen.

Einen Lebenspartner hatte eine Frau gefunden (A 6), und eine weitere war auf der Suche (B 6). Diese Fälle sollen hier näher betrachtet werden.

Die von allen Interviewten am wenigsten gesprächige Frau A 6 hat ihren Partner beim Tanzen kennengelernt. Dies geschah jedoch nicht geplant, sondern „zufällig“. Insofern lag diesem Situationswandel trotz gleichem Effekt angeblich keine bewusst gegen Einsamkeit gerichtete Absicht zugrunde. Für entscheidend hielt sie die Übereinstimmung von Eigenschaften und Ansichten und meinte, dass sich daraus Sympathie und Gefühle entwickeln würden. Einen Rat an andere, es ihrem Vorbild gleichzutun, mochte sie jedoch nicht aussprechen – mit dem Hinweis, dass dies jeder selber wissen müsse.

Frau B 6 plant diesen Schritt hingegen bewusst gegen ihre Einsamkeit, hatte aber noch keinen Erfolg. Sie hat zweimal eine Anzeige aufgegeben, worauf sich 39 Männer meldeten. Darunter hat sich aber kein passender gefunden. Die Gründe ihrer Ablehnung lauteten: Die Männer

- waren alle zu jung,
- wohnten zu weit weg,
- wollten alle eine „Reinemachefrau“, die sie schließlich selbst auch bezahlen müsse und
- hatten Kinder (die eifersüchtig reagieren würden).

Sie gibt aber nicht auf, sondern wird es weiter versuchen.

Die Hinderungsgründe, die die anderen Frauen für sich sehen, ebenfalls diesen Schritt zu tun, werden im Kapitel über die ‚Restriktionen‘ dargestellt.

Viele der Widerstände, die sich bei Versuchen der Bewältigung ergeben oder auf diese von vornherein verzichten lassen, sind objektiver Natur, und ihre Überwindung ist somit nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt. Aber auch wenn sie dezisionistischer Art sind, sind sie in ihren Konsequenzen für das Individuum als Restriktionen real. Diese systematische Beschneidung von Lebensmöglichkeiten trägt dazu bei, dass viele einsame alte Frauen keine Wege sehen, ihre Situation grundlegend zu ändern und ihrer Einsamkeit generierenden Potenz zu berauben, indem sie freiwillig, aber dann zu einem gewissen Grad verpflichtend, eine wie auch immer geartete Tätigkeit übernehmen, die die Zeit vergessen und Einsamkeit nicht aufkommen lässt, oder indem sie eine emotional tragende, feste Bindung mit anderen eingehen, die für sie relevant geworden sind. Diese strukturelle Chancenbeschränkung trägt entscheidend zur Verdünnung des jeweiligen Materials bei: Je weniger eine Maßnahme wirklich ändert, desto öfter wird sie aufgrund ihrer Praktikabilität angewandt und genannt; je mehr sie ändern würde, desto seltener ist ihr Vorkommen.

Diese Schere klafft weiterhin deshalb so weit auseinander, weil eine Maßnahme auch im günstigsten Fall, wenn also keinerlei objektive Restriktionen vorliegen, je radikaler sie das eigene Leben verändern würde, erstens ein desto höheres Maß an autoanalytischem Reflexionsvermögen und zweitens an bildungsbiografisch angeeigneten Wissensbeständen in Bezug auf praktische Durchführbarkeit sowie einschlägige Erfahrungen voraussetzen würde.

Dem wahrscheinlichen Vorwurf illegitimer externer Normativität solch einer Taxonomie ist mit dem Hinweis zu begegnen, dass dem Einsamkeitssyndrom als quälendem Leiden nichts Freiwilliges anhaftet, so dass die betroffenen ihrer autonomen subjektiven Kompetenz, selbst darüber zu entscheiden, wie sie mit ihr umzugehen gedenken, beraubt würden, wenn man ihnen von außen Wege aufzeigte, die ihrem unmittelbaren kognitiven Zugang vorderhand verschlossen sind.

6.3 Maßnahmen der Selbstdisziplinierung

Eine Dame erwähnt eine besondere Technik der Bekämpfung ihrer vormaligen Einsamkeit:

„Man versucht, mit der vielen Zeit fertig zu werden. Mein Tag war ganz fest eingeteilt: am Vormittag Hausarbeit, dann Mittagessen, dann Treffen mit Freundinnen. Abends Fernsehen, bisschen was lesen, schlafen. Am nächsten Tag – dasselbe.“ („Brigitte“ 5/1979, 184)

Dieses Zitat ist bemerkenswert. Zunächst enthält es die bereits früher genannten Tätigkeiten Fernsehen und Lesen. Die entscheidende Technik besteht hier jedoch, wie die Dame selbst formuliert, in einer bewussten, stringenten Strukturierung des Tagesablaufs. Der Block der „vielen Zeit“ wird in durch bestimmte Tätigkeiten definierte Sequenzen zerlegt und damit gleichsam handhabbar, bewältigbar gemacht. Wir haben es hier mit einer inhaltlichen Tätigkeiten vorgelagerten, diese ordnenden, kognitiven Orientierungsleistung zu tun. Dieses Ordnen der Zeitabfolge hat, weil es prospektiv geschieht, Planungscharakter. Planung aber bedeutet: reflektierende Distanz zum Problem und hier: eine bewusste Beschäftigung mit dem Problem, indem eine ihm adäquate Gegentechnik entwickelt wird.⁴⁶

Dem widerspricht nicht, dass diese dann, einmal entwickelt, Züge von Routine annehmen kann, worauf die Worte „fest eingeteilt“ hindeuten. Die Anwendung der Technik wird zur Routine, doch wird sie selbst als solche nicht so weit internalisiert, dass sie in Schichten des Unbewussten, in unreflektiert-habituelle Verhaltensmuster absinkt, wie die tatsächliche Thematisierung beweist.

⁴⁶ In der Anwendungshierarchie von solitär-nichtkommunikativen zu den interaktiven Tätigkeiten bedarf es in zunehmendem Maße der Reflexion über die Lage und ihr adäquate Gegenmaßnahmen: ein Buch lesen oder fernsehen kann ich spontan, wenn mir danach ist; ein persönlicher Kontakt, ein Besuch müssen mit den Interaktionspartnern, den Öffnungszeiten der Tagesstätte usw. planend abgestimmt werden.

Diesem Punkt fester Sequenzierung des Alltags als bewusstes, allen inhaltlichen Tätigkeiten vorgeordnetes Mittel im täglichen Kleinkrieg gegen die Einsamkeit wurde in den Interviews regelmäßig Aufmerksamkeit geschenkt, allerdings mit dem Ergebnis fehlender Bestätigung dafür, dass es sich um ein einigermaßen verbreitetes Gegenmittel handeln könnte. In erstaunlichem Maße lebten die Frauen mehr zwanglos ‚in den Tag‘ und genossen eher diese Freiheit. In den wenigen Fällen, wo sich eine gewisse, grobe Strukturierung erkennen ließ, wurde sie eher ‚immer schon‘ betrieben, als dass sie gezielt und erst seit kurzem gegen Einsamkeit entwickelt und angewendet wurde.⁴⁷

Macht man sich jedoch den Charakter solcher Einteilungen als Mittel der Selbstdisziplinierung klar, von der sie nur eine mögliche Erscheinungsform darstellen, so ließen sich in der Tat andere Formen von Selbstdisziplinierung finden.

So finden es die Frauen A 5 und B 5, die sich gelegentlich zwingen müssen, den Schritt aus dem Haus zu tun:

„Jetzt geh‘ ich aber runter‘, sag‘ ich denn, ‚jetzt ist aber Schluss!‘“

„Dies Interessenlose ist da zu groß. Und weil ich doch dem nicht ganz unterliegen will, dann reiβ‘ ich mich zusammen und wehre mich dagegen.“ (A 5)

„Du gehst eben raus, auch ohne Lust“,

sagt sich Frau B 5 und „trillert“ sich „in die Rippen“.

Eine andere Form findet sich bei der sich allerdings nicht einsam fühlenden Frau B 2, die eine „Verpflichtung ihrer Pflegeperson gegenüber“ empfindet.

Und Frau B 7 berichtet, dass es ihr dann, wenn es ihr aufgrund schlechter Erfahrungen in der Tagesstätte Überwindung kostet, wieder hinzugehen, leichter fällt, wenn dort etwas los sei (Chor – dann sei dies „wie eine kleine Pflicht“).

⁴⁷ In der Literatur geht allein HAVIGHURST auf das Problem ‚fehlender Rhythmisierung‘ des Tages- und anderer Zeitabläufe ein, allerdings nur unter dem Gesichtspunkt sich daraus ergebender Langeweile, nicht unter dem Einsamkeitsaspekt (zit. in LEHR 1979⁴, 245).

Die Tagesstätten stellen natürlich ein räumlich-soziales Ziel dar, das für die, die es betrifft, allein schon eine gewisse Attraktivität aufweist. Grob betrachtet brauche ich mich natürlich desto weniger selbst zu disziplinieren, je attraktiver das Ziel ist. Die strukturierende Funktion kommt aber zunächst mal schon dadurch zustande, dass der Besuch einer Tagesstätte an deren Öffnungszeiten gebunden ist, also man, wenn man noch etwas von zu einer bestimmten Zeit ausgeschenkt Kaffees abbekommen will, zu einer entsprechenden Zeit das Haus verlassen muss, was wiederum Rückwirkungen auf den Zeitpunkt des Mittagessens, Kochens, Einkaufens usw, vielleicht bis hin zum Aufstehen hat.⁴⁸

Die Abfolge der zu erledigenden Arbeiten wird dadurch gestrafft, die Uhr wird wieder zur Kontrollinstanz eines selbstgeschaffenen Zeitplans, ein Leerlauf und damit die Möglichkeit, ins „Grübeln“ zu geraten und Einsamkeit zu empfinden, wird ausgeschlossen.

Verstärkt wird dieser Effekt durch das Bewusstsein, bei irgendeiner Aktivität ‚gebraucht‘ zu werden, in dem Sinne, dass ohne einen die Sache nicht oder nur schlecht stattfinden kann, wie es beim Chor oder als ‚vierter Mann‘ beim Kartenspiel der Fall ist.

Noch stärker ist dieses Gefühl natürlich, wenn es nicht nur um Spiel oder Hobby, sondern um ernsthafte Pflege einer Person, die auf ihre Pflegerin angewiesen ist, geht.

Aber auch in solchen Vorformen wie gemeinsam betriebenen Hobbys schimmert der verbindliche Charakter arbeitsteiliger, gesellschaftlich nützlicher Arbeit durch, deren Verpflichtung die Alten mehr oder weniger bewusst suchen und freiwillig zu übernehmen trachten, indem sie sich Interaktionskonexe schaffen, durch die sie sich auf gewisse Verbindlichkeiten einlassen, die sie erfüllen müssen, weil mit diesem Bruchteil des eigenen Beitrags die gemeinsame Sache steht und fällt.

⁴⁸ Ein zweiter Gesichtspunkt ist, dass gewisse Standards der äußeren Erscheinung einzuhalten sind, Körperpflege also mit einem Anti-Verwahrlosungseffekt zum ‚Muss‘ wird und ebenfalls Zeit absorbiert.

6.4 Für die Problembewältigung handlungsleitende Konsequenzen subjektiver Situationsanalyse

All diesen Gegenmaßnahmen liegt ein in die eine oder andere Richtung ausgeprägter Wissensbestand der Einsamen zugrunde, der ihnen einen Katalog von Maximen bietet, die sie aus der Analyse ihrer Situation heraus entwickelt oder aus Beobachtungen anderer Mitglieder ihrer Lebenswelt abgeleitet haben und die sie zur Grundlage ihres gegen Einsamkeit gerichteten Handelns machen. Auf allgemeiner, übergreifender Ebene kennzeichnet folgende Maxime die bewusste Anwendung dieser Mittel, aber auch ein Wissen um deren Charakter als Mittel:

„Da hilft dann nix, als dass man sich immer wieder neue Tricks aussucht, wie man sich selber über die Runden bringt.“ (B 5)

Diese Tricks bestehen dann in den besprochenen Gegenmaßnahmen, aber auch aus weiteren ‚programmatischen‘ Alltagsphilosophien. Da sind zunächst Maximen der Weichenstellung zu nennen:

„Ich stand vor der Tatsache: ‚Jetzt biste alleine‘ – so: – Man kann sich fallen lassen. Es kommt dann das Gefühl, in ein Loch zu fallen. ... Also man kann darin beharren oder sagen: ‚So geht’s nicht weiter‘. Und da hab’ ich mir gesagt: ‚Du musst was tun, du musst versuchen, mit der Situation zurechtzukommen.‘“ (B 2; Kontext: Auszug der Kinder, Tod des Mannes).

Sodann wäre der Komplex der Durchhalteparolen aufzuführen:

„Man muss immer wieder neu Anlauf nehmen!“

oder

„Ich versuch’ immer wieder ’n neues Programm!“

Parolen diese Art sind hier kennzeichnend für den oft bewundernswürdigen Willen, nicht aufzugeben. Sie sind die ideelle Grundlage der oben geschilderten Selbstdisziplinierungsversuche.

Solche Durchhalteparolen haben natürlich ihren Bezugspunkt in erlebten Rückschlägen. In diesem Zusammenhang wurde im Kurs des Öfteren das Thema angeschnitten, wie oft man Zurückweisungen verkraften könne, wenn man überhaupt schon den Mut gefunden hat, den Versuch zu machen, eine Beziehung aufzubauen oder jemandem sein Problem zu offenbaren. Frau B 2 meinte, man müsste 20 Versuche machen, davon könnte man in zwei Fällen Erfolg haben. Aber in der Regel dürfte die Frustrationsschwelle wesentlich tiefer liegen. Obwohl dies in der Tat anzunehmen ist, fließen hier

so viele Variablen wie der Grad der Unerträglichkeit der Einsamkeit⁴⁹, genereller Sozabilitätsgrad, Zahl und Grad enttäuschender Vorerfahrungen usw. ein, dass freilich keinerlei Faustformel aufstellbar sein dürfte. Die anzunehmende frühzeitige Resignation aufgrund nur geringer Frustrationstoleranz dürfte dann in jenen Rückzug in ‚die eigenen vier Wände‘ führen, der objektiv Isolation genannt werden kann und den die Alten selbst als „Abkapseln“ bezeichnen. So lautet eine der zentralsten Maximen der normativen Version dieses Wissens:

„Man darf sich nicht abkapseln!“

Eine Weiterentwicklung ins Aktive postuliert diese Version:

„Man muss selbst den ersten Schritt tun!“

Abzuwarten, ob andere auf einen zugehen, sei falsch. Das täten sie nämlich nicht. – Die Crux dabei ist nur, dass auch diese Empfehlung wieder abhängig ist vom Erfolg, den ‚der erste Schritt‘ hat. Wird man dabei mehrfach abgewiesen, kommt es zum eben geschilderten Rückzug. Davon abgesehen ist diese Haltung allerdings bewundernswert, propagiert sie doch gegen passiv-konsumtives Abwarten Selbsthilfe.

Mit diesen normativen Maximen ist die Grenze der bloßen Selbstermahnung in Richtung von Empfehlungen an andere erreicht:

„Da die meisten Handlungs- und Interaktionskrisen des Alltagslebens für die Gesellschaftsmitglieder eine grundlegende Relevanz besitzen, gehen die Gesellschaftsmitglieder davon aus, dass sowohl die *Definition* der Krisen im Alltagswissensbestand als auch die vom Alltagswissen anvisierten diesbezüglichen *Lösungsvorschläge* nicht nur für sie selbst, sondern auch für andere Menschen, die noch nicht mit diesen Krisen in Berührung gekommen sind, bedeutsam und für deren Handlungs- und Lebensorientierung brauchbar sind ...“ (MATTHES und SCHÜTZE 1975, 14)

Die Aussage der Autoren steht zwar im Kontext der Sozialisation der folgenden Generation, doch kann man sie natürlich dahingehend ergänzen, dass die Lösungsvorschläge auch an Menschen gegeben werden, die bereits von der Krise betroffen sind und von den Ratenden als für diese nützlich erachtet werden.

⁴⁹ FROMM-REICHMANN weist darauf hin, dass es zu chronischer Einsamkeit komme, wenn das Streben, Zurückweisung zu vermeiden das Streben nach Intimität übersteige. Umgekehrt folgert SULLIVAN (1953) „... the fact that loneliness will lead to integration in the face of severe anxiety automatically means that loneliness in itself is more terrible than anxiety. [...] Fear and anxiety actually do not have the power to stop the stumbling out of restlessness into situations which constitute, in some measure, a relief from loneliness.“ (262)

Eine weitere Richtlinie, die hier zwar aus einem Leserbrief einer 70-Jährigen zitiert wird, aber allerorten anzutreffen ist, verbindet die eben bereits implizit postulierte Aufgeschlossenheit bzw. Kontaktfreudigkeit mit der Forderung nach Flexibilität und Bereitschaft zur Anpassung:

„Natürlich muss man kontaktfreudig sein und darf nicht immer so tun, als wisse man alles besser. Wenn man sich einordnet, hat man auch seine Bekannten und Freunde.“
(Berliner Morgenpost vom 25.06.1978)

Obwohl im Grunde ebenfalls eine richtige Forderung, gegen die nichts zu sagen ist, stört hier doch die Folgerung, die diese Dame aus ihrem Rat zieht, und zwar in dieser verabsolutierenden Weise, die in der Umkehrung gelesen anpassende „Einordnung“ zum allein verantwortlichen Kriterium für die Vermeidung von Einsamkeit macht. Dies liegt zwar kongruent auf der Linie *der* von den Alten vertretenen Erklärung, wonach an seiner Einsamkeit jeder selbst schuld sei, wird jedoch so absolut deswegen nicht richtiger, wird doch eine ganze Reihe möglicher anderer Ursachen rigoros ausgeblendet, wie im Kapitel ‚Restriktionen‘ gezeigt werden wird.

Ebenfalls in diese Reihe, wenn auch von längerfristiger Perspektive, gehört der Rat einer Kursbesucherin, sich „in guten Zeiten“ einen Freundeskreis aufzubauen, damit man ihn in der Not hat. Gemeint waren etwa Bekannte in der Nachbarschaft, die einem helfen können, wenn man vielleicht die Wohnung nicht mehr verlassen kann. Diese erst dann zu gewinnen zu suchen, sei zu spät. Dagegen hatte einmal eine Tagesstättenbesucherin in Abwandlung eines bekannten Sprichworts von ihrer Desolationserfahrung berichtet:

„Freunde in der Not sind alle tot.“

Damit dies nicht passiert, dass man sich „in guten Zeiten“ einen Kreis aufbaut, den man dann, wenn man ihn braucht, nicht mehr hat, weil bereits alle vor einem gestorben sind, riet ein VHS-Gruppenmitglied, sich junge Freunde zu schaffen (auch um geistig jung zu bleiben und von diesen so ertragen werden zu können).

Mehr nach innen als auf direkte Anwendbarkeit in Außenkontakten gerichtet sind Ratschläge, an sich selbst zu arbeiten:

„Sich nicht selber so wahnsinnig wichtig nehmen!“

„Nicht so viel von andren erwarten!“ (Beide B 5)

Auch der Hinweis, Einsamkeit einmal ertragen zu können – obwohl sie kein Dauerzustand werden dürfe – ist hierunter zu zählen. Fassen wir kurz zusammen:

- Erweiterung der eigenen Anpassungsbereitschaft,
- Erhöhung der eigenen Leidenskapazität,
- Verkleinerung des Problems durch Relativierung der eigenen Person und
- Reduktion der auf die soziale Umwelt gerichteten Erwartungshaltung

sind also die Anforderungen einiger Alter an sich selbst, die sie anderen zur Nachahmung empfehlen, bevor noch der „erste Schritt“ getan wird.

Auf einer vierten Ebene rationalen Umgangs mit dem Problem liegt die Überzeugung, dass die eigene Lage quasi gottgewollt ist:

„Sinnlos kann's nicht sein, weil nichts im Leben sinnlos ist.“ (B 5)

6.5 Die motivationale Tendenz der angewandten Gegenmaßnahmen: Quantität oder Qualität?

Jenseits aller bisher dargestellten Gegenmaßnahmen soll nun noch gefragt werden, worauf sich das Streben der Einsamen bei Anwendung dieser Maßnahmen richtet. Es lassen sich nämlich Äußerungen Einsamer gegeneinander kontrastieren, die die Vermutung begründen, dass den Versuchen der Änderung ihrer einsamen Situation unterschiedliche Zielvorstellungen zugrunde liegen.

In auffälliger Weise hat sich ein sprachliches Muster herausgebildet, die in den Kontexten beschwörend anmutende Formel: „unter Menschen sein“. Betrachten wir zunächst die Belege. Für eine Dame ist eine vom Seniorenzentrum Kreuzberg organisierte Dampferfahrt der erste soziale Kontakt nach einer Operation. Ihr

„standen dabei beinahe Tränen in den Augen, als sie davon redete, wie schön es doch sei, mal wieder unter Menschen zu sein.“ (ExKr)

Eine andere hebt hervor, dass sie leidenschaftlich gern verreise – „aber nur mit anderen“:

„Hauptsache, unter Menschen sein!“ (ExGs)

Ein Kollege notiert:

„Ja, man muss immer rausgehen und unter Leute kommen. Zu Hause hocken und die eigenen Wände anschauen, das tut nicht gut.“ (ExGs)

Eine Bastlerin, die sich bei den Betreuerinnen darüber beschwert, dass die anderen Mitglieder des Basteltisches abwesend sind und zu Hause basteln, begründet ihre Beschwerde damit,

„sie wolle doch unter Menschen sein, was sehen, was hören und nicht nur in den vier Wänden sitzen.“ (ExGs)

Unter dieser identischen Sprachfigur steckt nun eines sehr real: Es liegen übereinstimmende Hinweise darauf vor, dass „unter Menschen sein“ sehr wörtlich in einem quantitativen Sinn verstanden wird. So wurde einmal eine Kollegin von einer Besucherin unüblicherweise in den Biersalon der Kreuzberger Tagesstätte zum Schachspiel eingeladen.

„Der Grund war, dass es dort gemütlicher sei; zuvor hatte sich der relativ kahle Kaffeeraum so weit geleert, dass von den 12 Tischen 11 unbesetzt waren, während sich im Biersalon noch die Skatspieler [...] aufhielten.“

Sie resümiert ihre Beobachtungen:

„Mir fällt auf, dass wiederholt ‚Gemütlichkeit‘ mit der Menge der Anwesenden verbunden wird, dass, wenn der Raum leer ist, auch die anderen gehen.“ (ExKr)

Schließlich liegt noch eine direktere Aussage vor. Und zwar wurde einem anderen Kollegen explizit gesagt,

„... dass man sich am wohlsten dort fühle, wo es am vollsten ist. Seien nur drei, vier Leute da, gehe man gleich wieder.“ (ExGs)

Es ist festzustellen, dass Einsamkeit zumindest im Hinblick auf Versuche ihrer Bewältigung einen quantitativen Aspekt hat, dem in der inspektiven Phase der Arbeit deshalb Augenmerk geschenkt wurde.⁵⁰

Die andere Sprachfigur kann stellvertretend durch folgendes Zitat belegt werden:

„Es ist eben kein Mensch dabei, mit dem man sich mal richtig aussprechen kann.“ (MENNINGER und GÜLICHER, ebd.)

Die Interpretation scheint gerechtfertigt, dass in diesem Fall an intime, ausführliche Gespräche gedacht wird, was einen oder einige wenige gute Freunde voraussetzt. Die andere Position scheint mehr ein allgemeines Geselligkeitsbedürfnis auszudrücken, bei dem die gewünschten Kontakte mehr in die Breite als in die Tiefe gehen. Dies ist genau die Unterscheidung, die WEISS (1974) mit den Begriffen „soziale“ und „emotionale Isolation“ trifft: Erstere bezeichnet das Fehlen einer Gemeinschaft, letztere das

⁵⁰ Eventuell liegt hier ein Schlüssel zum Verständnis der Beliebtheit von Seniorenmassenveranstaltungen. In einer Menschenmasse zu sein, bietet nicht nur den Vorteil, das Potenzial für weitergehende, noch zu knüpfende Kontakte um sich zu haben, sondern gibt auch demjenigen das Gefühl, ‚dabei zu sein‘, der es nur dort finden kann, d. h. nur dort die Chance hat, für ein paar Stunden die Last der Einsamkeit zu verdrängen.

Fehlen eines Partners.⁵¹ Dies ist zur Bezeichnung der entsprechenden objektiven Tatbestände sicher brauchbar; soll die Sehnsucht nach Änderung dieser Tatbestände bezeichnet werden, wäre selbstverständlich von ‚sozialbezogener‘ bzw. ‚auf emotionalen Austausch bezogener Einsamkeit‘ zu sprechen.

Es war nun zu erforschen, wie die Alten das Verhältnis von qualitativen zu quantitativen Kontakten bestimmen, worauf sich ihr Streben primär richtet. Aus den Interviews liegen hierzu in 12 von 15 möglichen Fällen Antworten vor. Dabei brauchten natürlich die sich einsam Fühlenden nur ihr derzeitiges Gefühl zu bestimmen; bei nicht oder ehemals Einsamen stellte ich entweder eine Konditionalfrage oder bat um Bestimmung ihres ehemaligen Strebens – bei Antwortarten unterliegen natürlich der Gefahr spekulativer bzw. retrospektiver Umdeutung.

Von allen 12 Antworten fielen 7 zugunsten der Aussprache und 5 zugunsten der Geselligkeit aus. Kontrolliert nach Tagesstättenbesuch blieb diese Proportion (N = 9) erhalten (5 : 4). Eine interessante Verschiebung ergab sich jedoch, wenn nach einsamkeitsspezifischer Selbsteinschätzung kontrolliert wurde: von jeweils 6 Antworten votierten 4 Nicht-Einsame dafür, „unter Menschen sein“ zu wollen, und 2 wollten „sich aussprechen“. Dagegen wollte nur eine Einsame „unter Menschen“ sein, aber 5 Einsame wollten „sich aussprechen“.

Drei Damen konnten zwar einen Schwerpunkt ihres Wunsches nennen, mochten sich aber nicht so ohne Weiteres mit einer Dichotomisierung zufriedengeben: Sie meinten, eines könne sich aus dem anderen ergeben. Zwei von ihnen betonten die Aussprache und sahen Geselligkeit als mögliche Folge, eine sah es umgekehrt.

Aufgrund der viel zu kleinen Zahlen ist natürlich hier von jeglichen allzu eindeutigen Interpretationsversuchen abzusehen; hier hätte quantifizierende Forschung eine Aufgabe. Aber auch dort wären noch viele Variablen einzubeziehen, etwa die Frage der Qualität der vorhandenen Kontakte bei Nicht-Einsamen, deren Dauer, gemeinsame Aktivitäten usw.

⁵¹ Leider konnte in diesem Fall nicht auf die Originalquelle zurückgegriffen werden.

Zusammenfassung

Das Instrumentarium, das sich alte einsame Frauen entwickelt haben, um ihre Einsamkeit erträglich zu machen oder zu bewältigen, weist ein überaus weites Spektrum auf. So ließen sich zunächst Verdrängungstechniken, solitäre ‚Beschäftigungen‘, der Gebrauch Kommunikation versprechender Angebote, die Weiterentwicklung dieser zu Eigeninitiativen sowie ideelle Selbstdisziplinierungsmaßnahmen unterscheiden.

Legt man in soziologischer, die einzelnen Maßnahmen gegeneinander relativierender Außenperspektive den Maßstab maximaler Effektivität einer Maßnahme im Sinne möglichst weitgehender Einsamkeitsreduktion an das Spektrum an, so zeigt sich

1. dass die subjektive Evaluation eines Mittels durch die Anwender und die relativierend-einordnende, maßstäblich objektive Evaluation des Forschers nicht unbedingt konvergieren und
2. dass eine pyramidenartige Verteilungsdisproportionalität zugunsten jener Maßnahmen zu erkennen ist, deren Anwendung mehr Zeit überbrückender, ablenkender, beschäftigender Art ist, die also keinerlei Ansätze vorbeugender Art beinhalten, also immer wieder erneuter Anwendung bedürfen.

Beide Befunde können dahingehend interpretiert werden, dass eine Maßnahme desto eher und öfter angewandt zu werden scheint, je größer ihre Praktikabilität aufgrund alltäglicher Routinisierbarkeit ist. Die relativ problemlose routinisierte Anwendbarkeit eine Maßnahme dürfte ihrerseits – neben mancherlei objektiven Restriktionen – dazu beitragen, durch allmähliche kognitive Ausblendung weiterreichender Alternativen verabsolutiert, als recht konkurrenzlos dastehendes Mittel für optimal gehalten und daher entsprechend hoch bewertet zu werden.

Neben Hinweisen darauf, dass sogar von vielen nur solitär angewandte Maßnahmen noch einmal durch – besonders gesundheitliche – Probleme nur eingeschränkt Gebrauch gemacht werden kann, und darauf, dass die Schichtvariable offenbar intervenierend das jeweils zur Verfügung stehende Repertoire möglicher Maßnahmen beeinflusst, ist hier in erste Linie die auch dem breiten Sockel allein benutzbarer Techniken innewohnende Tendenz zu Kommunikation hervorzuheben.

Diese setzt sich fort in jenen Initiativen, die aus vorhandenen Kommunikationsangeboten wie den Tagesstätten in eigener Regie weiterentwickelt werden. Sie scheint aber dort ihre Grenze zu finden, wo es einschneidender Veränderungen der eigenen Lebenssituation bedürfen würde, wenn es darum ginge, Maßnahmen in die Wege zu leiten, die geeignet wären, Einsamkeit gar nicht erst aufkommen zu lassen. Hier fanden sich – der Spitze der Pyramide – nur noch zwei Beispiele in Form erneuter Partnerbindung. Bis diese Grenze erreicht ist, scheint aber deutlich der sozialbedingte Charakter von Einsamkeitsgenese derart durchzuschlagen, dass Kommunikation angestrebt wird, wo sich nur eine kleine Chance hierzu zu bieten scheint.

Im Lichte dieser Tendenz wäre zu prüfen, welche Bedingungen vorliegen müssen, wenn solitäre Techniken ohne Kommunikationschance – im Extremfall Verdrängung – angewendet werden. Zu denken wäre hierbei etwa an Isolation, tiefe Trauer und langfristige Prozesse der Frustration und Resignation.

7. Bei Anwendung von Gegenmaßnahmen erfahrene Restriktionen

Es soll nun gefragt werden, welche Widerstände die Alten bei ihren Versuchen, mit Einsamkeit fertig zu werden, erfahren.

Dabei ist es natürlich möglich, dass da, wo solche Restriktionen vorliegen, diese sogar verursachend wirken, sei es, dass sie ursprünglich so gewirkt hatten, sei es, dass sie als immer wieder erfahrene Restriktion sich mit der Zeit zu einer chronischen strukturellen Ursache verfestigen.

Da hier jedoch keine Kausalanalyse geleistet werden kann und soll, wird durchgängig von bereits vorhandener Einsamkeit ausgegangen und davon, dass sich bestimmte Faktoren bei den Versuchen, gegen sie anzugehen, als Hindernisse erweisen.

7.1 Geldmangel

Zunächst scheint das Zustandekommen von Kontakten eine Funktion des Geldes zu sein. Leider liegen hierzu keine wörtlichen Zitate vor; es lassen sich aus der Exploration nur Hinweise der Protokollanten anführen. So heißt es einmal:

„Die Frage, was was kostet, schien uns in direkter Relation zum Grad der Teilhabe am öffentlichen Leben zu stehen.“ (ExGs)

Es handelte sich hierbei um den Mann eines Ehepaares, der sich immer wieder stark gegen „Nepp“ aussprach und angab, aus Preiserwägungen oft in die Kantine des Rathauses essen zu gehen, sich auf Ausflügen gerne belegte Brote mitzunehmen und der es lobend hervorhob, dass bei einer festlichen Veranstaltung einer Brauerei Garderobe und Toilette kostenlos benutzt werden konnten.⁵² Ein andermal schreibt ein Kollege:

„Nicht einsam zu sein hat seinen Preis! Mir ist ziemlich deutlich geworden, wie sehr das subjektive Befinden abhängig von der materiellen Lage der Senioren ist.“ (ExKr)

Es handelte sich hierbei um ein ‚Aufleben‘ während der Teilnahme an einer Dampferfahrt. Als die Kreuzberger Diskussionsrunde über das Geben von Trinkgeldern sprach, lautete eine Position:

„Alte Menschen sind abhängig und müssen sich deshalb Zuwendungen und Hilfen „erkaufen“. Sie haben ja nichts anderes.“⁵³(ExKr)

Obwohl die Geldfrage dabei unausgesprochen blieb, scheint mir folgende Episode, die ich sofort finanziell interpretierte, einen deutlichen Hinweis auf ihre Relevanz zu geben: Ich saß mit drei von sonst sechs Damen einer festen Tischgemeinschaft an deren Tisch, und sie stellten gemeinsam Überlegungen an, wo die anderen sein könnten. Eine Erklärungsmöglichkeit für das Fernbleiben der einen war, dass sie die zwei anderen zum Kaffee zu sich nach Hause eingeladen haben könnte. Darauf erfolgte ein ungläubiger Einwand, etwa, das würde sie doch nicht tun. Meine Vermutung, dass dies finanziell gemeint sein könnte, wurde bekräftigt durch das Argument der ersten, es seien doch außer ihr selbst nur zwei.

⁵² Später war zu erfahren, dass das Paar einen – damals noch teuren und nicht selbstverständlichen – Farbfernseher besaß und aufgrund zu hoher Rente nicht für verbilligte Rundfunkgebühren infrage kam.

⁵³ Vgl. den geschilderten Fall B 6: D. h., wer kein Geld hat, dem ist selbst diese Möglichkeit verschlossen.

Ein Zitat aus der projektexternen Quelle bekräftigt schließlich sehr deutlich die Vermutung, dass die Menge verfügbaren Geldes den Radius bestimmt, innerhalb dessen man Kontakt zu seiner Umwelt aufnehmen kann:

„Ich würde gern öfters in die Stadt gehen. Aber da möchte man auch mal Kaffee trinken und Kuchen essen. Mit dem Fahrgeld addiert sich das zu 10 DM. Von 10 DM kann ich einen Tag leben.“ (Frankfurter Rundschau vom 10.12.1977)

Die Konsequenz ist, dass die Frau, die von Sozialhilfe lebt (aber einen Hund hat!), im Zweifelsfall auf diesen Stadtbummel verzichtet, und somit eine Chance weniger hat, Kontakte zu knüpfen.

Obwohl nun zu diesem Punkt der finanziellen Kapazität – naturgemäß? – überwiegend nur Beobachtungen und Interpretationen seitens der Forscher vorlagen, hielt ich es aufgrund des explorativen Charakters dieses Materials für gerechtfertigt, dieser Frage in der inspektiven Phase weiter nachzugehen.

Die von mir Befragten hatten in nur wenigen Fällen sehr geringe Einkünfte, und auch in diesen Fällen wurden Bewirtung von Gästen, aktive Besuche (Fahrgeld, Mitbringsel) oder gelegentliches Ausgehen fast nie zum Problem. Diese Aussage trifft auch auf den Indikator der Kleidung zu, die, wenn sie als zu alt, zu wenig abwechslungsreich oder als ‚nicht fein genug‘ empfunden wird, einen Verzicht auf außerhäusliche Aktivitäten bedeuten könnte.

Die methodische Schwierigkeit möglicher Artefakterhebung aufgrund von Tabuisierung stelle ich bei dieser Feststellung in Rechnung. Von der eigenen atmosphärischen Registrierung der Gespräche hatte ich jedoch durchweg den Eindruck von Ehrlichkeit und Offenheit – wobei auch entsprechend taktvoll und Verständnis signalisierend gefragt wurde, etwa: ‚So ein Besuch verursacht ja nun auch Kosten; könnte das schon mal zum Problem werden?‘. In vielen Fällen ergaben sich im Gespräch Indizien, die in Antworten ganz anderer Kontexte erwähnt wurden, etwa Taxifahrten; oder der Einrichtungsstandard der Wohnung machte die Antwort glaubwürdig oder die Frage sogar überflüssig.

Der Eindruck authentischer Antworten wird bestätigt durch einige Antworten, die kleinere Probleme andeuten, ohne dass diese in Verzicht auf den Kontakt münden würden:

In einem Fall hatte man nach Übersiedlung aus der DDR im Moment noch nicht die Kleidung, in die Oper zu gehen, sah aber kaum ein Problem darin, diese zu beschaffen.

Einmal hieß es, für vier Personen Kuchen vom Bäcker zu holen, mache sich bei zwei Stück pro Person schon bemerkbar; man wick ins Selberbacken aus.

Eine andere Dame berichtete von Fahrten, an denen sie teilnahm, die ja auch „'ne Masse Geld“ kosteten: 9,50 DM die Fahrt und 4,00 DM das anschließende Einkehren.

Aus anderem Zusammenhang ist aber erkennbar, dass das Problem auch hier eher in den relativen, nicht in den absoluten Kosten besteht. So sagte sie an anderer Stelle, sie habe ihre Gäste „immer gut bewirtet“.

Hingegen verdienen zwei interessante Reglements Erwähnung, die die Alten entwickelt haben, um ein eventuelles finanzielles Problem gar nicht erst aufkommen zu lassen. Zum einen gaben mir mehrere Mitglieder des Canasta-Kreises zu, sich *auch* unter dem Gesichtspunkt des ‚Lastenausgleichs‘ reihum zu treffen, und auch vom „Kaffeekränzchen“ (A 0 und B 5) weiß ich, dass auf diesen Ausgleich geachtet wird.

Das zweite Reglement besteht in von vornherein getroffenen Absprachen, sich keine Geschenke mitzubringen. Als Ausnahmen sind dann nur noch ganz kleine symbolische Aufmerksamkeiten zugelassen, wie ein selbstgehäkelter Topflappen, ein Paket Filtertüten oder Ähnliches.

Das heißt also, das Bewusstsein, dass es unter Umständen Probleme geben könnte, ist vorhanden und es werden vorbeugende Maßnahmen getroffen, um sich nicht in unnötige Zwänge zu bringen.

Davon, dass die Tatsache, dass meine Gesprächspartnerinnen kaum Trägerinnen finanzieller Probleme waren, nicht die Nichtexistenz des Problems insgesamt bedeuten kann, legen BUJARD und LANGE (1978, 52ff.) und andere Autoren deutliches Zeugnis

ab. Für 54 % ihrer allerdings von vorherein aus „Armen“⁵⁴ bestehenden Untersuchungsgruppe bedeutete die Bewirtung von Gästen eine zu hohe Belastung (ebd., 93).

„Wer finanzielle Schwierigkeiten bei der Bewirtung seiner Gäste hat [...] erhält weniger Besuch und sucht auch seltener außerhäusliche soziale Kontakte.“ (ebd., 59)

Sie ziehen das Fazit:

„Die finanziellen Schwierigkeiten und der sozial diskriminierende Status der Sozialhilfebedürftigen fördern eine Tendenz zum sozialen Rückzug.“ (ebd., 56)

Durch welches Ursachensyndrom auch immer jemand einsam geworden sein mag – Mangel an einem auch nur einigermaßen über das sogenannte Existenzminimum hinausreichendem Finanzvolumen ist mit Sicherheit eine Fessel, die schon den Versuch, Einsamkeit wenigstens zu mildern, vereiteln kann.

Die Ergebnisse von BUJARD und LANGE lassen sich flankieren durch jene – von HOCHSCHILD:

„To eliminate enforced isolation, we have to eliminate poverty for the two go together.“
„The poorer you are [...] the less likely you are to join clubs or associations, [...] the more isolated [you are].“ (ebd., 139f.)

– von TEWS:

„Je niedriger die Schicht, umso geringer der Kontakt, der besonders bei Alleinstehenden durch zu niedriges Einkommen bedingt wird [...]“ (ebd., 298)

– von ARLING:

„Problems of income, housing, transportation etc. restrict one's ability to maintain interpersonal relationships and to participate in activities which require financial resources.“ (ebd., 83)

– von TREANTON, der laut ROSENMAYR in seiner Studie Verfügbarkeit über Geld als die ausschlaggebende Variable ermittelte, wie auch

– von ATCHLEY (1975):

“The data reported in this paper point to income adequacy as an essential component of any theory of adjustment to widowhood.” (178)

7.2 Arbeit, die mit Besuch verbunden ist

Besuch, den man sich einlädt, macht auch Arbeit. Ist man nicht bereit oder gesundheitlich nicht in der Lage, diese zu leisten, kann auch sie ein Problem darstellen, das

⁵⁴ Einkommensgrenze nach Abzug der Miete 350 DM.

auf Kontakte restringierend wirkt. So heißt es in Kreuzberg während einer Diskussion über Ostern:

„Bloß es hat keiner Lust, sich mal seine Wohnung schmutzig machen zu lassen oder zu bedienen oder was, nicht wahr? Mir ist nichts zu viel! Den anderen ist das alles zu viel. Die wollen sich alle nicht die Arbeit machen, Kaffee kochen, abwaschen ...“.
„Ja stimmt, das ist wahr, das kann ich auch bezeugen, dass das wahr ist!“
„Die sagen immer bloß ..., die sahen bloß ab und sagen, Berta, wir kommen zu dir.“
,Von vielen Seiten kommen Bestätigungen.‘ (ExKr)

Und dass es nicht bloß die Arbeit *mit* dem Besuch („bedienen“) und die Arbeit *nach* dem Besuch („abwaschen“), sondern auch die Arbeit *vor* dem Besuch ist, zeigt eine Notiz aus der Gropiusstadt. Zunächst äußert der Mann des erwähnten Ehepaares, an Hausbesuchen hätten sie „keinen Bedarf“; diese bedeuteten eine „viel zu große Belastung“. Danach wird *sie* präziser:

„Sie [...] meint, Besuche würden ihr wohl zu viel Arbeit machen, weil sie meint, wenn Besuch kommt, müsste immer alles tadellos in Ordnung sein.“ (ExGs)

Die Wohnung wird, wie es für viele Alte – zumindest die mittelschichtorientierten – typisch sein mag, als repräsentativ nach außen, als Visitenkarte aufgefasst. Dies schafft in der Tat Zwänge, dergestalt, dass der Empfang von Besuch stets mit Arbeit verbunden ist, die man nicht mehr leisten kann oder will, so dass lieber bzw. notgedrungen auf Kontakte verzichtet wird. Oder – und hier wird die wichtige Funktion der Tagesstätten als neutrale Orte deutlich – die Kontakte werden außerhalb gesucht, wo nicht für sie gearbeitet werden muss. So hatte Frau A 2 die Tagesstätte deshalb gelobt, weil man dort „keinen Abwasch, keine Wirtschaft“ habe.⁵⁵

Es wurde mir gegenüber auch explizit geäußert, man wolle ja eigentlich unbedingt diese und jene Person zum Geburtstag einladen, aber man könne doch nicht mehr die dafür für notwendig gehaltene „kalte Platte“ anrichten.⁵⁶

⁵⁵ Auch die Betreuerinnen der Gropiusstädter Tagesstätte berichteten uns, dass viele Geburtstage aus Furcht vor Schmutz in der Wohnung in der Tagesstätte gefeiert würden.

⁵⁶ Als ich diesen Gesichtspunkt den Teilnehmern des Kurses zur Beurteilung vorlegte, reagierten sie einmütig mit einer divergierenden Einschätzung: Man sei in diesem Fall ehrlich und würde den Besuch mit in die Arbeit einspannen. Die im ungefähren Durchschnitt 63-jährigen Teilnehmerinnen fanden jene andere Position nicht weiter verwunderlich, als ich ihnen sagte, sie stamme von einer Frau hoch in den 80ern. Das heißt, hier könnte sich eine altersmäßige Differenzierung zwischen den ‚jungen Alten‘ (den heutigen Großmüttern) und den ‚alten Alten‘ (den heutigen Urgroßmüttern) manifestieren, die vermutlich weniger auf abweichende Sozialisation in jungen und mittleren Jahren als vielmehr auf erste Früchte heutiger Emanzipationstendenzen rückführbar sein dürfte.

Fassen wir alle Arbeitsschritte, die Besuch machen kann, zusammen, ergibt sich folgende Kette:

- ‚Tadelloses‘ Herrichten der Wohnung
- Einkaufen
- Essen vorbereiten bzw. Kuchen backen / Kaffee kochen
- Tisch decken
- Bedienen
- Abräumen
- Abwaschen
- abermalige Reinigung der Wohnung.

Diese Kette dürfte auch erhellen, in welchem Maße die Bereitschaft und dieser ‚notwendig‘ zugrunde liegend die Fähigkeit zu einem solchen Arbeitsaufwand abhängig sein dürften von der physischen Verfassung und zudem, dass auch hier Verbindungen zu den finanziellen Ressourcen bestehen. (Eine andere ‚Ursache‘ der Ablehnung von Arbeit könnte die auch erwähnte ‚Lustlosigkeit‘ oder ‚Faulheit‘ (Bequemlichkeit) sein).

Dass die mit Einladungen verbundene Arbeit ein Problem darstellt, war bei sechs Befragten der Fall. Frau A 1 macht es nichts aus, bis zu vier Personen (den Canasta-Kreis) zum Kaffee zu empfangen. Was aber darüber hinausgeht, besonders bei Einladungen zum Mittagessen (die Familie ihrer Kinder) „regt [sie] kolossal auf“. Insbesondere nennt sie das Einkaufen, das ihr „zu viel Wirtschaft“ mache. So fahre sie lieber zur Familie ihrer Tochter, die dann nur für eine Person die Mehrarbeit habe, während sie diese für vier bis fünf Personen hätte. Aus diesem Grund hat ihr Kreis auch ausgemacht, keine Geburtstage mehr zu feiern, höchstens noch bis zum siebzigsten und dann nur noch den fünfundsiebzigsten, achtzigsten usw. Sie bestätigt, dass aus diesem Grund viele Geburtstage in der Tagesstätte gefeiert werden.

Ebenfalls mit Aufregung reagiert Frau B 4, wenn Besuch bei ihr ansteht. Diese nervliche Anspannung würde jedoch keinen Verzicht auf Einladungen bedeuten, wenn es denn Einzuladende gäbe.

Frau B 7 macht wegen ihrer Knie nur, aber dies erheblich, das Einkaufen zu schaffen. Bei Frau B 1 sind es die unregelmäßig auftretenden Schmerzen, die ihr diese Arbeit zur Qual werden lassen. Nur wenn diese die Vorbereitungen verhindern würden, würde sie auch absagen. Zwei Damen sehen sich gezwungen, auf größere Einladungen zu verzichten. Frau A 5 wurden die Vorbereitungen, besonders auch hier das „Ranschaffen“, „ein bisschen viel“. Dazu zählt sie auch das Reinemachen („muss doch sein“).⁵⁷ Konsequenz ist aber auch bei ihr nicht der totale Kontaktverzicht, sondern man trifft sich außerhalb bzw. beim Kontaktpartner. Frau B 6 lädt nicht mehr groß ein. Ihre durch Sturz aufgeschlagenen Knie und Gicht in den Händen hindern sie an Haushaltsarbeiten. Gerade bei ihr handelt es sich um eine extrem einsame Frau mit Selbstmordgedanken.

Sechs von fünfzehn Befragten sahen also mehr oder minder große Schwierigkeiten in der mit Besuchen verbundenen Arbeit. Eine daraus folgende Isolierung lag – jedoch nicht bewiesen – höchstens einmal vor. In allen Fällen aber war es nie die reine Bequemlichkeit, wie sie in manchen Zitaten verantwortlich gemacht wurde, sondern immer konstituierten gesundheitliche Einschränkungen, von extremen bis zur rein nervlichen Belastung, das Problem. So kann vermutet werden, dass in vielen Fällen, wo die Altersgenossinnen oder die Betreuerinnen ‚Faulheit‘ vermuten, ebenfalls Gesundheitsfragen den nicht so leicht erkennbaren Hintergrund darstellen.

Damit wird tendenziell die mit Besuchen verbundene Arbeit zu einem Sekundärproblem; Krankheit oder Gebrechlichkeit sind als Primärprobleme näher zu untersuchen.

7.3 Gesundheitsprobleme

Eigentlich wäre damit der Kontaktchancen vermindern Charakter gesundheitlicher Beeinträchtigungen – hier: vermittelt über die Arbeit, die Besuch verursacht – schon hinreichend belegt. Doch kann gezeigt werden, dass diese sich nicht allein hierin manifestieren. So musste Frau B 1 einen Weihnachtsbesuch bei ihren Enkeln bereits einmal absagen, weil ihr gesundheitliches Befinden nicht vorausberechenbar ist. Auch

⁵⁷ Andererseits sieht sie hierin eine gewisse Verpflichtung, also eine Selbstdisziplinierungsmaßnahme. So habe sie schon mit Kreuzschmerzen Fenster geputzt: „Das belebt!“.

zur Zeit des Interviews fühlte sie sich nicht zu einer Bewirtung in der Lage, aus Angst, „dass ich das nicht verkrafte“. Manchmal könne sie morgens nicht gerade gehen, sich weder bücken noch knien. Diese Schwankungen beeinträchtigen ihren Außenradius auch dahingehend, dass sie nicht mehr länger als eine halbe Stunde spazieren gehen könne.

In der Unmöglichkeit, den Gesundheitszustand der nächsten Zeit voraussehen zu können, lässt sich bei ihr wie bei Frau B 4 eine zweite große Manifestation labiler Gesundheit feststellen: die Unplanbarkeit von künftigen Aktivitäten, die verhindert, sich auf bestimmte Termine (Reisen, Veranstaltungen, Besuche) festzulegen. Dieses Problem war mir auch über die Interviews hinaus zu Ohren gekommen, dergestalt, dass allfällige Absagen mit Peinlichkeit verbunden seien und im Falle von Veranstaltungen der Kartenverfall und der damit verbundene Geldverlust hinzukomme. Zu der nur kurzfristig möglichen Planbarkeit sagt Frau B 4: „Das ist ja das Grässliche“.

„Und das ist ja auch schwer, Kontakt zu pflegen, wenn man dauernd auf die Krankheit Rücksicht nehmen muss.“ (B 4)

Wie bei Frau B 1 ist auch bei Frau B 6 der Radius erheblich eingeschränkt. Dass sie nicht laufen könne, mache sie „seelisch kaputt“ („Ich bin verbraucht.“). Genauso ist es bei Frau A 5:

„Ich kann jetzt nicht mehr so große Wanderungen machen. Ich muss sparsam sein damit, denn wenn ich gar nicht mehr laufen kann, dann ist man ja sowieso verlassen.“

Dies vermeide sie; sie versuche, sich nicht zu übernehmen. Hier scheint anzuklingen, dass, wenn man nicht mehr in der Lage ist, aktiv „den ersten Schritt“ zu tun, dies die völlige Isolation bedeuten könnte, da man sich auf die Kontaktpflege anderer nicht verlassen mag.

Laut einer projektexternen Quelle traut sich eine Frau aus gesundheitlicher Verunsicherung schon kaum noch aus dem Haus:

„Ich komme kaum noch raus und habe Angst, ich breche zusammen.“ (FR vom 05.12.1977)

Bei ihr führen Herzinfälle zu dieser Furcht.

Die Einschränkung des Mobilitätsradius ist also eine dritte Manifestation des Ursachenkomplexes beeinträchtigter Gesundheit.

Auch Frau A 2 verweist nicht aus Angst vor weiteren Herzinfarkten – bei ihr vor allem mit der Ausprägung, ihren Reisepartnern „nicht auf den Wecker fallen“ zu wollen. In erster Linie ist ihr aber ihre bedrohte Gesundheit deswegen ein Problem, weil sie sehr gerne noch zweimal in der Woche halbtags arbeiten möchte, was sie aber aus Angst, mitten in der Arbeit aufhören zu müssen und der daraus folgenden Einsicht: „Du bist ja nicht mehr vollwertig“ unterlässt.

Auch die schon durch ihre fast ausschließliche Pflege kranker Familienmitglieder ‚um ihr Leben betrogene‘ Frau B 4 musste wegen Frühinvalidität ihren Beruf vorzeitig aufgeben, was ihr ihre einzige außerfamiliäre Interaktionssphäre nahm und was sie jetzt noch sehr bedauert.

Diese vierte wichtige Auswirkung von Gebrechlichkeit ist in ihrem Stellenwert nicht zu unterschätzen, wenn man an die zentrale Bedeutung von Arbeit für Einsamkeitsvermeidung durch Sinnkonstitution und soziale Einbindung denkt, wie an anderer Stelle skizziert worden ist.

Den Stellenwert gesundheitlicher Behinderung als Schlüsselvariable für die Förderung von Isolation und durch diese vermittelt von Einsamkeit fanden auch ARLING:

„The only variable significantly related to contact with friends is the degree of incapacity.” (ebd., 77)

und TUNSTALL:

“Loneliness also reflects a negative reaction to physical incapacity.” (ebd., 91)⁵⁸

Zieht man aus diesen drei Abschnitten zunächst eine Zwischenbilanz, so müssen mangelhafte finanzielle Ausstattung und gesundheitliche Beeinträchtigungen als entscheidende, Isolierungsprozesse beeinflussende Variablen angesehen werden. Krankheit und Gebrechlichkeit erwiesen sich als eine nach vielen Richtungen ausstrahlende Variable; schon aufgrund des hier vorliegenden Materials ließen sich vier Folgeprobleme erkennen:

⁵⁸ In seiner Untersuchung stieg – unter allem Vorbehalt – der Anteil Einsamer von gesunden Alten zu kranken Alten bei Frauen von 25 auf 52 und bei Männern von 13 auf 43 %, also um 27 bzw. 30 Prozentpunkte.

1. die tendenzielle Reduktion der Bewältigbarkeit von durch passive Besuche anfallender Arbeit,
2. die tendenzielle Unplanbarkeit von Aktivitätsterminen auch in naher Zukunft,
3. die Einschränkung des Mobilitätsradius' und
4. die Verhinderung der Wiederaufnahme einer auch nur eingeschränkten leichten Erwerbstätigkeit oder auch ehrenamtlicher Verpflichtungen.

Diese Faktoren wirken zunächst isolationskonstituierend und noch nicht unmittelbar einsamkeitserzeugend. Es ist jedoch davon auszugehen, dass hierdurch mittelbar auch Einsamkeit erzeugt wird, und zwar auf zwei denkbaren Wegen:

1. Auf dem Weg latenter Anpassung, schleichender Resignation und/oder Gewöhnung, die eine frustrierte, verbitterte, tendenziell depressive Einsamkeit entstehen lässt. Hier wäre ein Sich-Abfinden mit der Tatsache der nicht mehr vorhandenen Möglichkeiten anzunehmen, das den dadurch bewirkten Zustand tatsächlicher Isolation anerkennt und für sich durch passives Sich-Fügen, also Unterlassen irgendwelcher Gegenmaßnahmen, quasi aktiv zur Selbstisolation, also dem, was die Alten „Abkapselung“ nennen, verlängert.
2. In der Form hitzig aufwallenden, rebellierend-appellativen Protests, der gespeist wird durch Ohnmachtsgefühle, die aus der Reflexion der aller Möglichkeiten beschnittenen Lage resultieren, und durch Hoffnungslosigkeit in Bezug darauf, dass es jemals noch einmal anders werden könnte. In diesem Modell fände dieses Abfinden gerade nicht statt, es erfolgt keine Anpassung an den verengten Rahmen objektiver Möglichkeiten. Die sich heraus entwickelnden Spannungen äußern sich als die schiere Verzweiflung, die nicht fassen kann, was da sein soll, dagegen ankämpft und sich aufreißt – und wenn die normierenden Zwänge siegen, sich stark, weil unangepasst, zum Selbstmord entschließt.

Zu diesen Idealtypisierungen ist anzumerken, dass sie sich so (rein) im Sample natürlich nicht wiederfinden lassen – der erste Fall, dem tendenziell Frau B 3 (allerdings nur zum Teil aufgrund objektiver Restriktionen – s. u.) zuzurechnen wäre, lässt sich kaum ausmachen. Schon eher lässt sich im zweiten Fall Frau B 6 wiedererkennen.

Es sollte hiermit primär gezeigt werden, auf welchen denkbaren Entwicklungswegen sich die durch ‚äußere‘ Faktoren erzwungene Isolation mehr oder weniger direkt durchaus in Einsamkeit umsetzen kann.

So können diese Modelle, deren maßstäbliches Kriterium ja die persönlichkeitspezifische Variable der Anpassungsbereitschaft ist, als polare Hypothesen für weitere Einsamkeitsforschung angesehen werden.

7.4 Verkehrsprobleme, Entfernungen

Nur aufgrund projektexterner Quellen war ich ursprünglich auf den möglichen, ebenfalls den Radius beschränkenden Einfluss ungünstiger Verkehrsverhältnisse aufmerksam geworden

„Ich pack‘ das nicht mehr, dreimal mit der Trambahn umzusteigen.“ (FR vom 19.12.1977),

hieß es einmal.

VON FERBER stellt in einem Vergleich fest, dass in der Gesamtbevölkerung 80 bis 90 PKW auf 100 Haushalte kommen, während knapp 5 Wagen auf 100 Rentnerhaushalte entfallen. Er fordert deshalb und angesichts der Entwicklung des Fahrpreisanstiegs, an den öffentlichen Personennahverkehr keine privatwirtschaftlichen Maßstäbe anzulegen. Die daraus erwachsende Immobilität sei als sozialpolitischer Faktor zu erkennen (zit. in MENNINGER und GÜLICHER, ebd.)

Die Interviews erbrachten nur in zwei Fällen Probleme mit den Verkehrsmitteln. Einmal wurde kritisiert, dass zwei an einer Haltestelle haltende Busse zweier verschiedener Linien nicht zum Umsteigen aufeinander warten, d. h. der hintere Bus, in dem man sich befindet, kommt an, und der vordere Bus, in den man umsteigen will, fährt ab. Dies wäre zwar als praktischer Hinweis an die Verantwortlichen weiterzugeben, hat aber nicht mehr als die Funktion einer kleinen Erleichterung des Alltags durch Zeiteinsparung.

Eine tatsächliche Radiuseinschränkung erfährt dagegen Frau A 3, deren Problem aber primär ein gesundheitliches ist und erst als dessen Folge ein verkehrstechnisches. Ihre

Augen sind nämlich so schwach, dass sie nur noch dahin fährt, wo sie sich auskennt, so dass sie die U-Bahn-Stationen abzählen kann. Ist diese Voraussetzung nicht gegeben, verzichtet sie auf die Fahrt. Sie sagt selbst, dass deswegen das Ausrufen der Stationen für sie unabdingbar ist, wenn sie keine Begleitung hat, was aber in Bussen nur unregelmäßig nach Belieben des Fahrers und in den U-Bahnen oft nur undeutlich geschieht. Da ihr Problem mit Sicherheit keinen Einzelfall darstellt, wären hier dringlich entsprechende Forderungen zu erheben.

In den Interviews nicht erwähnt, wohl aber von den Tagesstättenbesuchern oft beklagt, wurden die diskriminierenden Sperrzeiten der Berliner Seniorenkarten. Sie dürfen alltags nicht vor 9 Uhr und nicht zwischen 15 und 18 Uhr benutzt werden. Viele alte Patienten werden aber von ihren Ärzten zu Terminen vor 9 Uhr bestellt oder müssen so früh kommen, um im Wartezimmer nicht 20 Patienten vor sich zu haben. Ist für den Nachmittag ein Friedhofsbesuch geplant, muss man sich schon mit dem Mittagessen sehr beeilen, will man noch vor 15 Uhr den Rückweg antreten; entsprechend müssen Einladungen zum Kaffee auf die Zeit vor 15 Uhr gelegt werden. In den Tagesstätten wartet man bisweilen ab, bis es 18 Uhr ist, um wieder mit dieser Karte nach Hause fahren zu können. Lassen sich aber trotz allen persönlichen Einschränkungen Termine in diesen Zeiten nicht vermeiden, sind zusätzliche 1,30 DM bei Sammelfahrkarte bzw. 1,50 DM bei Einzelfahrschein pro Fahrt zu den 25 DM zu zahlen, die man doch eigentlich für ‚seine‘ Monatskarte hingeblättert hat. Da man natürlich dann auch wieder nach Hause muss, müssen jeweils zusätzliche 2,60 bis 3,00 DM einkalkuliert werden. In wieviel Fällen auf eine nicht von äußeren Umständen erzwungene Fahrt dann schon lieber verzichtet wird, kann nur vermutet werden.

Einige Male erwiesen sich die geografischen Distanzen zu möglichen Kontaktpartnern als Hindernis. Frau A 1 wohnte nach ihrer Pensionierung ihren Bekannten zu weit weg, so dass sie sich in der Gropiusstadt einsam fühlte. Frau B 5 beklagte, dass wegen der Entfernung telefonisch abzusichernde Besuche einen zu offiziellen Charakter bekommen. Frau B 6 wohnten mögliche männliche Lebenspartner zu weit entfernt. So wirken diese Entfernungen Kontakt erschwerend, können aber bei Bereitschaft zur Mühe des Fahrens und Umsteigens in Berlin optimal überbrückt werden. Denn es darf nicht verkannt werden, dass trotz den oben genannten Mängeln das Berliner ÖPNV-Netz sehr

dich ist und in anderen Städten und auf dem Land mit bedeutenderen Problemen dieser Art gerechnet werden muss.

7.5 Wetter

Darauf, wie weit die Gegentechnik der Spaziergänge oder Ausflüge von gutem Wetter abhängig ist, wurde bereits im entsprechenden Kapitel hingewiesen. Hierzu wurden in sechs Fällen weitere Angaben gemacht.

Danach können auf jeden Fall Regen, kalter Wind, Glätte und Schnee eine außerhäusliche Aktivitäten einschränkende Wirkung haben, aber auch Nebel, der auf die Bronchien schlägt und Atemprobleme verursacht, sowie ein einwöchiger grauer Himmel, der eine „Stinklaune“ bewirkt und zu Hause bleiben lässt.

7.6 Das negative Altersselbstbild

Zunächst unter dem Stichwort ‚Individualisierung‘ war ich Tendenzen der Alten nachgegangen, die entweder ein Selbstständigkeitsbedürfnis betonen, so dass soziale Distanz voneinander geboten scheint, oder die Einzigartigkeit des Einzelnen, also Persönlichkeitsspezifische Eigenschaftsausprägungen, in den Vordergrund stellen, weswegen sie das Potenzial, aus dem mögliche Interaktionspartner auszuwählen wären, als sehr eingeschränkt ansehen. Zwei Protokollnotierungen sollen zunächst verdeutlichen, worum es geht.

Auf eine Frage in der Kreuzberger Diskussionsrunde, warum sich nicht alle Einsamen an den Feiertagen untereinander trafen wurde geantwortet:

„Nein, das haut nicht hin. in den 16 Jahren habe ich das alles schon versucht. Am besten alleine bleiben. Man macht sich eben ein Programm, also das ist meine Einstellung. [...] Dann hat man keinen Ärger [...] Berlin ist so groß, da gibt es so viel zu sehen.“⁵⁹

Gefragt, warum es nicht „hinhaue“:

„Also Sie kommen ja nicht immer mit Leuten zusammen, die einem sympathisch sind. Es kommt ja auch auf die Sympathien drauf an. [...] Wenn man einen sympathisch findet, dann find't man auch 'nen Weg zueinander [...]. Aber wenn man dann gleich auf Ablehnung stößt [...].“ (ExKr)

⁵⁹ Es handelt sich um die 16 Jahre seit ihrer Verwitwung.

Was sich hier im Begriff der „Sympathie“ darstellt, wird von den Alten immer wieder als „Zusammenpassen“ konzeptualisiert und als Grundbedingung für das Entstehen freundschaftlicher Kontakte postuliert. Daraus kann die Vermutung abgeleitet werden, dass diese Anforderung *dann* restringierend wirkt, wenn das „Zusammenpassen“ definitorisch mit sehr hohen oder ausgefallenen Eigenschaftsanforderungen gefüllt wird. Was dabei als ‚hoch‘ und ‚ausgefallen‘ zu bezeichnen wäre, kann natürlich nicht vorab festgelegt werden, sondern wäre ad hoc nach auf der vorwissenschaftlichen Alltagserfahrung der Forscher basierender Evidenz zu entscheiden.

Auf das eventuelle Problem des Autonomieanspruchs, der separierend-kommunikationsfugal wirken könnte, stieß ich aufgrund einer Notiz über eine Diskussion über Alten-Wohngemeinschaften:

„Auch die Möglichkeit gegenseitiger Hilfe [wurde] nicht positiv gesehen; man sei froh, dass man seine Sachen noch in Ordnung halten könne und wolle nicht auch noch die der anderen machen.“ (ExKr),

nachdem schon die Unvereinbarkeit der Individualitäten betont wurde. Und in anderem zeitlichen und räumlichen Rahmen hoben andere Alte in Absetzung von Alten-Wohngemeinschaften lobend die Distanz zwischen Bewohnern im Altenwohnheim hervor:

„Auf diese Weise käme niemand dem anderen in die Quere.“ (ExKr)

Daher wurde die Frage, ob man sich ein Leben in Wohngemeinschaften vorstellen könnte, aufgegriffen und in der doppelten Absicht gestellt, die Wirkung des Autonomieanspruchs zu prüfen (dies ist die Frage, ob man sich für sich selbst ein Wohngemeinschaftsleben vorstellen kann) und ein Bild des allgemeinen Selbstbildes zu gewinnen (die Frage, ob man sich dies für andere oder allgemein vorstellen kann). Beider Teilfragen sollten selbstverständlich Anhaltspunkte dafür liefern, ob hoher Autonomieanspruch oder allzu negatives Selbstbild Restriktionen sein könnten, die soziale Distanz schaffen.

Dass hierbei offenbar von völlig falschen Vorstellungen über Wohngemeinschaften ausgegangen wird (tendenziell mehr statt weniger Arbeit zu haben)⁶⁰, tut hier nichts zur Sache, sondern ist vielleicht sogar positiv, bringt es doch den eigenen

⁶⁰ Zwar wurden von mir beim Ansprechen des Themas zunächst eine Wissensfrage gestellt und nötigenfalls einige Grundinformationen gegeben. Doch muss mit weiter bestehenden Fehlvorstellungen gerechnet werden.

Unabhängigkeitsanspruch und so gegebenenfalls eine individualisierende, tendenziell antisoziale Grundposition provokativ zum Vorschein.

Genauso ist die Tatsache einzuschätzen, dass Wohngemeinschaften ersten eine soziokulturelle Erscheinung jüngsten Datums sind und mit geradezu revolutionären Implikationen auf tradierte und einsozialisierte Wertvorstellungen von idealer Familie, abgeschiedener Privatheit im trauten Winkel, der Keimzelle der Gesellschaft usw. treffen, und dass sie zweitens eine Wohnform relativ engen und relativ steten Zusammenseins mit mehreren Nichtverwandten darstellen und insofern natürlich erhöhte Anpassungsbereitschaft, Flexibilität und Offenheit erfordern. All dies ist ‚geschenkt‘, geht es doch nur um die Hervorlockung von Selbstständigkeitspostulat und Altersstereotypen, die hierdurch unter Umständen sogar erleichtert wird.

Fast durchweg – mit nur zwei Ausnahmen – äußerte jede der Befragten zumindest Bedenken, dass eine Wohngemeinschaft alter Menschen klappen könnte. Zur Begründung wurden Eigenschaften wie Unverträglichkeit, mangelnde Anpassungsfähigkeit, Rechthaberei, Geiz, Egoismus und Herrschsucht genannt, oder es wurde allgemein angenommen, dass die Charaktere zu verschieden seien, die das Altersstereotyp bestimmen und zu der Meinung führen:

„Na, das wird ja was werden! Das wird nie klappen!“ (B 4)

Dieses weitgehend negative Bild wurde bestätigt, wenn allgemein nach den Eigenschaften alter Menschen gefragt wurde; es wurde noch ergänzt durch weitere negative Eigenschaften wie Misstrauen, mangelnde Hygiene usw.

Davon abgesehen, dass eine Frau sowieso Wohngemeinschaftspläne hatte, waren es immerhin sieben Frauen, die trotz ihren Bedenken aufgrund dieser negativen Eigenschaften ein Gelingen des Versuchs unter Umständen nicht ausschließen mochten: wenn man sich kennt, einig ist, sich versteht usw., und wenn man „einzustecken“ bereit ist oder wenn man Schlampige, Intelligente, Musische, Gutmütige, Bösertige usw. trennen und sie homogen zusammenfassen würde.⁶¹

⁶¹ Nebenbei konnte eine Hypothese von einem Kollegen und mir modifiziert werden. Wir gingen davon aus, dass die vermutlich schlechten Erfahrungen aus Bombennächten in den Luftschutzkellern das Bild so negativ prägen würden. Stattdessen belehrte die Forschung dahingehend, dass dort durchweg gute, solidarische Erfahrungen gemacht worden waren, man sich teils dort erst kennenlernte und vielmehr

Demgegenüber nannten nur drei Frauen einige positive Eigenschaften wie Kinderliebe, Schicksalszufriedenheit, Flottsein, Wahrheitsliebe und Reinlichkeit (B 7 – trotz ihren entgegengesetzten Erfahrungen bei ihren ersten Tagesstättenbesuchen!) – zwei weitere Frauen standen dieser Frage unentschieden gegenüber.

Andererseits wurde das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nur ein einziges Mal als Grund dafür genannt, warum für einen selbst so ein Versuch nicht infrage käme – und auch in diesem Fall nicht als ausschlaggebender Grund (der war hier das Bedürfnis nach akustischer Ruhe). In keinem weiteren Fall wurde dieser Aspekt auch nur angedeutet.

Das heißt, für eventuelle individualisierende Restriktionen brauchen die Ursachen vermutlich nicht weiter in Richtung ‚Autonomieanspruch‘ gesucht zu werden. (Was selbstverständlich nicht bedeutet, dass er selbst nicht weit verbreitet existiert).

Diese sind eindeutig weit mehr im fast durchgängig negativen Alters-Autostereotyp zu finden und hier speziell indessen Ausprägung mangelnder Anpassungsfähigkeit (und in deren Folge Streitereien). Damit wäre zunächst eine grundlegende Erkenntnis gewonnen, die in der Tendenz soziale Distanzierung vermuten lässt. Ob sie sich tatsächlich so auswirkt, könnte damit zwar noch nicht generell, wohl aber für diesen Fall aufgrund seines starken Praxisbezuges angegeben werden. Denn dies sind ja durchweg die Gründe, warum Alte Wohngemeinschaften von Alten insgesamt skeptisch gegenüberstehen, so dass diese Einschätzung für sie handlungsleitend genug ist, auch tatsächlich nicht einzuziehen.

Diese negative Merkmalsausprägung im Bild Gleichaltriger überlagert genau betrachtet die Frage der Heterogenität der Individualitäten, die ja hier als Hypothese zur Diskussion stand. Das heißt, wenn sich alle nicht vertragen, weil sich alle nicht anpassen können, dann setzt das zwar voraus, dass alle sehr verschieden sind, sonst wären keine Anpassungen nötig; die Verschiedenheit („nicht jeder passt zu jedem“) *wird*

die nachfolgende Wohnungszwangsbewirtschaftung das Schlüsselerlebnis darstellte. Beide Standpunkte vertraten einmütig die Teilnehmer des VHS-Kurses; Frau A 8 machte dort schlechte, Frau B 7 „blendende“ Erfahrungen, und beide beurteilten Wohngemeinschaften entsprechend.

betont, tritt selber aber in ihrer Bedeutung in den Hintergrund. Insofern kann diese Hypothese indirekt bestätigt werden, doch hat sie an Relevanz verloren, weil die Alten selbst die mangelnde Integrationskompetenz oder -bereitschaft als die ausschlaggebendere Variable betrachten. Aber auch sie hat dasselbe Resultat tendenzieller Distanzierung zur Folge.

Damit ist gleichzeitig noch mal die Frage der Autonomie relativiert, denn die Forderung nach Anpassung beinhaltet idealiter konsequenterweise die Bereitschaft zu teilweiser Einschränkung der eigenen Autonomie.

Allerdings wurde ja nun dieses negative Bild anhand eines Beispiels einer Gemeinschaft auf eher hypothetischer Grundlage quasi mittels eines Projektionstests ermittelt, wenn auch unterstützt durch die allgemeine Eigenschaftsfrage.

Es soll nun noch geprüft werden, ob die Eigenschaftsprofile, die die Alten gegenüber eventuellen neuen Bezugspersonen zur Kontaktvoraussetzung machen, so extravagant sind, dass tatsächlich nur wenige der Gleichaltrigen diese Bedingungen erfüllen würden, so dass die Alten zu Recht die Schwierigkeiten betonen, „passende“ Partner zu finden. Dabei ist es wohlgemerkt selbstverständlich, dass eine Freundschaft nur eingeht, wer das Gefühl hat, zueinander zu passen. Die Frage ist hier nur, warum es den Alten dermaßen schwierig erscheint, diese passenden Partner zu finden. Bei einem 29%igen Anteil über 60-Jähriger in Berlin, was als Zahl rund eine halbe Million bedeutet, und einem nur geringen Anteil wirklich Isolierter kann es selbst bei einigen anzunehmenden gerade auch objektiven Schwierigkeiten nicht so schwierig sein, passende Mitmenschen zu finden, wenn sie nicht aufgrund besonderer Eigenschaften als rar anzunehmen sind. Dies ist die Grundüberlegung.

Die Liste der genannten Eigenschaften (unter Weglassung tautologischer Umschreibungen) weist nun keineswegs so Außergewöhnliches auf, dass der entsprechende Partner nicht relativ leicht gefunden werden könnte:

- ehrlich, offen, sympathisch
- aufgeschlossen, nicht zänkisch, nicht kleinlich

- mit Lust am Reisen und am Theater, in etwa gleiche Rente, um die Reisen mitmachen zu können (!)
- ehrlich, offen, hilfsbereit
- ehrlich, „Mensch sein“
- aufgeschlossen, mit gleichen Ideen, Meinungen, kulturellen Interessen
- gleiches geistiges Niveau, sauber, aufrichtig, zuverlässig
- gefühlsmäßiger Kontakt
- ehrlich, offen, sauber
- heiter, vielseitig interessiert

Wenn nun nicht die Mehrheit der Alten verlogen, hinterhältig, unsympathisch, mürrisch, uninteressiert usw. ist, kann es eigentlich an diesen Anforderungen nicht liegen, dass man niemand „Passenden“ findet.

Das heißt, das gesamte Anforderungsprofil lässt gewisse Schwerpunkte (Ehrlichkeit, Aufgeschlossenheit, Offenheit) erkennen, deren Eigenschaften ja der Selbsteinschätzung der Befragten entsprechen müssen – denn sonst könnte nicht von „Zusammenpassen“ die Rede sein. Da die Auswahl der Untersuchten zwar keinen Repräsentativitätsanspruch erheben kann, aber auch keinerlei völlig unrepräsentative Merkmale aufweist, kann auch von daher vermutet werden, dass diese Eigenschaften in der Gesamtpopulation der Alten repräsentiert sind. Noch viel leichter müsste jemand Passendes gefunden werden können, wenn es nicht einmal um spezielle Eigenschaften geht, sondern ‚nur‘ Sympathie erheischt ist, die auf völlig unspezifizierten Kriterien beruhen kann.

Worin nun auch immer die wahrgenommene Schwierigkeit, den ‚richtigen‘ Partner zu finden, liegen mag – Individualisierung durch unerfüllbare Erwartungen, dass heißt Suche nach Partnern mit Eigenschaften, die so einzigartig sind, dass sie statt vielleicht jeder zehnte nur jeder hundertste Mensch ausweist, scheint nicht der Grund dieser Schwierigkeit zu sein.⁶²

⁶² Hier könnte übrigens *eine* Ursache für die Tendenz zur Cliquenbildung liegen: Man ist froh, endlich einige passende Partner gefunden zu haben und schließt daher die Reihen – aus Angst vor Abwerbung oder Harmonieinterferenz.

Festgehalten werden kann hier also, dass weder das Selbstständigkeitsbedürfnis noch eine Überzeugung von extremer Einzigartigkeit des Einzelnen als Ursachen isolierender Distanzierung in Frage zu kommen scheinen. Zwar wird von den Alten die Verschiedenartigkeit der Menschen durchaus betont, so dass von Tendenzen der Individualisierung gesprochen werden kann; diese treten jedoch in ihrer Bedeutung zugunsten eines besonders durch mangelhafte Anpassungsfähigkeit geprägten, generell negativen Altersselbstbildes in den Hintergrund, das durch aus seinem eher generalisierenden Charakter resultierende Verhaltenserwartungen (und zu vermutende demgemäße kognitive Verzerrungen) restringierend wirken dürfte.

Da die Profile der Anforderungen an eventuelle neue Bekanntschaften keine außergewöhnlichen Ausprägungen aufweisen, müssen den auf langjährigen Alltagserfahrungen beruhenden, von den Alten reklamierten Schwierigkeiten, passende Partner zu finden, andere, unbekanntere Ursachen zugrunde liegen.

7.7 Restriktionen, die erneuter Partnerbindung im Wege stehen

Fragt man, was die Alten hindert(e), sich wieder einen Lebenspartner zu suchen, lassen sich vor allem vier hauptsächliche Problemkomplexe unterscheiden.

7.7.1 Die Befürchtung zu großer Belastung durch Haushaltsarbeit und pflegerische Tätigkeit

Die Abneigung dagegen, aufs Neue „Krankenschwester“ oder „Haushälterin“ spielen zu sollen, wurde in enorm vielen Antworten zum Ausdruck gebracht. In dieser Hinsicht habe man nun „den Kanal voll“ und sei froh, diese Belastungen los zu sein. Dass Männer vor allem *darauf* aus seien, leiten die alten Frauen aus deren in erhöhtem Maße angegriffener Gesundheit in diesem, ihrem Alter ab, wenn es sich um gleichaltrige Männer handeln würde. Jüngere, gesündere Männer dagegen, würden sich „was Jüngeres“ suchen. Und um in ihrem Alter gesunde und ledige oder verwitwete Männer zu finden, sei wiederum die Auswahl viel zu klein – was durchaus den demografischen Verhältnissen entspricht.

7.7.2 Der Mangel an Gelegenheit

Diesem zahlenmäßig geringen Ausgangspotenzial entspricht additiv der von den Frauen beklagte Mangel an Gelegenheiten, unter diesen wenigen potenziellen Partnern jemand Passendes zu finden. So hatten z. B. früher 12-stündige Arbeitstage oder die Pflege der Familie die Möglichkeiten, auszugehen und überhaupt jemanden kennenzulernen, beschnitten. Und wenn man doch einmal jemanden kennengelernt hatte, war dieser Mann wiederum verheiratet gewesen-

7.7.3 Die Kinder

Dreimal machten zumindest *auch* die Kinder einen Strich durch die Rechnung: Einmal passiv, indem die Befragte nicht wollte, dass ein Mann, der nicht der Vater war, die Kinder schlagen würde. Zweimal aktiv, indem die Kinder keinen neuen Vater haben wollten (während sie jetzt sagen würden: „Warum hast du nicht wieder geheiratet?“) oder dagegen waren, dass die Mutter wieder heiratete; deswegen wollte die Mutter mit einer Reisebekanntschaft nur eine freundschaftliche Beziehung eingehen, während dieser Mann wiederum nur mit einer Heirat einverstanden war.

7.7.4 Bindungen an den Verstorbenen und Anpassungsprobleme aufgrund vorgerückten Alters

Hier wird zum Beispiel argumentiert, früher, als man noch jünger war, habe man nicht gewollt – jetzt aber, nach so vielen Jahren, sehne man sich nicht mehr nach einem Mann. Oder es bestehen noch emotionale Bindungen und die Hoffnung, dass er immer noch aus der Kriegsgefangenschaft wiederkommen könnte (!). In diesem Alter könne man sich nicht mehr aufeinander einstellen, heißt es weiter, und es würde automatisch zu Vergleichen mit dem Gestorbenen oder Vermissten kommen.

Es lässt sich also ein ganzes Spektrum von psychischen, familiären und sozialen Gründen feststellen, die eine neue Bindung an einen Mann verhindern. Soziologisch besonders bemerkenswert erscheint mir dabei, wie deutlich die Frauen Opfer der biologisch-demografischen Schere der geschlechtsspezifisch ungleichen Lebenserwartung, aber auch Opfer familiärer oder beruflicher Ausbeutung ihrer Arbeitskraft werden

– ROSENMAYR spricht hier von der „kumulativen“ Benachteiligung alter Frauen (1976, 312) – und wie froh die meisten sind, die Verpflichtungen der lebenslang ausgeübten Haus- und Ehefrauenrolle los zu sein. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass einige andere sich eine freundschaftliche Bindung schon noch vorstellen könnten, aber keineswegs wieder heiraten würden.

7.8 Kontrastierung

Die bereits unter den Gesichtspunkten der Sonn- und Feiertage, der Wirkungen und der Gegenmaßnahmen besprochene Erscheinung der Konfrontation mit Ehepaaren oder ganzen Familien muss auch hier noch einmal genannt werden. Denn es muss doch als starke Behinderung meines Versuchs, gegen meine Einsamkeit etwas zu unternehmen, angesehen werden, wenn ich „unter Menschen“ gehe und dann feststelle, dass ich mir meiner Einsamkeit nur umso schmerzlicher bewusst werde und mich erst recht einsam fühle, so dass ich wieder den Heimweg in meine „vier Wände“ antrete.

7.9 Die Bedeutung homogenen Familienstands

Darauf, dass die Frage, ob eine Frau verheiratet oder verwitwet ist, eine Beschränkung möglicher Interaktionspartner für Witwen darstellen könnte, stieß ich durch die Aussage einer Frau bei MENNINGER und GÜLICHER. Sie begründete die Tatsache, dass sie sich mit niemandem richtig aussprechen könne, damit, die meisten seien „noch verheiratet, haben Männer“. Diesen Umstand machte sie für die erlebte Oberflächlichkeit ihrer Kontakte verantwortlich. Das Pretest-Interview bestätigte dies zunächst mit der Begründung, dass verheiratete Frauen sich in erster Linie für ihren Mann interessierten, sich dadurch nicht so ungebunden treffen könnten und ihm alles gleich weitererzählen würden. Dass es im Verhältnis zu verheirateten Frauen Probleme gibt, wurde von den Damen neunmal berichtet – davon aber allein sechsmal mit Problemen der Eifersucht. Stellvertretend berichtet Frau A 1:

„Und wissen Sie, ich schließe mich auch nicht an Ehepaare an, denn das hab' ich auch bemerkt, weil die Frauen immer denken, man will sich an den Mann ranmachen, und ich suche nur Freundschaften, nur Frauen, denen es genauso geht wie mir.“

Auch für die anderen Frauen, die hier schlechte Erfahrungen berichten konnten, waren diese dergestalt handlungsleitend, dass sie auf der Suche nach eventuellen neuen Bekannten darauf achteten, es ebenfalls mit Witwen zu tun zu haben.

Gegenüber diesem völlig unerwarteten Ergebnis, dass die vorhandenen Interaktions-schwierigkeiten zwischen Ehepaaren und Verwitweten vor allem in Eifersucht bestehen, traten andere Begründungen des Problems wie Selbstgenügsamkeit des Paares (dass es kaum ansprechbar sei, weniger Zeit, andere Interessen habe) oder Hemmungen, ein Paar einzuladen, das sich gegenüber einer einzelnen Frau verpflichtet fühlen könnte, weit in den Hintergrund. Die erwartete Begründung, sich als ‚fünftes (hier: drittes) Rad am Wagen‘ zu fühlen, wurde überhaupt nicht genannt.

Quantitativ wird dieses Problem allerdings weniger Gewicht haben, sind doch 56,5 % aller über 65-jährigen Berlinerinnen Witwen⁶³, so dass, wenn man noch 21 %⁶⁴ für Ledige und Geschiedene aufschlägt, von drei Vierteln Alleinstehender und nur einem Viertel Verheirateter ausgegangen werden muss. Problematisch könnte die Lage daher für Frauen werden, die in ihrem näheren Bekanntenkreis nur Paare kennen und noch keinen Zugang zu Gruppen von Schicksalsgenossinnen gefunden haben.

So ist eine Forderung nach „wünschenswerter Solidarität zwischen der verheirateten Frau und der alleinstehenden“ von WAGNER-SIMON (1967, 209f.) zu begrüßen, dürfte jedoch in der Realität scheitern:

„Man sollte es sich [...] zu einer Regel machen, keine Ehepaars-Einladung zu geben, ohne eine alleinstehende Frau mit dazu zu laden. Ich glaube, ich mute den verheirateten Frauen und den Ehemännern damit nicht zu viel zu.“

Leider doch.

7.10 Hemmungen

Als weitere wesentliche Fessel in der Einsamkeitsbewältigung sind Hemmungen verschiedenster Art anzusehen, worauf die Teilnehmerschaft des Kurses immer wieder hinwies.

⁶³ Errechnet laut Auskunft des Statistischen Landesamtes Berlin für 1978.

⁶⁴ BLUME 1974, 13.

1. Auf die Angst vor Enttäuschungen ist bereits bei Behandlung des ideellen Mittels der Durchhalteparolen hingewiesen worden. Dort wurde gefragt, wie oft man Absagen verkraften kann, bis man weitere Versuche aufgibt. Wenn diese Angst verstärkt und stärker als das Einsamkeitsgefühl wird, kommt es nach FROMM-REICHMANN zu chronischer Einsamkeit. Umgekehrt folgert SULLIVAN aus geglückter Überwindung der Ansprechhemmung, dass das Gefühl der Einsamkeit stärker war als diese.

Diese befürchteten Abweisungen können begründet werden

- a. durch ein verunsicherndes negatives Selbstbild: „Mit so Alten will auch nicht jeder was zu tun haben“.
- b. durch die Angst, ungelegen zu kommen, also vor Belästigung, sei es situationsabhängig, sei es überhaupt, mit seinem Problem nicht belästigen zu wollen.

„The older person is apt to feel unsure that he is wanted and therefore finds it difficult to make friendly overtures.“ (WILLIAMS, ebd., 184)

2. Es kann zu einer Angst antizipierter Trennungshemmung kommen, wenn der Kontaktversuch ergab, dass man nicht zueinander „passte“. Trennt man sich dann wieder, wird die Peinlichkeit eventueller täglicher Begegnungen gefürchtet.
3. Schließlich sind hier die typischen Schwellenängste zu nennen, die der Neuling bei den ersten Besuchen einer Tagesstätte aktualisiert und die, wie gezeigt werden wird, einen substanziellen Hintergrund haben.

7.11 Die „Cliques“ in den Tagesstätten

Es war unter dem Stichwort der Orte, an denen Einsamkeit erfahrbar wird, gezeigt worden, dass sie, besonders von ‚Neuen‘, auch in den Tagesstätten erfahren wird. Durch schroffe Abweisung wie Lügen, dass Stühle schon besetzt seien oder, wie aus einem Arbeitspapier des Projekts hervorgeht, durch Nahelegen, es doch lieber in einer der Wohnung der Neuen nähergelegenen Tagesstätte zu versuchen, fühlt sich der

Neuankömmling gegenüber den „Cliques“ als „drittes Rad am Wagen“ [sic!] (ebd.), als „Aussätzig“ (B 7) oder als „armer Sünder“ (eine Frau, die dies vom Hörensagen weiß (!), in einem Straßeninterview).

Es kommt zu schockartigen, traumatischen Gefühlen, die tendenziell in Resignation und Rückzug münden und die Einsamkeit stabilisieren bis verstärken; in unglücklichen Fällen werden sie vermutlich begleitet von Interpretationen im Sinne von eigenem Versagen, Schuldvorwürfen und dem bestärkten Gefühl, es komme eben niemand mit einem klar. Wird die Neue nur innerhalb einer Tagesstätte in eine Warteposition gedrängt, d. h. lässt sie sich nicht gänzlich vergraulen, markiert diese Position – allein an einem Tisch – für alle sichtbar ihren Status. Nun gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder die Neue findet Leidensgenossinnen und versucht mit diesen eine „Solidargemeinschaft der ‚Ausgeschlossenen‘ zu gründen“ (PAWLETKO 1979, 60) oder es erbarmt sich doch eine Besucherin oder Betreuerin ihrer. Das Erste ist relativ unwahrscheinlich, da sich selten zur gleichen Zeit mehrere Neue einfinden werden, ist also dem Zufall überlassen. Eine Betreuerin wird eine Neue noch am ehesten ansprechen; dafür, dass eine Besucherin sie anspricht, ist Voraussetzung, dass die Neue deren verstoßene Musterung besteht, d. h. ihr Leiden so weit verbirgt, dass sie nicht schon durch ihr äußeres Bild schlimmste Befürchtungen einer mit Beschlag belegenden Hilfserwartung erweckt.

Das Paradoxon liegt auf der Hand: Die Tagesstätten sind mit einem gegen Vereinsamung zielenden und Kommunikation ermöglichenden Auftrag versehen; der einsame Mensch gibt sich in diesem Bewusstsein in Überwindung vielfältiger Ängste, Hemmungen usw. vor der unbekanntem Situation einen Stoß und überwindet diese Hemmungen. In der Tagesstätte stellt er fest, dass diese vollauf berechtigt waren, und seine schlimmsten Befürchtungen werden unter Umständen sogar noch übertroffen. Dabei sind die Verursacher diejenigen, die in der Regel einmal Leidensgenossinnen waren, also hervorragend in der Lage sein müssten, sich in die Situation der Neuen versetzen zu können.

Es wäre aufschlussreich, die Ursachen dafür, dass dies nicht so ist, näher zu erforschen. *Eine* solche Ursache wäre mit Sicherheit in der Altersdifferenzierung der

Besucherschaft zu suchen. Man kann zwei Teilgruppen unterscheiden, die in der amerikanischen Literatur neuerdings als die „young old“ und die „old old“ bezeichnet werden (z. B. von NEUGARTEN 1975, reprint 1978). Frau A 2 berichtet von ihren Erfahrungen: Sie wurde von der Leiterin der Tagesstätte zunächst an einen Tisch mit „ganz Alten“ gesetzt (über 80-Jährigen, wie sie erklärt).

„Ich war damals 67 und die waren schon 82, also da ist der Altersunterschied schon ein bisschen zu groß. Die liegen ja nun noch um 1900, da habe ich ja noch gar nicht gelebt. Die Leute haben *noch* weniger erlebt, lebten *noch* sparsamer, die haben gelebt, um zu arbeiten, und ich arbeite, um zu leben. Und die Generation hat das nicht. Und von Kaiserzeit und so – seh'n Sie mal, da war ich 'n Baby ...“.

Auch die Bildungsdifferenzierung wird von ihr angesprochen, festgemacht an der Möglichkeit einer Auseinandersetzung über Politik, Theater, Religion. Da jedoch meine Einschätzung hier dahin geht, dass das Gros der Besucher in diesem Sinne keine Gesprächspartner wären, die Besucherschaft also auf niedrigem Niveau weitgehend homogen ist, dürfte es sich hierbei um Probleme einer kleinen Minderheit innerhalb der Gruppe der Neuen handeln. Dennoch ist auch dies ein Maßstab für die Alten, an dem sie messen, ob man zueinander „passt“.

Weitere Ursachen könnten darin liegen, dass es aufgrund einer ihrerseits erklärungsbedürftigen ‚Blindheit‘ nicht zur erforderlichen empathischen Perspektivübernahme kommt oder dass es zu ihr kommt, aber aufgrund zusätzlicher Faktoren die handlungskonsequente Umsetzung ‚blockiert‘ ist. Oder, wahrscheinlicher noch, könnte es sein, dass es aufgrund von Trennungs- und Harmoniezerstörungsängsten die Reihen so bewusst geschlossen werden (auf allgemeiner Ebene wäre hier das Erklärungspotenzial altersspezifischer Innovationsresistenzen auf seine Brauchbarkeit hin zu überprüfen) – das Endergebnis sind jedenfalls verhärtete Strukturen der Insider, die aufzubrechen oder in denen auch nur einen Durchschlupf für einen Einstieg zu finden, dem Outsider gerade aufgrund der Spezifika, die dieser Rolle anhaften, nämlich totaler Unkenntnis der Eigenperspektive der Gesamtgruppe, schier unmöglich erscheinen muss.

Es wäre zu fragen, ob hier langfristig ‚Umerziehungsmaßnahmen‘ praktikabel wären, wie sie eine im Forschungsprojekt interviewte Dame fordert:

„Man sollte die Senioren, die hier regelmäßig sitzen, mal 'nen bisschen Nachhilfeunterricht geben, wie das so aussieht, wenn da 'nen Neuer kommt. Damit zumindestens ein, zwei Personen dabei sind, die dann sehen: ‚Halt, da kommt einer, der ist unsicher‘, dass sie den ansprechen und sagen: ‚Möchten Sie gerne ...‘ und so. Wär' das nicht richtig? Als wie nur diese Feindseligkeit, die da aufgebaut ist. [...] So was kann man

sich doch aneignen, das muss man gar nicht in sich drin haben, kann man doch lernen, nich'?"

Bleibe die Frage, ob es dem Neuen viel nützt, wenn es nur gelernt ist. Wie praktikabel auch immer dies sein mag, es soll hier als eine denkbare Lösungsmöglichkeit festgehalten werden. Sie hat für sich, dass sie bei den ‚Verursachern‘ ansetzt. Aber schon hier ist die Rolle der Leiter und Betreuer angesprochen. Sie wären es ja, die diesen „Nachhilfeunterricht“ zu geben hätten, was ihre eigene Professionalisierung voraussetzt. Aber auch vor dieser Möglichkeit muss hier den Institutionen, die die ehrenamtlichen Betreuer und die hauptamtlichen Leiter einsetzen, also meist den Verbänden der Freien Wohlfahrtspflege der Vorwurf gemacht werden, diese Helfer nicht für diese ja objektiven Anforderungen dieser Rolle zu schulen, geschweige zu supervisieren, so dass sie entweder nicht einmal für die Situation Neuer sensibilisiert werden oder zumindest dem Umgang mit ihr hilflos gegenüberstehen. Viele der von den Interviewten geäußerten Berichte über die zum Teil unmögliche Ignoranz des leitenden oder betreuenden Personals sprechen zu Recht eine vorwurfsvolle Sprache. Dass die hier zu leistende Aufgabe, nämlich für den Neuling einen ‚passenden‘ Tisch zu finden und beim Aufknacken seiner harten Schale zu helfen, schwierig ist, wird nicht verkannt, ist aber doch zu den minimalen Hilfsangeboten gegenüber neuen Besuchern zu rechnen, die auf die der Eigenperspektive der Besucherschaft viel näher stehende Perspektive der Betreuerschaft ‚leihweise‘ angewiesen sind.

Beide Vorschläge laufen also auf Schulungsprogramme hinaus, wobei es zweifellos einleuchtend ist, zuerst die Multiplikatoren schulen zu müssen, die dann ihrerseits sich der Besucherschaft anzunehmen hätten. Dieses ‚Annehmen‘ heißt also zweierlei und daher müsste die Schulung zweigleisig ausgerichtet sein:

- a. Direkte Einführung neuer Besucher
- b. Schaffung offener Strukturen in der Besucherschaft, die die Integration erleichtern, und Anleiten der Besucherschaft, ihrerseits neue Besucher einzuführen.

Eine weitere Maßnahme bestände meines Erachtens darin, die vorhandenen Besucher auf wenige Tage in der Woche zu konzentrieren zu versuchen, so dass der vorhandene Raum und mit ihm die Tische tageweise frei würden. Dann könnte man mit den Neuen der letzten Zeit und per öffentlicher Bekanntmachung mit allen derzeit am

Neueintritt Interessierten eine Gruppe bilden, die sich dann *gemeinsam* die Tagesstätte erschließt. Der Vorteil dieser Vorgehensweise besteht darin, dass das Privileg, als erste dagewesen zu sein, neuen Kreisen erschlossen wird, d. h. sich Kontakte unverzerrt ‚im freien Spiel der Kräfte‘ mit symmetrischen Chancen entwickeln könnten. Die Nachteile liegen zum einen darin, dass es schwierig durchzuführen sein wird, die angestammte Besucherschaft auf die wenigen Tage zu konzentrieren; zudem würden sich so lediglich neue ‚Stämme‘ entwickeln, die Sache wäre also nicht von Dauer und im Endeffekt würde lediglich der Kreis der Gesamtbesucherschaft erweitert.

Vielleicht könnte diese Maßnahme aber flankiert von sozialpädagogischen Modellen, die für einen ständig offenen, fließenden, integrierenden Gruppenprozess zu sorgen hätten, die Chance eines doppelten Neubeginns schaffen.

Bis solcherlei Innovationen realisiert würden, wäre als vierte Möglichkeit jener ganz praktische Tipp mehrerer Damen aufzugreifen, die Tagesstätte beim ersten Mal nicht allein aufzusuchen, sondern in Begleitung, und zwar möglichst einer Schon-Besucherin. Für die Brauchbarkeit dieses Tipps spricht, dass zwei der Damen, die durch Bekannte eingeführt wurden, problemlos integriert wurden. Doch reicht schon die reine Empfehlung einer Bekannten, wenn diese selbst nicht präsent ist, wie wir sahen, nicht mehr aus. Die einzige Crux liegt hierbei darin, dass das bereits durch seine Kontakte zur Gruppe privilegierte Mitglied in der Position ist, entscheiden zu müssen, ob die Bekannte, die eventuell mitzunehmen wäre, zur Gruppe „passt“. Dies wird das Gruppenmitglied anhand der ungeschriebenen ‚Satzung‘ der Gruppe, also jenen Werthaltungen und Regeln, die sich in der Gruppe bisher als Konsens herausgebildet haben, tun. Eine Primärregel dürfte die Forderung der Bereitschaft sein, sich diesem Gruppenkonsens anzupassen. Am 25.06.1978 trug ein Leserbrief einer alten Frau in der Berliner Morgenpost die Überschrift: „Wenn man sich einordnet, hat man auch seine Bekannten und Freunde“, und wir haben bei der Behandlung der Frage der restringierenden Bedeutung des negativen Altersselbstbildes gesehen, welch einen hohen Stellenwert die Alten primär der Frage der Anpassungsfähigkeit einräumen. Dazu kommen jene Eigenschaften, die von den Mitgliedern repräsentiert werden und im Zusammensein besonders gruppenkonstituierend und -aktivitätssteuernd zum Tragen kommen. Der Outsider unterliegt also nicht nur allemal bei Strafe seiner Nicht-Aufnahme in den

Kreis dem beschriebenen Anpassungsdruck, sondern das Mitglied entscheidet, ob der Bewerber überhaupt die Chance erhält, mit der Gruppe in Kontakt zu treten und also sich zu ‚bewähren‘. Daher sind auch in diesem Fall die Kontaktchancen und das ‚Anti-Einsamkeits-Potenzial‘ asymmetrisch zugunsten dessen verteilt, der bereits Kontakt hat.

Ganz Couragierte können natürlich auch mit einer Art Krisenexperiment auf Kollisionskurs gehen, wie es eine Frau in den erwähnten Straßeninterviews schilderte:

„Ich komm‘ dahin, da ist eine Clique, die ist schon ewig da, sicher. Sicher! Ich setz‘ mich am Tisch. Die sind da so beim Kartenspiel, und da sagt die eine: ‚Der Stuhl hier ist besetzt!‘. ‚Natürlich‘, sag‘ ich, ‚da sitz‘ ich doch drauf, seh‘n Sie das nicht?‘ ‚Nein‘, sagt sie ‚da kommt eine!‘ ‚Ja‘, sag‘ ich, ‚da sind doch noch mehr Stühle, nich? Oder sind das keine Stühle? Kann sich doch dahin setzen. Ich bin doch früher hier, nich? Ich setz‘ mich hierhin‘.“

Halten wir fest, dass eine aus „Cliquen“ gebildete, verkrustete Binnenstruktur der Tagesstätten deren Zweck zuwiderlaufend sich für den, der seine Einsamkeit dort zu vergessen versucht, als Restriktion erweist.

7.12 Restriktionen, die die Übernahme einer Arbeit verhindern

Ich fragte die Teilnehmerinnen des Kurses, welche Gründe aus ihrer Sicht bestehen, die gegen die Übernahme einer Erwerbstätigkeit sprechen. Hier wurde zunächst argumentiert, dass es schon vom Arbeitsmarkt her undenkbar sei, dass alte Frauen überhaupt etwas finden – etwas zu finden, was auch noch Spaß macht, sei gleich vollends utopisch. Dieser Hinweis, dass es ja etwas sein könnte, das man gerne tue, wurde von mir eingegeben, um die Vorstellung von Arbeit ihrer Assoziation von lästiger Pflicht zu berauben. Vor allem wurde ‚Arbeit‘ von den Teilnehmerinnen gegen ‚Beschäftigung‘ abgegrenzt, die als freiwillig definiert wurde und deren Übernahme man sich unter Umständen vorstellen konnte. Besonders wurde hier der Doppelleffekt einer helfenden Aufgabe hervorgehoben, die zur Befriedigung durch Beschäftigung an sich auch noch die Freude, einem Menschen geholfen zu haben, einbringe.

Zusammenfassung

Versucht man, die Fülle der möglichen Widerstände, auf die die Alten bei ihren Versuchen, ihre Einsamkeit zu bewältigen, stoßen können, zu ordnen und zu gewichten, so müssen allem voran eine ausreichende Ausstattung mit finanziellen Mitteln, die erst,

wenn sie über das Existenzminimum hinausgeht, den zur Kontaktpflege unabdingbaren Spielraum gewährleistet, und besonders eine optimale Gesundheitsvorsorge als Grundvoraussetzungen für ein kontaktchancenreiches Leben im Alter genannt und die entsprechenden Forderungen erhoben werden. Insbesondere mangelhafte Gesundheit erwies sich in Form etlicher, Kontaktmöglichkeiten beschneidender Folgeprobleme in dieser Arbeit als multiples Handicap.

Als geringer zu veranschlagende Probleme erwiesen sich die Verkehrsverhältnisse und schlechtes Wetter. Sie wirkten nur in Ausnahmefällen so, dass auf außerhäusliche Aktivitäten verzichtet wird. Doch halten trotz einem nur in zwei behindernd wirkenden Punkten kritisierten Verkehrssystems allein schon die räumlichen Entfernungen von Besuchen ab.

Die Gründe, die davon abhalten, Maßnahmen zu ergreifen, die im vorhergehenden Kapitel als Möglichkeiten genannt wurden, Einsamkeit radikal-prophylaktisch zu verhindern, sahen die Alten im Falle der Übernahme einer Erwerbs- oder ehrenamtlichen Tätigkeit in der Arbeitsmarktlage, wiederum in gesundheitlichen Behinderungen oder allgemein in der Abneigung, aufs Neue mit Zwang und Disziplin behaftete Verpflichtungen zu übernehmen. Freiwilliges, unverbindlicheres Engagement dagegen wurde von ihnen nicht ausgeschlossen. Im Falle neuerlicher Partnerbindung werden aufgrund demografischer Faktoren ebenfalls die Chancen als gering erachtet, einen Partner zu finden. Zudem wurde die auf ihrer geschlechtsrollenspezifischen Lebenserfahrung beruhende Antizipation erneuter Ausnutzung für haushälterische oder pflegerische Bedürfnisse eines Mannes häufig als Grund dafür angeführt, Abstand von solchen Plänen zu nehmen.

Solche mit Sicherheit auch in der objektiven Welt jenseits subjektiver Wirklichkeitskonstruktion vorfindbaren Faktoren restriktiver Ressourcenknappheit, gepaart mit auf lebensgeschichtlicher negativer Erfahrungskumulation beruhenden bioprospektiven Entscheidungen, lassen nur wenig Aussicht auf Verwirklichung sozialutilitärer und/oder interaktioneller einsamkeitsprophylaktischer Reintegrationsmöglichkeiten übrig. Dagegen lassen sich bei einer Reihe weiterer Hemmnisse durchaus einige – in den Abschnitten nur zum Teil ausgeführter – sozialpädagogische Maßnahmen

denken, die geeignet wären, diese Widerstände zu minimieren und somit Selbsthilfemaßnahmen des Einzelnen zu fördern.

Da wären zunächst solche Widerstände zu nennen wie die, dass die alte und einsame verwitwete Frau in der Regel schlechte Erfahrungen mit Beziehungen zu Ehepaaren macht, meist konstituiert durch Eifersuchtsspannungen, aber auch ohne solche wird die erfahrene Intensität der Kontakte als unbefriedigend erfahren. Hier wäre an eine verstärkte Einrichtung von Witwenselbsthilfegruppen und Witwenberatungszentren zu denken.

Als zweites soziales Gefüge, von dem Erleichterung erhofft, aber unter Umständen das Gegenteil erfahren wird, sind hier die Tagesstätten zu nennen, deren in Cliques verkrustete Binnenstruktur die Erschließung einer neuen Bezugsgruppe erschwert, wenn nicht verhindert. Hier sind Maßnahmen zur Aufweichung dieser Kruste im Sinne einer rezeptiven Gruppenstruktur, aber auch zur Einführung eines Neulings dringend geboten.

Hier erfahrene Zurückweisungserlebnisse bilden die Nahrung von intrasubjektiven Hemmungen aller Art, besonders der Befürchtung, einen möglichen Gesprächspartner zu belästigen, abgewiesen zu werden oder den Kontakt bei Nichtgefallen nicht wieder auflösen zu können. Hier wäre an ein Interaktionstraining zu denken, das auf der einen Seite Selbstwertgefühl steigert, auf der anderen Techniken an die Hand gibt, die gefürchteten Situationen zu meistern.

Schließlich, schwieriger und gesamtgesellschaftlich ausgreifend, wären Maßnahmen einzuleiten, die schrittweise das allzu negative Autostereotyp der alten Menschen zu modifizieren hätten, das sich besonders in seiner Ausprägung als mangelhaft eingeschätzter Anpassungsfähigkeit der Altersgenossinnen da restringierend auswirkt, wo es um die Verwirklichung einer dauerhaften Bindung an eine relativ altershomogene Gruppe gehen würde, wie im Falle von Altenwohngemeinschaften. Auch wäre diese Variable noch genauer dahingehend zu untersuchen, inwieweit auch die Vermutung geringer Fähigkeit, von der individuell je spezifischen Eigenschaftsausprägung Abstriche zugunsten eines Gruppenkonsens' zu machen, zur Bildung von Cliques beiträgt.

Um dieses Ziel der Veränderung des Selbstbildes zu erreichen, müsste vermutlich zweigleisig verfahren werden, und zwar einmal durch systematische Herstellung von Erfahrungssituationen positiver psychischer Flexibilität anderer Alter, die als Lernprozess aufgebaut werden, zum anderen generationsübergreifend durch allgemeine Transformation des Heterostereotyps, das als auf das Selbstbild ausstrahlend anzunehmen ist, da sonst positiven Ansätzen innerhalb der alten Generation bei Konstanz eines negativen Fremdbildes systematisch das Wasser abgegraben würde. Um diese Forderung hier nicht als allzu allgemeinen Appell stehenzulassen, aber auch nicht den Kontext dieser Zusammenfassung zu sprengen, sei hier als *ein* Beispiel eines praktischen Ansatzes die Veränderung des Fremdbildes durch die Alten selbst in bewusster, politisch sich profilierender Arbeit für die Verbesserung der eigenen generationstypischen Lebenssituation genannt.

8. Erklärungsversuche von Einsamkeit durch die Alten

Wenn Einsamkeit im Alter aus Sicht der Betroffenen untersucht werden soll, kommt deren eigenen Erklärungen des Phänomens naturgemäß ein besonderer Stellenwert zu. Als kompetente Angehörige ihrer Lebenswelt summieren die Alten im Laufe ihres Lebens eine Fülle von Erfahrungen und Beobachtungen, die sie interpretieren, bewerten und untereinander und mit ihrer eigenen Situation in Beziehung setzend zu Erklärungen für sich ausarbeiten, die sie rückwirkend befähigen, sich in ihrer Lebenswelt, aus der diese stammen, zu orientieren. Zwar sind die Alten als Lebensweltangehörige bereits insgesamt vor dem nur gastweise teilnehmend-beobachtenden Forscher durch ihre größere und ständige Nähe zum zu erklärenden Phänomen privilegiert. Doch ist zu unterscheiden, ob sich solche Alltagstheoriefragmente aufgrund eigener oder beobachteter Betroffenheit anderer zu einem Deutungsinstrument verdichtet haben. Dem liegen nämlich zweierlei Interpretationsvorgänge zugrunde: Einmal werden die Konstituenten der eigenen Lage aus ihrer biografischen Genese heraus analysiert; im anderen Fall wird zunächst ein anderer Mensch aufgrund des bereits vorhandenen Deutungsfundus' als einsam typifiziert (wenn er es nicht selbst sagt) und sodann wird dieser je spezifische, auf jeden Fall aber heteronome Fundus auf Erklärungsmöglichkeiten hin abgefragt, die für diesen Fall zutreffen könnten, wobei dies erstens von der Fülle, Art usw. der vorhandenen Erklärungsmöglichkeiten abhängt und zweitens auf

einige Spekulationen zur Gestaltschließung zurückgegriffen werden muss. Im Zuge solcher typifizierender Interpretationsprozesse können sich im Falle der Fremdeinschätzung stereotype Deutungsmuster herausbilden, die einerseits den Erklärungsfundus einengen, andererseits routinisierte Anwendbarkeit ermöglichen.

Erklärung aus der Nichtbetroffenheit heraus bedingt jedoch nicht zwangsläufig eine geringere Validität, greift doch hier dasselbe Prinzip ergänzender relativierender Außenperspektive wie auch beim Forscher gegenüber den Untersuchten: Die Ursachen ihrer Einsamkeit können den Betroffenen aufgrund ihrer zu großen Nähe am Problem verborgen bleiben, der Außenstehende kann sie sehen. Selbstverständlich ist auch der umgekehrte Fall denkbar, dass der Beobachter von außen nur die Erscheinungsform registriert und ihm weitergehende Analyse verschlossen bleiben muss.

8.1 Erklärungen Nicht-Einsamer, die die Ursachen beim Einsamen suchen

Das eine der beiden am weitesten verbreiteten Deutungsmuster, mit dessen Hilfe die Alten sich Einsamkeit erklären, kann durch die folgenden aus den verschiedensten Quellen stammenden Äußerungen beschrieben werden:

- „Es liegt eben an jedem selbst, was er draus macht.“
- „Das muss doch an den Menschen selbst liegen.“
- „Einer schafft es und ein anderer schafft's nicht.“
- „Es liegt an den Leuten selber: wer sich isoliert, der bleibt isoliert.“

Es soll nun untersucht werden, wie diejenigen Befragten, die ebenfalls diese Meinung vertreten, diese begründen und wer sie sind.

Da ist zunächst Frau A 6, die meint, es komme auf den Menschen selber an, und zwar, wie er „veranlagt“ sei. Wenn jemand „schwermütig“ sei, dann könne er schon einsam sein. Auch „Schüchternheit“ als fehlenden „Mut, freiwillig irgendwo hinzugehen“, nennt sie.

Für Frau A 3 ist Selbstausschluss die Begründung:

- „Wenn man sich von allem ausschließt. Man muss sich auch an was beteiligen.“

Eine umfassende Erklärung hat Frau A 4, die sofort betont, dass man ja nicht unbedingt einsam sein müsse, denn es werde ja heute im Gegensatz zu früher sehr viel

getan. Diese Unnötigkeit von Einsamkeit begründet sie explizit mit der Quantität und Vielfalt bestehender Angebote: Sie nennt Theaterangebote sowie Busfahrten und Reisen und schließt auch gleich an, dass die Teilnahme auch für Minderbemittelte heute kein Problem sei. Durch diesen ganzen Gesprächsteil zieht sich wie ein roter Faden der erwähnte Gegensatz zwischen heute und früher, so dass der sachliche Bezugspunkt ‚Angebotsstruktur‘ durch den zeitlichen Bezug auf die Gegenwart ergänzt und untermauert wird: angesichts der ‚heutigen Angebote‘ brauche niemand einsam zu sein. Zwar auch im Rahmen dieses Zeitgegensatzes, aber mit gegenteiliger, die Situation im Alter erschwerender Konsequenz räumt sie von sich aus ein, heute habe man es insofern schwerer, als es früher „bis ins hohe Alter das Familienleben“ gab, das es heute nicht mehr gäbe, da „die Welt sich umgestellt“ habe. Diese Antithese bleibt jedoch rezessiv, da es zwar besser sei, wenn eine intakte Familie vorhanden sei, man aber auch ohne Kinder nicht direkt einsam zu sein brauche.

Da, wo nun Einsamkeit doch vorhanden ist, sieht sie sie als Folge mangelnder Anpassungsfähigkeit. Sie vermutet sie als „aus dem Seelischen heraus bedingt“, ist sich da aber nicht sicher. Nach einer Erklärung hierfür befragt, antwortet sie mit weiteren Synonymen, die aber zum Teil durchaus ergänzend umschreiben, was sie meint. Danach haben einsame Menschen folgende Eigenschaften:

- „innerlich nicht [zu] wissen, wie sie sich verhalten sollen“,
- –, was sie tun sollen,
- „können sich nirgends anpassen“, hineinfühlen,
- befassen sich gar nicht erst mit den Angeboten,
- lehnen von vornherein ab,
- von ihnen „gefundene“ Menschen müssen nur für sie selbst da sein, belegen also mit Beschlag,
- sind rechthaberisch
- manche sind regelrecht „Außenseiter“.

Als Belege für die ablehnende Haltung zitiert sie Äußerungen, die sich auf das Angebot ‚Tagesstätte‘ beziehen, und sowohl das Negativ-Image der Tagesstätte und dessen Ausprägung unter Teilen der Seniorenschaft als auch dessen Kontrastfunktion für die Aufrechterhaltung des jeweiligen Selbstbildes und hierüber der Selbstachtung

erhellen: so sei ihr einmal gesagt worden, sie solle doch nicht zu „den alten Weibern“ gehen, andere hätten gesagt, da gingen sie doch nicht hin, denn so alt fühlten sie sich noch nicht.

Als einsam erwähnt sie Behinderte und hier einen konkreten Fall im Haus.

Frau A 4 begründete also ihre Meinung der geringen Verbreitung von Einsamkeit, speziell gefärbt als Überflüssigsein der wenigen vorhandenen Fälle, massiv mit den heutigen Angeboten, so dass die Erklärung vorhandener Fälle notwendig Gründe im ‚Trotzdem‘ suchen muss. Diese findet sie, wie dargestellt, im Einsamen selbst.

Auffallend parallel hierzu ist die Erklärung von Frau A 7, die mit Frau A 4 keinen Kontakt hat. Auch sie meint, dass Einsamkeit nur gering verbreitet sei. Sie überlegt:

„Die haben doch jetzt – sind se doch schon so sehr viel beschäftigt viele. Seh’n se mal, die haben doch jetzt die Tagesstätten, denn Ausflüge; na also, für die Schwerbehinderten, für die isses schwerer.“

Zunächst muss festgehalten werden, dass Frau A 7 die von ihr vermutete geringe Verbreitung an den vorhandenen Angeboten festmacht, wie dies auch Frau A 4 tut. Ebenfalls wie Frau A 4 lässt sie als Ausnahme Schwerbehinderte gelten, schränkt aber auch diese Möglichkeit wieder ein, denn auch Rollstuhlfahrer seien mit auf die Dampferfahrt genommen worden, die sie gerade gemacht hatte. Daran zeigt sich, dass bei ihr auch die mögliche Einsamkeit Behinderter über die Teilnahmemöglichkeit an Angeboten definiert ist, diese also das dominante Argument darstellt. Sie fährt fort:

„Ich finde immer: Wer heute einsam ist, der hat selbst Schuld, nicht? Es gibt doch Leute, die können sich nirgends anpassen, das gibt’s doch auch, nicht? Die keinen Anschluss finden können – für die isses ja schlimm, nicht?“

Eine um Präzisierung bittende Nachfrage erbrachte:

„Die haben keine Kontaktmöglichkeit, die schließen sich von allem aus, nicht?“

Wie bei Frau A 3 wird also hier Selbstausschluss angeführt und dieser wie bei Frau A 4 mit mangelnder Anpassungsfähigkeit begründet. Sodann fällt das Wort „heute“ auf, das als fünfte Parallele wiederum an Frau A 4 erinnert („die heutigen Angebote“). Leider wird diese Betonung der Gegenwart von Frau A 7 nicht weiter begründet – im Gegenteil: Das sich anschließende Argument der Anpassungsunfähigkeit hat eher zeitübergreifenden Charakter. Da sie jedoch im ersten hier zitierten Passus zweimal das Wort „jetzt“ gebraucht, das sich dort eindeutig auf die von ihr erwähnten Angebote

bezieht, dürfte mit „heute“ dasselbe gemeint sein: auch hier also die „heutigen Angebote“. Einsamkeit wird somit von beiden Damen – so ungerechtfertigt eindeutig und vorschnell ihr Schluss auch sein mag – als etwas soziokulturell variables und damit auch historisch spezifisches gedeutet. (Auch in der Literatur wird auf den Einsamkeit beeinflussenden Charakter des soziokulturellen Kontexts hingewiesen, allerdings mit dem Augenmerk auf der Paar- und Gruppenbetonung einer Kultur).

Auch Frau A 8 meint, einsam zu sein, liege „wohl an jedem selber“. Bei ihr ist die Begründung dafür die von ihr beobachtete „Unnahbarkeit“ der Mitmieter, die sie an deren Nicht-Grüßen abliest und auf „‘ne trübe Erfahrung“ zurückführt.

Es lassen sich also bisher vier Begründungen für die weit verbreitete Meinung, dass es nur am Einzelnen liege, ob er einsam sei oder nicht, auflisten:

1. Intrapsychische „Schwermut“, Schüchternheit
2. Selbstausschluss – und das bei den heutigen Angeboten
3. Mangelnde Anpassungsfähigkeit
4. „Unnahbarkeit“ aufgrund schlechter Erfahrungen.

Nun entsprechen sich offenbar die Punkte 1 und 3 insofern, als auch die mangelnde Anpassungsfähigkeit als „aus dem Seelischen heraus bedingt“ vermutet wurde, sowie die Punkte 2 und 4 insofern, dass beide auf der Ebene beobachtbarer Resultate liegen und der Selbstausschluss vom Sich-Ausschließenden her gedacht ist, der nicht den Weg zu den Angeboten findet, während die Unnahbarkeit in Richtung des Unnahbaren gedacht ist, dem sich ihrerseits die soziale Umwelt nicht annähern kann.

Versucht man dies einmal zusammengefasst thesenartig zu formulieren, so könnte man sagen:

Kongenital-psychogene Faktoren oder negative soziale Erfahrungen führen zu sozialer Selbstdistanzierung durch Rückzug aus der Gesellschaft und/oder Abwehr bei Annäherungsversuchen von außen.

Die Damen, die diese individualkausale Erklärung vertraten – PAWLETKO spricht bezüglich des gleichen Befunds von „Verprivatisierung“ der Ursachen aufgrund der kapitalistischen Ideologie eigenverantwortlicher Glücksproduktion – zählten sich selbst

sämtlich zu den Nicht-Einsamen. Eine von mir anfänglich aufgestellte Hypothese, dass diese individualisierende Ursachenzuschreibung in erster Linie von Nicht-Einsamen erfolgt, während Einsame eher dazu neigen, andere Personen oder Umstände verantwortlich zu machen, hat sich damit für diesen Teil der Aussage im Wesentlichen bestätigt.

Doch schauen wir zunächst, was die Einsamen, die ich mit dieser These von der Selbstschuld konfrontierte, dem entgegenhielten.

„Es spielt immer das Schicksal 'ne Rolle – ich bin nicht aus Vergnügen einsam geworden“,

konterte Frau B 4. Sie, deren „Lebensfaden“ seit dem Tod ihrer Schwester „wie durchgeschnitten“ ist, und die sich lustlos und wie gelähmt fühlt, erklärt die Entstehung ihrer Einsamkeit so:

„Dadurch, dass ich überhaupt keinen habe, bin ich einsam.“

Wie wir sahen, waren es bei ihr der Tod ihrer Angehörigen und ihre durch frühzeitige Beendigung der Berufstätigkeit und ständige Pflege ihrer Familie sowie eigene miserable Gesundheit bedingte tatsächliche Isolation, die ihre Einsamkeit konstituieren.

Allerdings berichtet sie von einer gewissen Anpassung an ihre Lage: Je länger sie einsam ist, desto schwerer werde es, Vertrauen zu fassen, und desto größer sei die Angst vor Enttäuschungen. Dies scheint vordergründig den Vertretern der Individualkausalitätsthese Recht zu geben, da Frau B 4 offenbar in ihrer Lage verharrt; die Argumentation würde vermutlich lauten, man könne zwar durch allerlei Faktoren in eine solche Lage kommen, aber wenn man nichts dagegen unternehme, sei man „selbst schuld“. Doch ebenso offenbar befindet sich diese Frau bereits in einem Teufelskreis, aus dem sie ohne fremde Hilfe nicht mehr herausfindet. Vertrauensverlust, erst durch diese Lage generiert, und Angst vor Enttäuschung, die vielleicht das Maß ihrer Einsamkeit übersteigt, verfestigen ihre Einsamkeit zu einer chronischen. Letztendlich finden diese Entwicklungen zwar in ihrer Psyche statt, so dass es so gesehen, zynisch betrachtet, an ihr selbst liegt. Doch wie sagte sie: Sie ist nicht aus Vergnügen in diese Lage gekommen, aus der sie sich nicht mehr befreien kann.

Dieses Erklärungsmodell der Alten greift hier also offenkundig zu kurz, bleibt dem Schein der Oberfläche verhaftet. Das Frappierende ist nun, dass Frau B 4, die es

aufgrund dieser hautnahen eigenen Erfahrungen besser wissen müsste, im Grunde das gleiche Modell vertritt, wenn sie vermutet, dass Nicht-Einsame deswegen nicht einsam sind, weil sie vielleicht kontaktfreudiger seien, ein „leichteres Geblüt“ hätten, nicht so schwermütig seien.

Hypothese könnte demnach sein, dass dieses Erklärungsmuster so einsozialisiert ist, dass es selbst dann noch normativ wirksam wird, wenn der eigene Fall zumindest als Alternative Anderes nahelegen würde – was bei ihr so wirkt, dass sie – obwohl sie sich durchaus als Opfer dieser Konstellation biografischer Faktoren begreift – bei anderen, positiveren Fällen nicht die Abwesenheit solcher Ursachen annehmen kann, sondern in die individualisierende Mystik persönlichen Temperaments ausweicht.

Auch Frau B 7, die kontaktmäßig ganz auf die Tagesstätte angewiesen ist, gibt der ‚Selbst-schuld‘-Erklärung „zum Teil“ recht, nämlich dann, wenn man nur in seiner Wohnung abwarte, aber auch dann käme es nochmal auf die Situation an.

Ganz ähnlich argumentiert auch Frau B 3, deren Einsamkeit weitgehend durch erst kürzliche Verwitwung konstituiert ist. Sie räumt sogar explizit ein, angesichts der Angebote (!) sei dieser Standpunkt in der Theorie richtig, doch gäbe es in der Praxis viel mehr Ursachen. Auch sie hält diese These im Falle von Abkapselung für möglicherweise richtig, möchte dies aber auch dann vom Charakter des Betroffenen und der Situation abhängig machen.

Auch Frau A 2, die durch viele Faktoren einsam geworden war (insbesondere durch den Tod ihres Schwiegersohnes, der sie, nachdem sie ihre Arbeit aufgrund ihrer Herzinfarkte aufgeben musste, wieder „zu leben gelehrt“ hatte, und durch ihren Umzug, wodurch sie ihre vertraute Nachbarschaft vermisste), sieht zumindest *auch* eine Ursache bei sich selbst: ihr „Phlegma“ („Ich kann mich mit meinem Hintern nicht erheben.“).

Summa summarum suchen also auch Einsame die ‚Schuld‘ zum Teil bei sich, geben der These eingeschränkt recht oder vertreten sie indirekt mit. Dies bestätigt die ‚Schule‘ derer, die Einsamkeit für selbstverschuldet halten.

Eine fünfte gängige Ausprägung der Individualzuschreibung von Einsamkeitsursachen seitens Nicht-Einsamer liegt in der Definition vor, einsam sei, „wer sich nicht beschäftigen kann“ (A 0, B 1).

Diese Erklärung verdient aus zwei Gründen Interesse. Zum einen scheint sie mir richtig, denn je bildungsabhängig aufgeweckter ein Mensch, je vielseitiger interessiert, je reicher also sein geistiges Innenleben, desto mehr ist anzunehmen, dass dieses durch allerlei geistige Erfolge und Abenteuer auf die Psyche durchschlägt, Befriedigung empfinden lässt; desto mehr ist man sich selbst genug, desto mehr wird man sich geradezu seines Alleinseins freuen können, desto ausgebildeter ist also die Potenz, die Einsamkeit von vornherein verhindert.

Aber: Ist nicht gerade im Sich-Beschäftigen allein die solitäre Tätigkeit gedacht? Diesseits aller Kommunikation? Das heißt, wir nicht auch der Mensch, der sich gut (allein) beschäftigen kann, primär die Interaktion anstreben und erst, wenn diese nicht herstellbar ist, auf diese seine Reserve zurückgreifen?

Die Frage wäre also: In welchem Maß sehen auch die Alten die Waffe guter solitärer Beschäftigungskapazität als das beste aller *Not*instrumente gegen Einsamkeit an oder inwieweit kommt dessen *relativer* Stellenwert gar nicht mehr in den Blick, inwieweit wird Sich-gut-beschäftigen-Können zur *Ausgangs*bedingung optimaler Einsamkeitsbewältigung?

Wer sich, nachdem seine Interaktionsangebote ausgeschlagen worden sind, „nicht beschäftigen“ kann, der wird in der Tat einsamkeitsgefährdet sein. Wenn dies aber so nicht gemeint sein sollte – was hier offenbleiben muss –, dann scheint mir die Kritik mangelnder Anpassungsfähigkeit – so kurz sie im Einzelfall auch greifen mag – in ihrer Tendenz die weiter weisende zu sein, bemüht sie sich doch um Erklärung von – von Ego so erfahrender – nicht ausreichender Interaktionskompetenz und befindet sich damit im Zentrum intersubjektiver Sinnkonstitution und Einsamkeitsprophylaxe.

8.2 Erklärungen Einsamer, die die Ursachen bei Nicht-Einsamen suchen

Eine zweite ‚große‘ Erklärungsmöglichkeit bieten die Alten implizit an, wenn sie, völlig unabhängig voneinander, zu folgendem identischen Argumentationsmuster kommen:

„Daraufhin erzählt sie mir noch von den anderen Bewohnern des Goedecke-Hauses und von ihrer relativen Isolation inmitten der Anderen aufgrund ihrer Sozialsituation. ‚Die Anderen haben Angehörige, Enkel und Verwandte, die können sich gar nicht vorstellen, wie einsam man ist.‘“ (ExGs)

Im zweiten Fall beschwert sich eine Bastlerin bei den Betreuerinnen in der Küche, dass ‚die Anderen‘ immer zu Hause basteln, sie aber gerade deswegen mitbastle, um nicht allein zu sein, sich unterhalten zu können. Allein zu basteln habe sie keine Lust. Nachdem sie die Küche verlassen hat, kommentieren die Betreuerinnen:

„Die, die Familie haben, basteln wegen dieser zu Hause und könnten sich gar nicht vorstellen, wie es alleine ist, bis sie selber mal alleine seien.“ (ExGs)

Wohlgemerkt geht es nicht lediglich darum, dass Menschen ohne Verwandte einsam sind und solche mit Verwandten nicht. Es wird beklagt, dass die mit Verwandten sich nicht in die Lage derjenigen versetzen können, die keine Verwandten haben. Dem liegen das Postulat, dass jene die, denen es kontaktmäßig schlechter geht, mehr integrieren sollten und die Erwartung, dass sie dies im Falle einer Perspektivübernahme auch tun würden, zugrunde. Der Vorwurf mangelhaften Vorstellungsvermögens beruht allerdings auf einer Interpretation: Es wird beobachtet, dass jene mit Verwandten diejenigen ohne Verwandte nicht integrieren, und man schließt daraus, und man schließt daraus, dass jene sich die Lage dieser gar nicht vorstellen können. Dabei appelliert im ersten Fall eine Betroffene an ‚die Anderen‘, sich um sie zu kümmern; im zweiten Fall sind es außenstehende Dritte, die die Betroffene verstehen und erklärend ihre Empathie dartun. In beiden Fällen handelt es sich also um Einsame, die ihre Beobachtung (Anderer mit Familie) und Erfahrungen (getrennten Bastelns) hier mitteilen.

Zwar nicht mit Familienbezug, sondern mit allgemeinem und mit Nachbarschaftsbezug fanden sich in den Interviews zweimal Begründungen von Einsamkeit durch fehlendes Einfühlungsvermögen bei vergleichsweise Privilegierten. Und in beiden Fällen ist man überzeugt, dass dieselbe Situation die anderen eines Tages eines Besseren belehren wird. Zunächst Frau A 5:

„Aber das ist so im Leben: Solange sie noch jemand haben, vielleicht fast alle, die wenigsten, glaube ich, da können sie, das ist so ein kleiner Teil, ob das noch'n Prozent ist, ich weiß es nicht, die empfinden nicht für'n andern, das empfindet jeder erst, wenn er's selbst erlebt – ja? So ist das. Also das ist meine Feststellung gewesen.“

Frau B 5 vermutet in ihrer Nachbarschaft „Gedankenlosigkeit“ als „einen kleinen Webfehler“, keine böse Absicht, und führt weiter aus:

„Ich bin fest davon überzeugt, wenn die Leute mal in eine andere Situation kämen, wo sie ... alt sind und krank oder auch alleine sind bloß, dass sie's sehr wohltuend empfinden würden, wenn sie mal so ein bisschen angesprochen würden – aber erst dann, wenn sie's selber miterleben.“

Es ist interessant, dass hier viermal *einsame* Frauen ihrer sozial besser versorgten Umwelt den Vorwurf machen, sich nicht in ihre Lage versetzen zu können und in den meisten Fällen nach dem Motto ‚aus Schaden wird man klug‘ meinen, dieses von ihnen vermisste Verständnis bekämen jene erst aufgrund eigener Erfahrungen.

Versucht man einmal, diese beiden Zwischenergebnisse, dass sich also Einsame und Nicht-Einsame gegenseitig den Ball der Ursache zuzuwerfen versuchen, polemisch und unter Parteinahme für die Einsamen hypothetisch zu verknüpfen, so könnte die Synthese folgendermaßen aussehen: Der Vorwurf mangelnder Solidarität mit den Einsamen erscheint berechtigt, wenn man feststellt, wie die Nicht-Einsamen Mitverantwortung weit von sich weisen, wenn sie mit Verweisen auf institutionalisierte Angebote und innerpsychische Verursachung achselzuckend-bedauernd sich näheren Hinsehens enthalten zu können glauben.

8.3 Übrige Ursachen, mit denen sich Nicht-Einsame Einsamkeit erklären

Der Position der Einsamen, die Nicht-Einsame aufgrund ihrer Familienangehörigen, also meist ihrer Kinder, für privilegiert erachten, widerspricht eine dritte Erklärung, die Frau A 1 aufgrund eigener Anschauungen (obwohl sie sich selbst aufgrund der unten geschilderten Anspannung und Tagesstättenbesuchs nicht einsam fühlt) abgibt und die Frau A 2 aufgrund eines Beispiels der Besucherschaft teilt. Frau A 1 impliziert offenbar, wer keine Kinder hat, sei sowieso einsam, denn „auch wenn“ welche vorhanden sind, könnten die sich durch ihre Berufstätigkeit gar nicht um ihre Eltern kümmern, was sie an ihrer Tochter sehe. Hierin sieht sie den Hauptgrund für Einsamkeit und führt im Einzelnen aus:

Wenn sie zur Wohnung ihrer Tochter fährt, was sie zurzeit ständig tue, um die Wohnung wegen Renovierungsarbeiten und die Enkel zu beaufsichtigen, könne sie das wegen der beschränkten Gültigkeit der Seniorenfahrkarte nicht vor 09:00 Uhr tun und sei dann erst um 10:00 oder 10:15 Uhr dort; dann sei die Tochter aber zur Arbeit. Wenn sie die Wohnung abends verlässt, sei diese noch nicht wieder da. Man sehe sich selten. Die Tochter ihrerseits komme wegen der hin und zurück 2 ½-stündigen Fahrzeit nur etwa zweimal im Jahr. Denn in dieser Zeit könne sie schon wieder viel im Haushalt machen, weswegen sie lieber die Mutter zu sich kommen lasse. Gleiches gelte für die Wochenenden: dann müssten die wegen der Berufstätigkeit liegengebliebenen Haushaltsarbeiten erledigt werden.

Logisch scheint dieser ‚Ursache‘ folgende Struktur zugrunde zu liegen: Wenn man Kinder hat, sollte man eigentlich nicht einsam ein. Da aber die Berufstätigkeit der Kinder als zweite Bedingung hinzukommt, wird die Wirkung der ersten Bedingung des Kinder-Habens nivelliert. Die Sprecherin impliziert somit zwar Kinderlosigkeit als eine Ursache von Einsamkeit, betont vielmehr jedoch bei eventuell vorhandenen Kindern deren Berufstätigkeit so stark, dass diese hier eine eigene Ursachenqualität gewinnt.

Mit Frau A 1 lag ein erster Fall einer Nicht-Einsamen vor, die Ursachen für Einsamkeit nicht beim Einsamen selbst sucht. Ein zweiter Fall liegt in Frau A 6 vor, die zwar auch meint, dass es an jedem selber liege, aber zusätzlich eine weitere Ursache als „aus-schlaggebend“ ansieht. Sie meint: „Vor allen Dingen, meines Erachtens, vielleicht aus-schlaggebend“ sei der Fall von Leuten, die 45 Jahre verheiratet gewesen seien und dann verwitwet wurden:

„Da ist viel Einsamkeit; den Leuten da ist schwer zu helfen.“

Denn diese fänden schwer Anschluss: einmal wegen ihres Alters, sie seien 70 und darüber, sodann hätten sie den Kontakt zu dem meisten alten Bekannten verloren, und schließlich hätten sie nur mit Ehepaaren Kontakt und fühlten sich dann überflüssig. Eine weitere Frage nach konkreten Fällen ergab, dass diesem letzten Statement der Fall ihrer Schwester zugrunde liegt, die ein Jahr nach ihrem Mann starb. So werde es vielen älteren Leuten gehen, vermutet sie.

Einmal wird also Berufstätigkeit der Kinder am Beispiel der eigenen Tochter, einmal Desolation aufgrund Verwitwung und strukturelle Schwierigkeiten, die Lage zu ändern, am Beispiel der eigenen Schwester als außerhalb des Betroffenen liegender Grund gesehen. In beiden Fällen scheint also die sinnliche Erfahrung im engen Familienkreis den Blick für mögliche Ursachen, die nicht in der Person des Betroffenen liegen, zu schärfen.

Frau B 2 betont in erster Linie die Alters-Unspezifik von Einsamkeit und deren Aufbrechen nach Pensionierung, wenn sie vorher schon angelegt war:

„Das Gefühl der Einsamkeit oder des Alleinseins, das tritt eigentlich erst ein, wenn man aus dem Arbeitsprozess ausscheidet. Da hat man das Gefühl, nicht mehr mittendrin zu sein.“

„Sie fühlen sich übrig: Das ganze Leben, die ganzen Aktivitäten rauschen an Ihnen vorbei und Sie stehen abseits – das können Sie, wenn Sie wollen, auch mit Einsamkeit bezeichnen. Aber es ist in Wirklichkeit keine Einsamkeit, sondern es betrifft ja eine ganze Gruppe, die ja nebendran steht. Es betrifft nicht den Einzelnen. Das Gefühl des Sich-alleine-Fühlens, das Keinen-Haben, der mit einem mitleidet und mitfreut und mitfühlt, das ist etwas, das kann einen durch das ganze Leben lang begleiten. Das ist also für mein Gefühl nicht spezifisch 'ne Alterserscheinung, sondern die spezifische Alterserscheinung ist das Gefühl, übrig zu sein, zu nichts mehr nutzen zu sein und keine Bedeutung mehr zu haben und unter Umständen für die jungen Menschen eine Last zu sein. Das sind Dinge, die bedrücken. Und dieses Bedrücktsein würde ich nicht als Einsamkeit ausdrücken. Es werden vielleicht Menschen das als Einsamkeit bezeichnen, aber es trifft nicht die Sache.“

„Sie sind im Beruf nur abgelenkt, deswegen empfinden Sie das nicht so oft.“

„Die Einsamkeit, die vorher übertönt worden ist, wird einfach da offenbar.“

Wenn schon im Berufsleben Kontakte bestanden haben, würden sie auch nach der Pensionierung weiterbestehen. Einsamkeit wäre hiernach wenn, dann schon lange latent vorhanden. Das auf Einsamkeit bezogene „Altersspezifische“ sieht sie in den nachlassenden Abwehrkräften:

„Es kann im Alter vielleicht härter oder tiefer empfunden werden, weil durch die körperlichen und geistigen Beschwerden oder Reduzierungen die Möglichkeiten fehlen, dem auszuweichen.“

Denn:

„Solange ich noch neugierig bin, wie ein anderer Mensch beschaffen ist ... solange mich interessiert, warum ein Mensch so handelt und wie er handelt und wie vielfältig die Menschheit ist, solange kann ich eigentlich – würde eigentlich Einsamkeit mit Langeweile gleichsetzen wollen, zumindest sind das zwei verwandte Symptome.“

Diese Neugier sieht sie in der

„Fähigkeit, die man überhaupt hat oder zeitweise hat, mit anderen Menschen mitzufühlen.“

und deren Nachlassen im Alter durch geistig-seelische „Verkrustung“ begründet; diese Neugier als die erforderliche „seelische Kraft“ kann nun u. a. aufgrund der Sorge um das eigene Wohlergehen angesichts nachlassender Kräfte nur noch in reduziertem Maße aufgebracht werden.

Ein physisch-psychisches Syndrom nachlassender Kraft führt ihrer Meinung nach also zu verminderter Empathie-Potenz, die an sich einen Resistenz-Faktor gegen Einsamkeit darstellt, so dass zwar nicht Einsamkeit kausal erklärt wird, wohl aber ihre Manifestierung aufgrund altersspezifischer Veränderungen.

Auch die eigentliche Kausalität sieht sie zunächst psychologisch:

„Ich glaube, man muss sich überwinden oder es ist eine Schwelle in den meisten Menschen vorhanden, auf den anderen zuzugehen, den Mut zu haben, 'ne Absage zu erfahren.“

Das Finden „des richtigen Menschen auf der gleichen Wellenlänge“ dauere halt eine Weile, es sei wie ein Lotteriespiel.

Auch sei die je psychische Disposition nicht konstant, etwa bei Trauer wolle man zu niemandem Kontakt herstellen.

„Es liegt ja auch daran, dass man sich öffnet, dem anderen Gelegenheit gibt, mitzufühlen.“

Dies sei eben situationsspezifisch. Doch sieht sie auch zwei Ursachen, die außerhalb der Psyche des Einzelnen liegen: das Wegfallen des ganzen Bekanntenkreises bei Tod des Partners und das finanzielle Problem: „Die wirklich ganz Einsamen sind die Armen“.

Diese ganze ‚Theorie‘ hat sich die ‚Kollegin‘ B 2 ohne eigene Anschauung im Familienkreis erarbeitet.

In der Kombination intrapsychischer Hemmschwellen vor Kontakteröffnung, konstituiert durch Rückweisungsängste, und einer ungenügenden finanziellen Ausstattung, eventuell mit desolativem Verlust des Kreises möglicher Interaktionspartner einhergehend, sieht sie also die Basis von Einsamkeit. Aber auch im Falle positiver Ausprägung dieser Faktoren kann Einsamkeit ihrer Ansicht nach dann im Alter auftreten, wenn durch das Nachlassen psychischer und physischer Kraft empathische Perspektivübernahme zugunsten stärkeren Selbstbezugs aufgegeben werden muss.

8.4 Übrige Ursachen, mit denen sich Einsame ihre Einsamkeit erklären

Bisher wurden Beispiele dafür aufgeführt, dass diejenigen Untersuchten, die unter Einsamkeit litten, zum Teil *auch* Ursachen bei sich selbst oder überhaupt beim Einsamen zu suchen geneigt sind, sowie die Tendenz haben, die mangelhafte Solidarität derer, denen es besser geht, zu beklagen. Deren Fehlen kann aber noch keinen primären Ursachencharakter haben, sondern wäre eher eine Bedingung, die die einmal entstandene Einsamkeit zu ändern erschwert.

Die eigentlichen Ursachen, aus denen sie sich das Entstehen ihrer Einsamkeit erklären, sehen sie, wie in anderen Kontexten schon dargestellt wurde,

- im Tod der gesamten Verwandtschaft (B 4, B 6)
- im Tod einzelner nahestehender Angehöriger (A 2, B 3, B 5)
- im Tod lebenslanger Freunde (B 7)
- in fehlender ‚Nachbarschaft‘ (A 2, B 5)
- im Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden (B 5)

oder einer Kombination dieser Elemente.⁶⁵

Es sind also nur drei voneinander unterscheidbare Ursachenkomplexe, die die Einsamen selbst zur Erklärung ihrer Befindlichkeit heranziehen:

- Desolation und hier in allen Fällen der Tod relevanter Anderer,
- das Fehlen von Beziehungen im Wohnbereich und
- eine Sinnkrise durch Aufgabenverlust –

die Frau B 2 allerdings nicht unter Einsamkeit fassen würde.

Das heißt, die Einsamen selbst sehen die tatsächlichen Ursachen ihrer Einsamkeit durchaus nicht in ihrer eigenen Person begründet, wie ihnen die Nicht-Einsamen dies unterstellen. Es sind also vielmehr biografische Ereignisse und derzeitige

⁶⁵ Da das Interview mit Frau A 5 aus Zeitgründen (ihr Zuspätkommen und Schließen der Tagesstätte) nicht vollständig durchgeführt werden konnte, lassen sich bei ihr keine Ursachen mit Sicherheit benennen.

Lebensbedingungen deren Umkehrbarkeit bzw. Aufhebbarkeit keineswegs in das unmittelbare Belieben der Betroffenen gestellt sind.

Zusammenfassung

Die Hypothese, dass subjektive Betroffenheit von Einsamkeit als unabhängige Variable vermutlich unterschiedliche Deutungsmuster hinsichtlich ihres Entstehens seitens der beiden Teilgruppen der Untersuchten hervorbringen würde, konnte also auch insgesamt bestätigt werden und erwies sich als sehr fruchtbar. So sprechen die Befunde recht deutlich dafür, dass Nicht-Einsame dazu neigen, die Ursachen von Einsamkeit in den von ihr Betroffenen selbst zu suchen und hier wiederum neben negativen sozialen Erfahrungen vor allem psychische Veranlagung zu mangelhafter Anpassungsfähigkeit und soziales Desinteresse verantwortlich zu machen. Untermuert wird dieses Deutungsmuster in einigen Fällen durch kontrapunktiven Vergleich mit den heutigen Senioren-Angeboten, angesichts derer, wenn nicht die genannten Gründe vorlägen, niemand einsam zu sein brauche.

Demgegenüber sehen die Einsamen selbst die Ursachen ihrer Befindlichkeit schwerpunktmäßig in biografischen Ereignissen, ihrer Wohnsituation und dem Mangel an Lebensinhalten, die für sie sinnkonstituierend wirken könnten. Die biografischen Ereignisse, die sie als Ursachen sehen, sind ausschließlich Erfahrungen der Desolation, konkret: Todesfälle relevanter Anderer. Die Wohnsituation wird als isoliert erlebt, nachbarschaftliche Beziehungen werden vermisst.

Daraus geht hervor, dass die betroffenen eindeutig außerhalb ihrer Person liegende biografische Umstände als Ursache deuten, während die Nicht-Einsamen, wesentlich kürzer greifend, die Genese des Leidens aus der Person des Leidenden selbst heraus erklären.

Implizit bieten die einsamen Alten für diese Diskrepanz selbst eine Erklärung an, wenn sie, wie gezeigt wurde, ihrerseits den Nicht-Einsamen den Vorwurf fehlender Fähigkeit zur Perspektivübernahme machen. Denn dieser Vorwurf ließe sich ja dahingehend extrapolieren, dass die Nicht-Einsamen bei vorhandener Perspektivübernahme in der

Lage wären, die tatsächlichen, hinter der Person der Betroffenen liegenden Ursachen ebenfalls zu sehen.

Da in dem hier vertretenen Ansatz den Mitgliedern einer Lebenswelt vorgängige Deutungskompetenz ihrer Elemente zukommt, wäre die dementsprechende Hypothese zur Erklärung dieser Diskrepanz bevorzugt zu überprüfen. Aus der Außenperspektive des Wissenschaftlers kann hier jedoch eine alternative, ‚sparsamere‘, weiterreichende und ‚wohlwollendere‘ Hypothese vorgeschlagen werden, dergestalt, dass die Einsamen primär die Ursachen ihrer Einsamkeits*genese* im Blick haben, während die Nicht-Einsamen ihr Augenmerk in erster Linie darauf richten, welche Faktoren die Einsamen in ihrer derzeitigen Lage *festhalten*, wenn sie gebeten werden, Einsamkeit zu erklären. Nach dieser analytischen Trennung möglicher verschiedener Bezugsrahmen der Erklärungen ließe sich das Beklagen mangelnder Solidarität der Nicht-Einsamen durch die Einsamen ebenfalls der Ebene der *Situationskonstanz* zuordnen. Die Einsamen behaupteten damit nicht, dass dieser Mangel für die Entstehung ihrer Lage, wohl aber für deren Nicht-Veränderung, zumindest aber Nicht-Erleichterung verantwortlich ist. Sollte sich diese Hypothese bestätigen, wäre damit sowohl das gegenseitige Verantwortlichmachen für die Situationsstabilisierung belegt als auch die erste Hypothese modifiziert bestätigt, insofern, als aufgrund der Fixierung ihres Blickes auf die bestehende Situation die Nicht-Einsamen *nur* die Gründe für ihre Stabilität zu sehen meinen, die Einsamen aber *sowohl* diese *als auch* die Gründe ihres Entstehens ausmachen würden. Die Nicht-Einsamen würden sich demnach nicht *nicht*, sondern nicht ausreichend genug in die Lage der Einsamen versetzen.

Obwohl primär biografische Ereignisse und Lebensumstände herangezogen wurden, ließen sich dennoch bei den Einsamen vereinzelt Spuren einer ebenfalls auf individualkausale Erklärungskomponentenweisenden Tendenz feststellen. Diese bestanden hier in Faktoren des Temperaments („Phlegma“, „Gebüt“) und häuslicher „Abkapselung“.

In drei Fällen konnten Nicht-Einsame auch sozialkulturelle, sozialpsychologische (usw.) Erklärungen anbieten (dabei könnte eine Rolle spielen, ob die Fälle, aus denen diese Erklärungen abgeleitet werden, sinnlicher Erfahrung, etwa im Familienkreis,

zugänglich sind): Hier wurden genannt die Berufstätigkeit der Kinder und der aus ihr resultierende Zeitmangel, der es diesen verbietet, sich um ihre alten Eltern zu kümmern; die aufgrund demografischer Konstellationen drastisch beschränkten Chancen im Alter Verwitweter, den entstandenen Verlust durch neue Beziehungen zu substituieren, sowie die Kombination von intrapsychischen Sperrern vor Kontaktangeboten, ungenügender finanzieller Versorgung, Desolation und von unter Umständen aufgrund im Alter nachlassender Kräfte verminderte Fähigkeit zur Perspektivübernahme.

9. Ansätze und Ergebnisse der bisherigen Einsamkeitsforschung

Wenn in dieser Arbeit unüblicherweise die obligatorische Übersicht über die bisherigen Forschungsarbeiten zum Thema am Ende statt zu Beginn der Arbeit vorgenommen wird, dann hat dies seinen Sinn. Der Hauptgrund dafür ist, dass die Anlage der Arbeit bewusst an keine bisherigen Arbeiten, weder an ihre Ansätze noch an ihre Hypothesen oder Ergebnisse anknüpft. Angeknüpft wird vielmehr ausschließlich an die Erfahrungen der vom hier behandelten Problem Betroffenen. Dies findet seine methodologische Begründung in dem Grundsatz, dass der Erforschung eines spezifischen Problemkomplexes einer unbekanntem Lebenswelt nur eine methodische Vorgehensweise adäquat ist, die den Zugang zum Erkenntnisgegenstand nicht vorgängig mit extern festgelegten theoretischen Prämissen und die Wahrnehmung des Forschers von vornherein kanalisierenden Hypothesen verstellt, sondern den Forscher unbefangen und offen für das zu Erforschende sich sensibilisieren lässt und so die Ausschnitte der zu erforschenden Lebenswelt, die sich in der seinen nicht finden, erkennen und von innen her ergründen lässt. Das heißt, die Arbeit in ihrem empirischen, erhebenden Teil bewusst von bisherigen Forschungsergebnissen völlig unbeeinflusst vorgegangen, so dass es eine der Vorgehensweise inadäquate Darstellungsform gewesen wäre, den ‚Stand der Forschung‘ vorab zu präsentieren. Dazu kommt, dass dies auch in der Rezeption der Arbeit hätte normierend wirken können, so dass die dann unvermeidbare Heterogenität der Kategorien hätte verwirren können. Im Rückblick hat sich für mich die Richtigkeit dieser Vorgehensweise bestätigt. Allerdings muss bei Durchsicht der Literatur festgestellt werden, dass der Schaden, den sie durch eine eventuelle Beeinflussung hätte verursachen können, geringer als befürchtet einzuschätzen ist.

Ein weiterer Vorteil dieser Vorgehens- und der ihr adäquaten Darstellungsweise besteht meines Erachtens darin, nun womöglich Bezüge zwischen der Literatur und meinen Erkenntnissen herstellen zu können – obwohl hier wiederum vor zu hochgesteckten Erwartungen zu warnen ist. Die oft nur mageren Einsichten ganz kleiner Arbeiten, der im weiteren Sinn psychologische Ansatz, die im Theoretischen verbleibende Ausrichtung anderer und schließlich das quantifizierend-statistische Vorgehen im Rahmen herkömmlicher Sozialforschung verhindert allzu große Vergleichbarkeit.

„It becomes apparent from what has been published that there is no universally accepted definition for the term 'loneliness'. [...] It appears that the more people work with the subject of loneliness the more obvious it becomes that very little is understood; there are as many different opinions as there are writers”,

malen 1974 Harriette WOODWARD et al. ein pessimistisches Bild über den damaligen Stand der Forschung aus ihrer Sicht. Dieser Einschätzung kann ich allerdings nur in Teilen zustimmen. Die in der Einleitung dargestellten Definitionen der verschiedenen Forscher schienen mir gerade ein außerordentlich homogenes Verständnis von Einsamkeit als subjektives Leiden unter Alleinsein oder als unbefriedigend empfundene Qualität der Beziehungen zu offenbaren. Die darüber hinaus gehenden Definitionskomponenten scheinen mir zum Teil nur synonyme Qualität zu haben, zum Teil signalisieren sie allerdings schon, in welcher Richtung ihr Autor die Ursachen von Einsamkeit vermutet. Gerade dafür, dass von einer Multikausalität von Einsamkeit ausgegangen werden muss, brachten die Definitionen ein erstaunliches Maß an Übereinstimmung zum Ausdruck. Die Vielfalt der Ansätze, die WOODWARD et al. offenbar im Auge haben, wenn sie fürchten, dass im Grunde nur sehr wenig vom Problem verstanden wird, scheint mir tendenziell schon einen Wissenszuwachs zu bringen, doch mangelt es natürlich an Integration von Ansätzen und Befunden, der von BUNGARD vermissten Systematik. Dies signalisiert, wie weit wir noch von einer Einsamkeitstheorie entfernt sind. Um überhaupt für eine solche erst einmal die Voraussetzungen zu schaffen, sollte die erkannte Vielschichtigkeit des Problems zum Auslöser interdisziplinären Bemühens genommen werden, das ich für die künftige Einsamkeitsforschung für unabdingbar halte und das seinen Ausgang in der Kooperation zwischen Soziologie und Psychologie nehmen sollte.

Bereits im Vorwort wurden Stimmen zitiert, die feststellten, dass Einsamkeit bisher noch kaum erforscht sei. In der Tat stehen bisher erst rund anderthalb Dutzend Arbeiten dem Interessierten zur Verfügung, davon rund ein Drittel im weiteren Sinne

psychologische und rund zwei Drittel im weiteren Sinne soziologische. (Theologische und sozialphilosophische Arbeiten bleiben hier außer Betracht). Unter diesen Arbeiten sind noch einmal einige, die eher als Fragmente zu bezeichnen sind und wenige nicht-empirische. Dabei ist festzustellen, dass von den sechs psychologischen Arbeiten sich nur eine mit dem Alter beschäftigt und auch diese nur mit Isolation, nicht mit Einsamkeit; alle anderen behandeln Einsamkeit altersunspezifisch. Von den soziologischen Arbeiten hingegen sind nur zwei, die beiden theoretischen, altersunspezifisch, während alle anderen sich zumindest auch oder indirekt (z. B. wenn Witwen die Untersuchten sind) mit Einsamkeit im Alter befassen. Betrachtet man also die Sache rein quantitativ, ließe sich sagen, dass die Soziologie der Psychologie in der Erforschung der Alterseinsamkeit voraus ist.

Die Darstellung der Arbeiten nimmt nun einen Verlauf von den dieser Arbeit unverwandtesten bis zu den ihr ähnlichsten Berichten, das heißt, von der Psychologie zur Soziologie, von klinischer zu kognitiver Psychologie, von theoretischer zu empirischer Soziologie, von messender zu verstehender Forschung und so weiter.

In klinischen Labortests untersucht aus psychologischer Sicht DRIETOMSZKY (1978) die Frage anlagebedingter intraindividuelle Voraussetzungen und den Einfluss exogener Diskontinuitätsereignisse auf die Kontaktfrequenz (als Indikator für Kontaktfähigkeit (!)) von 100 über 60-Jährigen. Obwohl sein Bericht ausgesprochen oberflächlich bleibt, indem er weder seine Methode näher ausführt (z. B. Art und Inhalt der gestellten Fragen) noch gewisse Befunde interpretiert, und obwohl sein Thema ja nicht die Einsamkeit ist, ist seine Arbeit deshalb hier erwähnenswert, da er doch im Prinzip genau die von so vielen Alten vertretene These untersucht, dass es „an jedem selbst“ liege, wenn er einsam ist (oder bleibt), also die Frage der verursachenden Persönlichkeitscharakteristika.

Sein Resümee lautet: Während bei den Frauen die Ursachen der Kommunikationsabnahme zu gleichen Teilen in externen, internen und einer Kombination aus beiden Faktorenarten liegen, sind bei den Männern interne Faktoren doppelt so oft wie externe verursachend. Als Ursache intraindividuelle Isolationsgenese ermittelte er schwerpunktmäßig eine lebenslange subdepressive Grundstimmung und eine Neigung zu

Introversion. Allein, also ohne additive ‚exogene Faktoren‘, denen er übrigens keinerlei weitere Aufmerksamkeit schenkt, wären diese Faktoren bei 22 von 49 Personen anzutreffen, bei denen eine Kommunikationsabnahme festzustellen war.

Nimmt man dieses Ergebnis intraindividuelle Genese einer (nur vage bestimmten) Isolierung in rund 44 % der Fälle für bare Münze, so erhielte damit die von den alten ‚Experten‘ vertretene These selbst ‚verschuldeter‘ „Abkapselung“ eine bedeutende Schützenhilfe.

WILLIAMS‘ (1978) Konzept von Einsamkeit ist das eines Gefühls

„that comes to a person when there seems to be no one who cares about what happens to him/her“. (184)

Dies drücke sich in Selbstmitleid aus, das dazu führe, dass der betroffene nur noch an sich und seine Erwartungen an andere denke. Diese Gefühle sieht sie in einer Kette „logischer Schritte“ in Richtung einer Definition des Konzepts als Bedürfnis, das Spannung erzeuge und nach Befriedigung verlange. Wenn die dazu angewandten Mittel nicht erfolgreich waren, deute dies darauf hin, dass im Anwender Sperrungen sind, aus sich herauszugehen. Können diese Sperrungen nicht abgebaut werden, führe dies zu einem Anstieg der Spannung, der in Ängstlichkeit und einen erhöhten Grad an Einsamkeit, empfunden als psychischer Schmerz, münde. Abwehrmechanismen gegen diesen Schmerz (Verdrängung, Unterdrückung, Alkohol) führten zu Entfremdung von sich und anderen. Werden die Einsamkeit stärker, kämen die Abwehrmechanismen nicht mehr gegen sie an und es komme zu einer Flucht in eine Welt des Irrealen.

Die erwähnten Sperrungen leitet sie entwicklungspsychologisch aus frühkindlichen Abwehrmechanismen gegen unerfüllt bleibende Beziehungsbedürfnisse („the roots of man’s loneliness are in his need for relatedness“) ab, die Isolierung der Persönlichkeit und Stagnation ihrer Entwicklung bedingten.

Wie DRIETOMSZKY bezüglich Isolation, forscht also auch WILLIAMS in der Richtung, die Ursachen von Einsamkeit in der Persönlichkeitsentwicklung zu suchen und bemüht sich, dafür ein Schema „logischer“ Entwicklungsschritte aufzustellen.

Es sind nun mehrere kritische Einwände zu machen:

1. Durchaus im Einklang mit ihrer oben wiedergegebenen Definition steht ihre Erfahrung mit Patienten, dass

„[...] most lonely people claim that a lack of understanding on the part of others is a cause of their loneliness [...]“ (186),

wobei sie in beiden Statements erfreulicherweise von der Sicht der Betroffenen ausgeht. Wenn sie nun die Entwicklungsgeschichte der sich einsam Fühlenden in der Absicht zu erforschen beginnt, Ursächliches herauszufinden, so ist damit bereits eine unausgewiesene Entscheidung getroffen: dass die ‚objektive‘ Lebenswelt der Betroffenen tatsächlich jemanden enthält, der sich um sie kümmert und sie versteht, und dies nur die Betroffenen nicht gewahr werden (können). Auch in diesem Fall könnte man sich zunächst festzustellen bemühen, ob und warum diese Personen nicht zu relevanten Anderen für den Betroffenen werden. Ist jedoch tatsächlich niemand da, der sich ‚kümmert‘, dann wären doch soziologische Faktoren zu untersuchen, die verantwortlich sein könnten (Isolation durch fehlende Nachbarschaft, kein Freundeskreis aufgrund vereinnahmender Berufstätigkeit o. ä.). Mit anderen Worten: Sie steuert zu direkt und zu ausschließlich auf die intraindividuelle Genese des Problems zu.

2. Beide Statements wären kompatibel mit ihrer Erklärung, dass die Wurzel menschlicher Einsamkeit im Beziehungsbedürfnis des Menschen liege – das demnach in diesen Fällen nicht befriedigt wäre. Dann versteigt sie sich aber dazu, die menschliche Einsamkeit als anthropologische Konstante zu setzen:

„Loneliness is an inescapable part of man’s human condition.“ (186)

Wenn dies so wäre, wäre ja nicht nach Mustern psychischer Fehlentwicklung zu suchen, sondern Einsamkeit wäre Schicksal. Deshalb wäre der Satz konsequenter, wenn er hieße:

„Need for relatedness is an integral part of man’s human condition.“

Erst dann könnten die Bedingungen ihrer Nichterfüllung auch in abweichenden Entwicklungsprozessen gesucht werden.

3. Es ist aber sehr die Frage, ob das Beziehungsbedürfnis zu einer ‚Spannung‘ führt, wenn es nicht erfüllt wird. Führt es nicht tendenziell eher zu einer ‚Leere‘? Wird nicht eher die Spannung einer menschlichen Beziehung gesucht?

Frieda FROMM-REICHMANN (1959) beklagt, dass Einsamkeit zu den am wenigsten befriedigend konzeptualisierten psychologischen Phänomenen gehört. Wenn man ihren Aufsatz an ihrem Anspruch misst, über die psychiatrischen Probleme der Einsamkeit Aussagen machen zu wollen, so tritt sie damit tatsächlich den Beweis für ihre These an. Er enthält nämlich wenig Substantielles, vielmehr paraphrasiert sie in vielfältigen Versionen Einsamkeitsbeschreibungen, die ohne größeren Erkenntniswert bleiben. Am zentralsten sind eigentlich die beiden Aussagen, dass tiefe Einsamkeit sich ihrer Kommunikabilität entzieht, was ihren Schrecken für den unter ihr Leidenden erhöht (und, wie man ergänzen müsste, sich jeglicher Erforschbarkeit entzieht) und dass überhaupt die Mitglieder dieser gruppenorientierten Kultur ihr zu entfliehen versuchen, wie auch immer dies möglich ist:

„Loneliness seems to be such a painful, frightening experience that people will do practically everything to avoid it.“ (1)

“[...] most unpopular phenomenon in this group-conscious culture.“ (6)

Wie später LOPATA (1969) und de JONG-GIERVELD (1971) hebt sie also den soziokulturellen Kontext als mitkonstituierend hervor.

Einen zweiten Lichtblick ihres Aufsatzes stellt die auch von ihr vertretene Erkenntnis dar, dass die individuelle Identität durch relevante Andere konstituiert wird (vgl. LOPATA, DREITZEL, GUBRIUM), und dass individuelle Unterschiede in der Toleranz, Einsamkeit zu ertragen, dementsprechend vermutlich durch den *Grad* konstituiert werden, in dem das Individuum in seiner Selbst-Orientierung von anderen abhängt, was wiederum entwicklungspsychologisch beeinflusst sei.

Sie schließt mit dem Rat, der Therapeut möge keine Hilfsmöglichkeiten signalisieren, da dies in den Augen des Patienten entweder nur Ahnungslosigkeit darüber, wie es mit ihm stehe, oder Angst des Therapeuten selbst vor Einsamkeit bedeuten könne. Allein zu verstehen zu geben, dass man ‚weiß‘ und ‚da ist‘, würde dem Patienten helfen.

WHITEHORN (1961) vertrat die These, dass Einsamkeit als empfundener Mangel an bedeutungsvollen Beziehungen das kontakt suchende Individuum veranlasse, in einem Akt der Selbstentfremdung ein modifiziertes Persönlichkeitsbild von sich nach

außen zu präsentieren. Würden andere dann dementsprechend reagieren, wäre der Darsteller dieses Bildes verwirrt, da er nicht ein Feedback auf dieses veränderte Persönlichkeitsbild, sondern auf sein Selbstbild erwarte. Diese Verwirrung behindere dann eine realitätsgerechte Neuanpassung, und es könne zu einem Circulus vitiosus kommen.

SISENWEIN (1964), der diese These anhand von Handelsmarineschülern prüfte, konnte sie nicht bestätigen und zieht das Fazit: „[...] a promising interpersonal approach to understanding loneliness was not substantiated“ (46). Er zieht daraufhin die Version der These von EDDY (1961) ins Kalkül, nach der es nicht auf die objektive Disparität zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, sondern auf die vom Individuum wahrgenommene Inkongruenz, ob sie vorliegt oder nicht, ankomme. Damit würde das Individuum nun nicht mehr auf die Ausflüsse der Fremdwahrnehmung, die es überraschen, mit verstärkter Einsamkeit reagieren, sondern auf eine intrapsychische Konstante schon vor jeder Interaktion liegender Inkongruenz. Um diese beiden nicht koinzidierenden Standpunkte für weitere Forschung fruchtbar zu machen, schlägt SISENWEIN eine Synthese dergestalt vor, dass

„loneliness is related to discrepancies between the self-view and other's view only in so far as the effects of this disparity are experienced by the individual.“ (ebd., 48)

Damit ist in der modifizierten Hypothese die Basis der ‚objektiven‘ Perzeptionsdisparität gerettet – ausschlaggebend wird aber der Grad ihrer subjektiven Repräsentanz im Individuum. Dabei tut SISENWEIN aber so, als hätte das Individuum schon bei WHITEHORN jemals auf etwas anderes, als auf die *erfahrenen* Komponenten dieser Diskrepanz reagieren können, nämlich auf den Bestandteil des als inkongruent erfahrenen Feedbacks. Nichts anderes können ja die „experienced effects“ sein. Wie ‚objektiv‘ das Schisma bei WHITEHORN auch sein mag, kann das Individuum doch nie auf es selbst, sondern nur auf die in den Handlungen der anderen bestehende Manifestation seines zweiten Pols, des Fremdbildes, wie es sie erfährt, reagieren.

Der scheinbare Fortschritt der Interpretationsgebundenheit subjektiver psychischer Reaktion ist eine Tautologie, weil von einer nicht möglichen Voraussetzung ausgegangen wurde. Damit ist SISENWEIN über einen großen Umweg da angekommen, wo er hätte beginnen können: dass nämlich Einsamkeit als psychisches Leiden auf Interaktionen beruht, die interpretativ – für diesen Fall – als disparat erkannt werden müssen,

wenn er (und WHITEHORN) nicht vom positivistischen Standpunkt vermeintlicher Messbarkeit eines so komplexen psychosozialen Phänomens (hier: unverbundener statistischer Messung eines Selbst- und eines Fremdbildes, deren reine Parallelisierung bereits Erklärungspotenz haben soll), sondern von interaktionistischen Ansätzen ausgegangen wäre.

Ein Bezug zur Einsamkeit der von mir untersuchten Alten lässt sich meines Erachtens hier nicht herstellen.

Die Autoren RUBINSTEIN und SHAVER (1980) fanden Einsamkeit schichtspezifisch mit den Faktoren ‚Einkommen‘ und ‚Bildung‘ korreliert. Wie auch WOODWARD ermittelten sie, dass Alte weniger einsam seien als Junge, was sie als Bestätigung für ihr Kernergebnis primärer Relevanz der subjektiven Evaluation der eigenen Lage ansehen. Für diese Lagebeurteilung ist ihres Erachtens nämlich die Diskrepanz zwischen Erwartung – etwa dem Wunsch nach Intimität – und der Wirklichkeit – etwa dem Scheitern dieser Suche – ausschlaggebend. Konsequenz dieser Diskrepanzhypothese ist zum Zweck der Einsamkeitsbewältigung die Alternative, entweder „das aktuelle Niveau an sozialen Bindungen [zu] heben oder die eigenen unrealistischen Wünsche und Erwartungen [zu] senken“ (29). (Diese Diskrepanz erachten sie als bei Alten geringer als bei Jungen).

Nimmt man nun an, das Erwartungsniveau würde gesenkt, so entsteht die Frage, bis zu welchem Punkt. Die Autoren würden wohl sagen: bis es im Gleichgewicht mit den erhältlichen Kontakten ist. Davon abgesehen, dass dieser Reduktionsprozess als ohne Probleme bewusst steuerbar vorausgesetzt wird und diese Senkung bzw. die Einsicht in ihre Notwendigkeit selbst schon wieder als zumindest frustrierend anzunehmen ist, schweigen sich die Autoren darüber aus, was dann geschehen soll, wenn überhaupt keine Kontakte erhältlich sind, also Isolation vorliegt. Dies würde nämlich einen Null-Level als Zielgrenze der Erwartungsreduktion bedeuten. Selbst wenn dies – mit Enthumanisierung gleichbedeutend – überhaupt möglich wäre, ist zu fragen, ob nicht gerade dieser Zustand nur Depression bedeuten kann, die aber die Autoren einer vierten Stufe von Einsamkeit vorbehalten, und zwar als Reaktion auf eine lange

anhaltende Einsamkeit. Demnach hätten chronische Diskrepanz und der Extremfall – durchaus erwartungshomogener – Isolation denselben Effekt.

Ein zweiter Kritikpunkt ergibt sich aus einer gewissen Inkonsequenz der Autoren gegenüber ihrem eigenen Ansatz: Wenn nämlich die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit das ausschlaggebende Moment darstellt, sind beide Konstituenten äquivalent und reziprok dependent. Die Autoren schreiben aber:

„Da Einsamkeit mehr in der Vorstellung des Einzelnen als in den Umständen zu suchen ist, fördert das Alleinleben an sich dieses Gefühl nicht.“ (28)

Hier wird also unzulässigerweise die kognitive Komponente gegenüber der objektiven aufgewertet. Die „Umstände“ sind ja gerade Bezugspunkt und Ausgangsniveau der Träume und somit konstitutiv für diese.

Diese Kritik kann besonders prägnant an Einsamkeitssituationen der Alten belegt werden, wenn es nur noch darum geht, einmal am Tag ein paar Worte zu wechseln – zweifellos kann dieser Anspruch nicht noch weiter reduziert werden. Die umgekehrte Möglichkeit, das faktische Beziehungsniveau zu heben, stößt bei ihnen offenbar auf erhebliche Schwierigkeiten – sonst hätte sich ihre Lage schon längst geändert. Dies beweist, dass auch der Umstand des Alleinlebens, schärfer, weil allgemeiner: des Isoliertseins, das Gefühl sehr wohl fördert.

Deshalb wäre das Modell, wenn es zur Theorie emanzipiert werden soll, gegen solche strukturellen Schwächen abzusichern, dass es systematisch porös wird, wenn sich die objektive Lage, aus welchen Gründen auch immer, nicht ändern lässt, oder wenn sich logisch-konsequent die Erwartungen Null nähern müssten.

Das Statement von SEIFERT (1980):

„[...] das Einsamkeitsgefühl ist immer mit der realen oder auch nur vorgestellten, phantasierten Verbindung zu einem Menschen, zu einem liebenden Menschen verknüpft.“ (24)

muss natürlich dahingehend korrigiert werden, dass das Einsamkeitsgefühl durchaus auch mit dem Wunsch nach Eingebundenheit in einer Gruppe verknüpft sein kann (vgl. WEISS' „soziale Isolation“ und das Konzept der Alten des „unter-Menschen-Seins“).

Davon abgesehen besteht SEIFERTs Haupthinweis darin, „dass im Einsamkeitserleben immer auf Beziehungen zurückgeblickt“ werde, also Einsamkeit an Erinnerungen sich festmacht und von einer zukunftsgerichteten Komponente konstituiert wird, die darin besteht, dass die Wiederherstellung eines solchen erinnerten Zustands ersehnt wird:

„Diese Einsamkeitsgefühle enthalten [...] trotz vieler Verzweiflung etwas Lebendiges, das sich auf die Zukunft richten kann.“ (ebd.)

Vergangenheits- und Zukunftsbezug sind nach SEIFERT also konstitutive Bestandteile des Einsamkeitsgefühls.

Zusätzlich verweist der Autor auf die Gefahr, in diesem Vergangenheitsbezug gefangen zu bleiben, sich also von Beziehungen nicht lösen zu können. Und in der Tat muss – wie LOPATA ausführt – differenziert werden danach, ob einer spezifischen Beziehung nachgetrauert wird, so dass eine möglichst identische Wiederherstellung angestrebt wird, oder ob eher an die Art und Tiefe vergangener Beziehungen Erinnerungen bestehen, so dass durch die Wiedererlangung qualitativ gleichwertiger Beziehungen geholfen wäre. Allerdings wird die Frage des Zukunftsbezuges und seiner Differenzierung gerade im Fall der Alten problematisch, wird doch zu Recht beklagt, dass „nicht mehr viel zu erwarten“ ist. Somit ist – abhängig vom Alter, Selbsthilfepotenzial usw. – die Einsamkeit des Alters eine tendenziell hoffnungs- und ausweglose. In der Sackgasse der letzten Lebensjahre *kann* nur noch die Erinnerung (und allenfalls noch das Wissen um die Irrealität des Wunsches) Komponente der Einsamkeit sein.

Ziehen wir eine kurze Zwischenbilanz der psychologischen Ansätze: Sie suchen Einsamkeit im Wesentlichen durch entwicklungspsychologische Ursachen des Gefühls, nicht verstanden zu werden, und durch Diskrepanzen zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie zwischen Erwartungsniveau und tatsächlich vorhandenen Beziehungen zu ‚erklären‘ und weisen auf Vergangenheits- und Zukunftsbezug hin. Beziehungen zwischen diesen Arbeiten und der hier behandelten Einsamkeit der Alten ließen sich nur insofern feststellen,

- als es Anzeichen für psychogene Prädisposition zu geben scheint, zu deren Annahme die Alten selbst neigen;

- als da, wo Isolation die Grundbedingung einer Einsamkeit bildet und sich Erwartungen nicht mehr weiter minimieren lassen, die Diskrepanzthese nicht mehr greift
- und drittens insofern, als Alterseinsamkeit ihre zukunftsbezogene Komponente notwendig einbüßt und dadurch vermutlich umso verzweifelter erlebt wird.

Wenden wir uns nun den soziologischen Ansätzen zu.

In einer Arbeit über „Soziale Isolation und das Image der Unverheirateten“ gibt Jenny de JONG-GIERVELD (1971) einen kurzen Hinweis auf die soziokulturell determinierte Relativität von Einsamkeit:

„A person who has few relationships will obviously experience loneliness more intensely in a society that emphasizes personal contact and friendly relations with others than will a similar person in a society that emphasizes privacy.“ (1971, 3)

Auch FROMM-REICHMANN wies schon auf die Bedeutung einer „group-conscious culture“ hin, wie dies auch LOPATA mit dem Begriff der „couple-companionate society“ tut.

Nach DREITZEL (1970), der einen theoretischen Aufsatz schrieb, kann Einsamkeit soziologisch beschrieben werden als

„ein Kontaktverlust zu den Bezugsgruppen, an denen wir unser Verhalten orientieren und die uns Möglichkeiten der Identifikation mit Relevanzbereichen des sozialen Handelns bieten, in denen wir unser eigenes Dasein als sinnvoll erleben.“ (1970, 14)

Im Grunde sieht DREITZEL Einsamkeit als die Störung oder den Abbruch von Kontakten zum Lernmilieu der Binnengruppe, die identitätskonstituierend wirkte. Aus dieser „relativen Deprivation“ kann „absolute Deprivation“ werden, wenn das Individuum in der Außengruppe diskriminiert wird und ihm der Zugang zu einer neuen Binnengruppe verweigert wird. Einsamkeit ist dann Resultat der Beschränkung der Freiheit der Wahl der Bezugsperson. Diese Restriktion der Beziehungschancen in ganz bestimmten Relevanzbereichen des Handelns bedeutet eine Reduktion des individuellen Rollenhaushalts und damit tendenziell eine durch das Verwehrtsein der gewohnten oder angestrebten Kontakte verursachte Reduktion der eigenen Identität.

Auf die Problematik von Einsamkeit im Alter bezogen könnte dies zweierlei bedeuten:

1. die Stigmatisierung eines alten Menschen innerhalb der Gruppe der Alten unter der Voraussetzung, dass diese ihm Bezugsgruppe war, einerseits, und Unzugänglichkeit der Außengruppe der nicht-alten Restgesellschaft andererseits.
2. auf einer um eine Stufe ‚mikrosoziologischeren‘ Ebene den Verlust der Primärgruppe der Familie / Ehe und beispielsweise Unzugänglichkeit einer neuen Binnengruppe wie der Tagesstättenbesucherschaft, falls diese ihn diskriminiert. In den Abschnitten über Einsamkeit in der Tagesstätte zeigte sich, dass in dieser Hinsicht ernste Gefahren der Einsamkeitsperpetuierung durch die Verwehrung des Zugangs zu einer potenziellen neuen Binnengruppe bestehen. Einsamkeit kann dann als

„der ständige, allmählich die Widerstandskraft aufzehrende Versuch, die durch die Abwesenheit des Anderen verursachte Reduktion der eigenen Identität aufzuhalten“
(ebd., 44)

bezeichnet werden – der letzte und konsequenteste ist dann im Selbstmord zu sehen.

Beginnt man den Überblick über die empirischen soziologischen Arbeiten mit denjenigen, die dieser Arbeit am wenigsten ähneln, das heißt, mit den ausschließlich aufgrund vermeintlich objektivierbarer Forscherperspektive quantifizierend-messenden, normierten Datenerhebungen (BERGER), so sind hier vor allem drei größere Untersuchungen zu nennen: die Arbeiten von TUNSTALL (1966) und TOWNSEND und TUNSTALL (1968), die die Verteilungshäufigkeit von Einsamkeit hinsichtlich aller möglichen Variablen untersuchten, deren Ergebnisse im Überblick TEWS (1974, 294-299) darstellt und deren Validität aufgrund meiner Methodenkritik bereits in der Einleitung angezweifelt werden musste. Etwas näher soll demgegenüber auf die Fragestellungen der dritten Arbeit, der BUNGARDS (1974), die aber identischen Vorbehalten unterliegt, eingegangen werden.

Er prüfte vor allem die Abhängigkeit der Einsamkeit von Isolation und fand seinen Hypothesen gemäß Einsamkeitsgefühle oft als Folge quantitativen Rückgangs der Kontakte zu Familienangehörigen, demgegenüber die zu Freunden, Bekannten und Nachbarn sich als vergleichsweise unbedeutend entpuppten. Dem widerspricht tendenziell ARLING.

Weiter lauten seine Ergebnisse, dass quantitative und qualitative Isolation zu Einsamkeit führen könne, und zwar umso stärker, je mehr äußere Umstände die Isolation erzwingen, also keine freiwillige Reduzierung der Kontakte vorliegt; dass eine durch Isolation verursachte Einsamkeit vor allem bei Diskontinuität (!) vorliege und die Diskrepanz (!) zwischen Erwartungs- realem Interaktionsniveau eine Rolle spiele. Am Schluss seiner Arbeit bedauert der Autor, die subjektive Repräsentation der Qualität und Relevanz reduzierter Kontakte nicht erfasst zu haben, befürchtet aber ein Tautologie-Dilemma, wenn er qualitative Isolation als unabhängige Variable einführt, weil dann Einsamkeit nicht mehr unbeeinflusst als abhängige Variable gemessen werden könnte. Es bleibt zu hoffen, dass diese Aporie BUNGARD die Notwendigkeit verdeutlicht, methodenkritisch zu werden und den Weg zu Ansätzen zu finden, die diesem Gegenstand adäquater als der seine sind.

Ebenfalls in die Reihe traditioneller, objektivistischer Forschung einzuordnen ist WOODWARD, über dessen 10-jähriges Projekt Material noch kurz vor Abschluss dieser Arbeit eintraf. Er definiert Einsamkeit als

„a feeling of being alone and disconnected or alienated from positive persons, places or things.“ (zit. in RICCHIARDI 1978)

Er verglich Highschool-Schüler auf dem Land, College-Neulinge, Geschiedene, alleinstehende Mütter, Ledige, Hausfrauen und Alte, die er in diesem Vergleich auf quantitativem Forschungswege als die am wenigsten von Einsamkeit Betroffenen ermittelte („Oldsters, it seems, rate the lowest on the loneliness scale“ – die Methodologie dieses Ansatzes wurde in Kapitel 1 kritisiert), was er idealisierend auf deren größere Abgeklärtheit und die Möglichkeit zufriedenen Rückblicks auf ihr Leben zurückführt. (Aus ähnlichen Überlegungen sahen RUBINSTEIN und SHAVER die Erwartungsdiskrepanz bei Alten als relativ gering an). Für das Vorhandensein von Einsamkeit unter den Alten fand er neben den Faktoren ‚Sensibilität‘, ‚Selbstwertschätzung‘ und ‚Einkommen‘ (!) vor allem ihre (Wohn-)Zufriedenheit als ausschlaggebende Variable – in welcher Wohnumgebung auch immer sie lebten (vgl. das Vermissen von Nachbarschaft in meinem Sample):

„The study found that the elderly are most likely to be lonely when they are not satisfied with their living situation.“ (ebd.)

ROSENMAYR (1958) fand in seiner Untersuchung der alten Wiener Bevölkerung Einsamkeit da, wo sie als negativ von den Untersuchten empfunden wurde (es ist zu

fragen, ob die positive Ausprägung als „Stille und Zurückgezogenheit“ und „in Ruhe gelassen werden“ überhaupt als Einsamkeit bezeichnet werden kann oder sollte), als „Verlassensein“ oder „Übriggelassen-Werden“ definiert, nach unserer Diktion also auf Desolation beruhender Vereinsamung. Er sah seine Vermutung bestätigt, dass Einsamkeit

„stärker von der Persönlichkeit selbst und ihrer unmittelbaren Umgebung und Befindlichkeit als von ihren Sozialbeziehungen bedingt sei.“ (655)

Als ausschlaggebend ist danach eine Prädisposition zu Melancholie und Depression sowie der Grad des Alleinseins in der Wohnung anzusehen.

Dass die Sozialbeziehungen weniger wichtig seien, begründet er damit, dass die Einsamkeit nicht von der Anzahl der lebenden Kinder abhing – eine etwas zweifelhafte Wahl der unabhängigen Variablen, wäre doch zum Beispiel im Falle der Kinder, wenn überhaupt, eher die Kontaktfrequenz, sodann besonders die Kontaktqualität als eventuell einflussreich anzunehmen; besonders aber die Kontakte zu gleichaltrigen Bekannten. Auch und gerade diese stellen ja wichtigste Sozialbeziehungen dar, von denen ja das Alleinsein in der Wohnung unter Umständen eine Funktion sein kann.

Helena Z. LOPATA untersuchte mit einem Methodenkonglomerat Chicagoer Witwen und stellte ihre qualitativen Ergebnisse in Bezug auf Einsamkeit, die sie mit als deren wichtigstes Problem ermittelte, in dem Aufsatz „Loneliness: forms and components“ (1969) dar; die quantitative Verteilung beschrieb sie später in ihrem Buch „Widowhood in an American City“ (1973), das dann Einsamkeit nur noch als eines unter anderen Witwenproblemen behandelte. In beiden Fällen aber untersucht sie Einsamkeit, wie sie durch *Verwitwung* entstanden ist, die damit zur zentralen Ursache wird. Andere mögliche Ursachen wie Fragen des Kontakts zu Kindern, mangelnde Sozialkontakte zu Gleichaltrigen behandelt sie mehr als zusätzlich erschwerende Bedingungen.

Im Mittelpunkt ihres Interesses steht daher die Frage, in Bezug auf welche Rollen, Eigenschaften usw. der gestorbene Ehemann vermisst wird. Die ermittelten Formen listet sie wie folgt auf: Die Witwen vermissen den Verstorbenen als

1. „a total individual, a unique person
2. an object of love
3. the person making them an object of love
4. a partner or companion in activities
5. an escort in couple-companionate interaction

6. 'someone' with whom to talk
7. a partner in a division of labor within the home or tying her to the economic or social world
8. 'someone' around whom time and work are organized
9. 'someone' around the house.

In addition many widows feel lonely for a whole lifestyle previously enjoyed [...].” (1973, 68)

All diese von ihr ermittelten Einsamkeitstypifizierungen werden in ihrem Aufsatz aus dem Jahr 1969 sehr detailliert analysiert und belegt. Auf diese soll hier nicht weiter eingegangen werden, da die reinen Desolationserfahrungen aufgrund von Verwitwung nicht Thema dieser Arbeit sind. Auch traf Einsamkeit primär aufgrund erst kürzlich erfolgter Verwitwung bei all meinen Interviewten nur auf Frau B 3 zu.

Stattdessen soll das Augenmerk auf LOPATAs mehr allgemeine Definition und Beschreibungen der Charakteristika unseres Gegenstands gelenkt werden. LOPATA geht von der Hypothese aus,

„that loneliness is a sentiment felt by a person when he defines his experienced level or form of interaction as inadequate.” (1969, 249)

Indem sie dieser These tatsächlich erfahrener Interaktion die Ebene erwarteter (oder gewohnter) Interaktion als Antithese gegenüberstellt, erklärt sie die synthetische Einsamkeit, ohne dies beim Namen zu nennen, klar aus der *Diskrepanz* (vgl. RUBINSTEIN und SHAVER) zwischen Ist- und Soll-Zustand:

„Such feelings are likely to arise when the habitual or expected depth of relations with other people is judged as temporarily or permanently unavailable, broken or underdeveloped.” (1969, ebd.)

Indem sie davon ausgeht, dass es sich bei der erhofften Kommunikation um „meaningful interaction with significant others [...] who treat the self with similar sentiments” handelt, betont sie den qualitativen Charakter der vermissten Kontakte und offenbart ihre symbolisch-interaktionistische Perspektive.

Die Unterscheidung in als zeitweilig oder permanent beurteilte Unerreichbarkeit der vermissten Kontakte baut sie später zu den Definitionen von Einsamkeit als „situational“ bzw. „chronical“ aus. Letztere, mit der sie den Zustand von Außenseitern, Stigmatisierten und Isolierten charakterisiert, behandelt sie nicht näher.

„Situational loneliness tends to be experienced most strongly by people who had been involved in more intensive relations in the past, but who have not been able to retain or reproduce that level nor to modify their expectations of such interaction.” (1973, 67)

„Bis jetzt“ müsste man ergänzen, denn wenn auf Dauer weder die Wiederherstellung gewohnter Beziehungsqualitäten gelingt noch die Erwartung reduziert oder auf zugängliche Kontakte hin umgelenkt wird, würde es sich ja um „chronische“ Einsamkeit handeln. Auf jeden Fall betont sie damit die Diskontinuität der erfahrenen Situation, die, wie gezeigt wurde, für die verschiedenen Überlebenden die verschiedensten Formen annehmen kann, je nachdem, welcher Wirklichkeitsausschnitt des Partners zur relevantesten Ebene der gemeinsamen ehelichen Interaktion wurde. Um welchen Aspekt auch immer es sich dabei handelte, bleibt das Gewohnte ohne ‚support‘ und verlangt nach dieser seiner Basis in Form von Sehnsucht und Erwartung. Diese sieht die Autorin als umso wahrscheinlicher (und damit die Einsamkeit als umso schmerzlicher) an, je persönlichkeitspezifischer und szenengebundener der Inhalt der Erinnerung ist, je schwerer sich die Situation also jemals reproduzieren ließe. Bilder werden idealisierend rekonstruiert, statt dass ein zukunftsorientierter Handlungsplan entworfen würde. Auch hier wird wieder das Fehlen jeglicher gesellschaftlicher Hilfen bei der Ablösung vom unwiederbringlich Verlorenen und der Hinwendung zu Möglichkeiten optimaler Zukunftsbewältigung deutlich.

Besonders sieht LOPATA die Gefahr von Frustration und Einsamkeit, wenn eine Witwe nicht bereit ist, ihre künftigen Kontakte auf ihre Schicksalsgenossinnen zu beschränken, andererseits aber von den Kontakten zu früheren Freundinnen, deren Ehemänner noch leben, ausgeschlossen wird.⁶⁶ Mit diesem Phänomen zusammenhängend, aber allgemeiner gefasst, sieht sie als flankierende Ursache das Phänomen allgemeinen Rückzugs gegenüber Verwitweten, das auf der latenten Annahme, dass mit Einsamen ‚etwas nicht stimmt‘ und der eigenen projizierten Angst vor demselben Schicksal beruhe und zum Meiden des Betroffenen führt – gerade dann, wenn er empathische Hilfe am nötigsten hat.

Durch die Betonung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Kernfamilie fallen als Ersatzinteraktionspartner auch die eigenen verheirateten Kinder aus. So findet sich die Witwe in einer auf Paare ausgerichteten Gesellschaft isoliert wieder. Das situative

⁶⁶ Auf das Problem von Kontakten zwischen Witwen und Ehepaaren wurde im Kapitel ‚Restriktionen‘ etwas allgemeiner eingegangen. Den Rückzug von Paaren gegenüber Witwen konnten alle Teilnehmer des VHS-Kurses bestätigen.

Syndrom wird abgerundet durch die Tabuisierung des Themas, die die Einsame zu der Überzeugung bringt, dass die Tiefe ihrer Erfahrung, wie sie sie erlebt, einzigartig ist und sie schon deshalb niemand verstehen könne. Diese Überzeugung sieht die von LOPATA zitierte FROMM-REICHMANN bereits als Bestandteil einer Witwensubkultur.

Einen rollentheoretischen Ansatz vertritt Greg ARLING (1976), wenn er zunächst den durch Verwitwung induzierten Rollenverlust der Frauen selbst und das Fehlen effektiver Sozialisationsmechanismen für diese Lebensphase beklagt. Viel freier Zeit stehen nur noch wenige Aktivitäten der Witwe gegenüber. Als elementare Aufgabe betrachtete er es, Wege zu finden, wie sich relevante Beziehungen herstellen lassen, um den gesellschaftlichen Einbezug der Witwen wieder zu erreichen. In seinem empirischen Teil untersucht er dann, welche Bedingungen die Fortsetzung alter und die Übernahme neuer Beziehungen erleichtern.

An isolierenden Faktoren ermittelt er vor allem schlechte Gesundheit und Armut (!). Günstig wirken hingegen Bildung, ländlich-kleinstädtische Umgebung sowie das Vorhandensein von Freunden und Nachbarn.

Da seine Hypothese bestätigt wurde, dass Freunde und Nachbarn, nicht aber die Angehörigen, Engagement in Aktivitäten erleichtern, plädiert er dafür, in der Familie nicht länger ungeprüft einen a priori sozialen Einbezug zu sehen.

In der Aufreihung soziologischer Arbeiten zum Thema darf freilich der Ansatz GUBRIUMs nicht unerwähnt bleiben, der wie SCHENK Diskontinuitäten, bei ihm unter dem Begriff der Desolation, als ausschlaggebende Variable untersucht und für einflussreich befindet. Auf eine breitere Darstellung wird hier verzichtet, da der Ansatz bereits unter im Kapitel 4.3 der Manifestationen ausführlich behandelt wurde.

SEABROOK (1973), der keine wissenschaftliche Arbeit vorlegt, sondern eher als journalistische Sozialreportage mosaikartig eine Fülle von Einzelporträts einsamer, aber nicht nur alter Menschen darstellt, resümiert deren Gebrauch des Wortes ‚Einsamkeit‘ wie folgt:

„It is so often used as a synonym for lack of fulfillment, unhappiness or failure in many areas of experience.“ (191)

Der Begriff wäre hiernach also als Sammelbegriff für Misserfolge und Frustrationen aller Art sehr weit gefasst; aus einem anderen, hier am Schluss zitierten Statement geht aber auch seine soziale Implikation hervor.

SEABROOK führt weiter aus, dass die, die mit Einsamkeit zu tun haben, in einer Spirale sich selbst verstärkender Isolation gefangen seien. Viele von ihnen hielten sie für ein Ergebnis persönlichen Versagens und schämten sich dafür. Ich habe in meiner Arbeit für eine derartige Selbstanklage allerdings keine Anhaltspunkte gefunden.

Dieser Selbstvorwurf-These widersprechend, meint SEABROOK dann allerdings, um überhaupt darüber sprechen zu können, suchten die Betroffenen Umstände oder Menschen, die sie dafür verantwortlich machen könnten. Der Autor schließt mit der provozierenden These:

„It may be impossible to prevent [...] bereavement or the decay of relationships but their effect on the individual may be mitigated by societies other than ours.“ (ebd.)

Zu einem meinem Kernbefund des elementar sozialbedingten Charakters von Einsamkeit im Alter, der sich in den schon zur Formel erstarrten durchgängigen Wünschen der Alten „unter Menschen sein“ bzw. „sich aussprechen“ zu wollen, niederschlägt, entgegengesetzten Ergebnis kommt DEAN, der fand, dass die Bedeutung von Einsamkeit in mittleren Jahren als Interaktionsmangel sich zum Alter hin zum Aktivitätsmangel wandelt. Dies führt ihn als Konsequenz zu der absurden Hypothese, dass für Alte Umgebungen zu schaffen seien, die Aktivität betonen und Interaktion vernachlässigen („deemphasize“) (zit. in ATCHLEY 1977, 65)

Da ja nun (als misslich empfundener) Mangel an Aktivität mit Langeweile gleichzusetzen ist, bedeutet für ihn Einsamkeit im Alter offenbar sozialneutrale Langeweile, der ja mit reiner Beschäftigungstherapie zu begegnen wäre. Der zweite Teil seiner Hypothese bedeutet nichts Geringeres, als alte Menschen in die Isolation zu führen.

Wie DEAN (1968) fragt auch GORNICK (reprint 1978) nach der Bedeutungsveränderung von Einsamkeit im Alter gegenüber jüngeren Jahren. Die Antwort einer von ihr interviewten Dame⁶⁷ macht die *tatsächliche* Bedeutungsveränderung an der Erfahrung

⁶⁷ Die Interviewten sind Besucher eines Senior Citizen Center in Brooklyn.

speziell altersgebundener Restriktionen, am Kampf gegen sie (vgl. die Einschätzung von Frau B 2) und an der durch diese erforderlich gewordenen enormen Anstrengung fest:

„When I was lonely as a girl or as a young woman I could distract myself in a hundred ways. I'd call a friend on the spur of the moment and go out, or I'd clean the house, or go to a movie, or take a walk in the park, or share my loneliness with my husband. Now it is a terrible effort to fight loneliness. My husband is dead; The friends I have left live so far away. It didn't seem so far away when I was young, but now it does. I haven't the strength to clean the house; I'm afraid to walk in the park. I feel hemmed in on all sides.” (32)

Desolation, nachlassende Körperkraft und vermutlich auch durch diese bedingte Veränderung der kognitiven Einschätzung geografischer Distanzen als unüberbrückbar sowie Gefühle der Bedrohung und Verletzbarkeit (durch geschwundene Abwehrkapazität) sind hier die Handicaps, die einem vielleicht identischen Einsamkeitsempfinden nur ex negativo, aufgrund geschwundener Resistenz, eine neue, altersspezifische Qualität verleihen.

Das zweite Verdienst des kurzen Aufsatzes der Autorin besteht in der Präsentation eines ebenso prägnanten Statements eines Mannes, der das Phänomen des Pensionstodes als Ursache seiner Einsamkeit schildert – allerdings ebenfalls gepaart mit Desolation und gesundheitlicher Restriktion⁶⁸:

„Yes, the loneliness is he killing factor. For me the loneliness began the day I stopped working. I never realized how much I'd thrown myself into my work, what a *world* my work was, until the day my work stopped. On that day I began to be lonely. But I mean *lonely*. My wife was already dead, and most of my friends were also dead. Suddenly the world had become narrow as a coffin. I sat and stared at the four walls. My eyes were beginning to go, soon I wouldn't be able to read so much either. That was when I began to want to die. (32)

Abschließend sei auf die Arbeit von PAWLETKO (1979) hingewiesen, die als einzige bisher ebenfalls Einsamkeit vom Standpunkt der Betroffenen aus erforscht. Der Autor, einer meiner Kollegen, hat im selben Forschungsprojekt mitgearbeitet, das auch Ausgangspunkt dieser Arbeit ist, und kommt insofern zu strukturell ähnlichen bis gleichen Ergebnissen. Er hätte im Rahmen dieser Arbeit wesentlich mehr Aufmerksamkeit verdient, als ich ihm zukommen ließ, wie ich selbstkritisch einräumen muss. Einen Vergleich möchte ich daher dem interessierten und forschenden Leser empfehlen.

⁶⁸ Diese Ursache ist in dieser Arbeit aufgrund des untersuchten Samples alter Frauen notgedrungen zu kurz gekommen, wäre natürlich in einer Untersuchung alter Männer zentral (in Zukunft sicher auch bei Frauen) und soll hier der Vollständigkeit und der beispielhaften Prägnanz halber wiedergegeben werden.

Schwerpunktthema seiner Arbeit sind die Anwendung des Gegenmittels ‚Tagesstättenbesuch‘ gegen Einsamkeit sowie die Sozialisierungsschwierigkeiten beim Eintritt in die Tagesstätten. Der Autor sieht die primäre Einsamkeitsursache in der Familienfixierung der Frau. Besonders dort, wo er die Problematik der Tagesstätten-Binnenstruktur schildert sowie bei seiner Darstellung des individual-kausalen Erklärungsmodells der Alten, das er „Verprivatisierung“ nennt, liegen die Parallelen seiner Arbeit zu den Befunden dieser Arbeit auf der Hand.

Eine Zusammenfassung der soziologischen empirischen und theoretischen Bruchstücke fällt nicht leicht. Versucht man, sie als Problembeschreibungen, die sich jeweils mit einem spezifischen Aspekt des Themas ‚Einsamkeit‘ beschäftigen, in etwa in der Reihenfolge ihres Stellenwertes für die Problemkonstitution zu ordnen und auf die hier ermittelten Befunde zu beziehen, so wäre etwa mit LOPATA und PAWLETKO zu beginnen. Diese Autoren sehen die Ursachen schon *vor* Verwitung bzw. Einsamkeit in der Fixierung der Frauen auf ihre Familien- und Haushaltsrolle (vgl. die von den Frauen geäußerten Ängste vor der Wiederherstellung dieser Rolle bei eventueller erneuter Partnerbindung) bzw. in den vielfältigen Rollen, die der Mann für sie erfüllte. Dann aktualisieren Veränderungen in der bisherigen Lebenssituation (GUBRIUM, LOPATA, BUNGARD), in der Regel Verwitung und der Verlust relevanter Anderer durch Tod (vgl. die Erklärungen der Einsamen) und das im Alter häufig auftretende Nachlassen der Widerstandskräfte (GORNICK, vgl. Frau B 2) latent schon angelegte Einsamkeit, die durch ausbleibende Identitätskonstitution (DREITZEL) chronisch werden kann. Das geschieht besonders dann, wenn ein Anschluss an eine neue Bezugsgruppe – etwa die Besucherschaft der Tagesstätten – (hier: durch „Cliques“) – verhindert wird, wenn Wohnunzufriedenheit (wie belegt), Geldmangel (beides WOODWARD) und schlechte Gesundheit (ARLING und wie belegt) sowie psychische Prädispositionen zu Depressionen ((DRIETOMSKY), ROSENMAYR (vgl. auch das Erklärungsmuster der Nicht-Einsamen)) für eine Aufrechterhaltung der einsamen Situation sorgen, so dass Sehnsüchte nach Ersatzkontakten nicht verwirklicht werden können und die resultierende kognitive Diskrepanz ((RUBINSTEIN und SHAVER), LOPATA, BUNGARD) das Problem verstärkt (vgl. Konfrontation mit kompletten Familien). Flankierend als soziokultureller Kontext wirkt die Paar- und Gruppenbetonung der Gesamtgesellschaft (de JONG-GIERVELD, (FROMM-REICHMANN), LOPATA).

Zweifellos ist diese Art der Zusammenfassung übers Knie gebrochen. Meine Absicht war jedoch, mit dieser kurzen Übersicht gleichzeitig zu verdeutlichen, dass die Autoren an durchaus unterschiedlichen Stellen einer Einsamkeitskarriere mit der Analyse ansetzen, so dass sich schon von daher keine unmittelbare Vergleichbarkeit, wohl aber die Chance zur Integration ergibt – und dass sich deutlich Bezüge herstellen lassen zu realen Problemaspekten, die in dieser Arbeit – aus Sicht der Alten – aufgezeigt wurden.

10. Ergebnisse und sozialpolitische Empfehlungen

Es konnte zunächst festgestellt werden, dass – wie weit verbreitet Einsamkeit auch immer unter der alten Bevölkerung tatsächlich sein mag – die weitaus meisten der Untersuchten der Meinung sind, dass Einsamkeit bei ihren Altersgenossinnen sehr weit verbreitet ist.

Die Gründe suchen die Nicht-Einsamen überwiegend bei den Einsamen selbst, während die Einsamen sowohl einen Mangel an Empathie seitens der Nicht-Einsamen beklagen, als auch, um ihre Einsamkeit zu erklären, zum Teil objektive biografische Gründe wie den Tod eines oder mehrerer Angehöriger oder Freunde anführen, zum anderen Teil subjektive Gründe nennen wie Unzufriedenheit über das Fehlen nachbarschaftlicher Beziehungen sowie das Gefühl, nicht mehr für eine verpflichtende, nützliche Aufgabe gebraucht zu werden. Dazu wurde die Vermutung geäußert, dass die Nicht-Einsamen, wenn sie die „Schuld“ beim Einsamen, und zwar in Gestalt überwiegend anlagebedingter psychischer Anpassungsunfähigkeit, suchen, mehr die Gründe dafür im Auge haben, was den einsamen Menschen daran hindert, seine Lage zu ändern, während die Einsamen dies zwar auch tun, wenn sie angeben, sich von Nicht-Einsamen unverstanden zu fühlen, zusätzlich aber in der Lage sind, Gründe dafür zu nennen, was ihre Lage erst hat entstehen lassen. Derlei außerhalb der Person der Betroffenen liegende Gründe können – so kann vermutet werden – Nicht-Einsamen umso eher zusätzlich anführen, wie sie anschauliche Fälle dieser Art in ihrem Familienkreis haben. Diese sehen sie dann in (auf Berufstätigkeit beruhendem) Zeitmangel der Kinder, in der Situation der Frau nach Verwitmung, wenn sie, von allen

bisherigen Kontakten im Bekanntenkreis abgeschnitten, kaum noch Chancen habe, diese zu ersetzen; in einem Aufbrechen latenter Einsamkeit nach Berufsaufgabe, mangelnder Finanzausstattung und ebenfalls Desolation, aber auch indirekt durch altersbedingt nachlassende empathische Potenz, die die Aufmerksamkeit des Individuums quasi aus Überlebensgründen mehr auf sich selbst konzentriert. Umgekehrt ließen sich auch Spuren dafür feststellen, dass selbst Betroffene trotz primärer Verursachung ihrer Einsamkeit durch objektiv-biografische Ereignisse und Lebensumstände latent dazu tendieren, ebenfalls das individualkausale Erklärungsmodell der Nicht-Einsamen mitzuvertreten.

Die einsamen alten Frauen leiden unter Einsamkeit an besonderen Tagen im Zeitablauf und zu besonderen Zeiten im Tagesverlauf: an normalen Werktagen morgens, am Nachmittag und abends, im Übrigen aber ganz besonders an Wochenenden und Feiertagen, und hier besonders zu Weihnachten. Es wurde deutlich, dass an den Wochenenden als ‚toten Punkten‘ im gesellschaftlichen Getriebe ein räumlich-soziales Ziel vermisst wird, auf das hin man die Wohnung verlassen könnte.

Herausgearbeitet wurde ferner, dass erst das Fehlen eines von manchen Alten vermissten Betätigungsfeldes Zeit als bedrohlich erfahrbar und durch ihr Unausgefülltsein erleidbar macht. Mehr noch als bei normalen Wochenenden handelt es sich aber bei Feiertagen symbolisch vermittelt um eine als ‚besonders‘ empfundene Zeit, die Anlass zu mancherlei Erinnerungen an ‚früher‘, d. h. an vergleichsweise als glücklich empfundene Familiensituationen, und zu kontrastierender Reflexion über ‚die, die (jetzt noch) Familie haben‘, bietet. Die anschauliche Konfrontation mit kompletten Familien oder Ehepaaren oder das ‚Wissen‘ um deren Zusammensein bildet an diesen Tagen neben dem Bewusstsein von (besonderer) Zeit und dem als Leere empfundenen Vermissten sozialer Kontaktmöglichkeiten eine Hauptkonstituente der Problematik besonderer zeitlicher Manifestation des Einsamkeitsgefühls.

Die ursprünglichen Hinweise darauf, dass besonders in Hochhäusern Einsamkeit sich manifestiere, führten zu dem modifizierten Resultat, dass die Höhe eines Hauses nicht die vermutete Rolle spielt. Der Rat war zu erteilen, sich vor einem eventuellen Einzug ein Bild von der hausinternen Kommunikation zu machen und außerdem darauf zu

achten, dass ein gewisses Potenzial gleichaltriger wie auch junger Menschen sich dort findet, damit zumindest von der Ausgangsposition her sowohl Kontakte mit ungefähren Schicksalsgefährten möglich sind als auch Gettoisierung vorgebeugt wird.

Als zweiter Ort, wo die Alten selbst Einsamkeit empfinden, wurden die Tagesstätten ermittelt, die doch ihrem Auftrag gemäß gerade zur Einsamkeitsbekämpfung eingerichtet worden sind. Hier waren es mangelhafte ‚Einführung‘ neuer Besucher durch Betreuer und Leiter, vor allem aber eine in „Cliques“ verkrustete Binnenstruktur der vorhandenen Besucherschaft, die eine Erleichterung der Situation der Neuen oftmals verhindert, diese als stabilisiert und unter Umständen durch Abweisungserlebnisse noch verschlimmert.

Unter dem Begriff ‚Desolation‘ wurden Erfahrungen des Übrigbleibens oder Verlassen-Werdens in einer Lebensphase lokalisiert, die durch Sterben von relevanten Anderen, Angehörigen und Freunden, aber auch allgemein von Gleichaltrigen geprägt ist. Allgemeiner wäre der Begriff als Diskontinuität zu fassen, die etwa auch Berufsaufgabe, Fortzüge usw. umfassen würde, doch erwiesen sich auch in den Eigenerklärungen Einsamer die Todesfälle Nahestehender als die hauptsächlichste Zäsur, die jene Gefühle, aber auch tatsächliches Alleinsein bewirkt. Konzeptuell wurde der Vorschlag gemacht, analog dem Begriffspaar der Isolation und der Einsamkeit als objektives Faktum und subjektives Leiden dem objektiven Begriff der Desolation den subjektiven der Vereinsamung zuzuordnen. Demnach wäre Vereinsamung das Gefühl des Einsam-Werdens aufgrund ‚objektiver‘ Zäsuren in der relevanten Lebenssphäre.

Das Sterben relevanter Anderer, für die schwerlich ‚Ersatz‘ geschaffen werden kann, bedeutet auch das Sterben von Identifikatoren, das flankiert durch das Bewusstsein, selbst einer der nächsten Todesfälle zu sein, und die dadurch ausgelöste Retrospektive, deren Bilanz unter Umständen nicht zu Euphorie Anlass gibt, ein Gefühl der Leere und Hilflosigkeit hinterlässt.

Die Analyse der Symptome des Auftretens von Einsamkeit ließ deutlich eine graduelle Abstufung ihrer Heftigkeit (und Dauer als Akutheit vs. Chronizität) erkennen, die eine grobe Einteilung in Entzugserscheinungen, Bilanzierungen und Existenzialkrisen

zuließ. Diese Einteilung legt die Vermutung eines Entwicklungskontinuums nahe, die als Hypothese zu prüfen wäre.

In Ihrem Kampf gegen Einsamkeit wenden die Betroffenen eine Fülle von Maßnahmen an, die, solange sie keine grundlegende Änderung der Lebenssituation verlangen, eine deutliche kommunikative Tendenz aufweisen. Ist der Punkt erreicht, bis zu dem man bestrebt ist, Kontakt aufzunehmen, beginnt aus Furcht vor einer – auf vermuteter großer Verschiedenheit der Einzelnen basierenden – mangelnden Anpassungsfähigkeit der Altersgenossinnen eine soziale Distanzierung in Erscheinung zu treten, die in der Regel etwa das Leben in Altenwohngemeinschaften als undenkbar erscheinen lässt. Auf der Suche nach Bedingungen, Einsamkeit möglichst im Keim zu vermeiden, war aufgrund der von den einsamen Alten angegebenen Ursachen ihres Gefühls unter anderem formuliert worden, dass beklagtes ständiges Alleinsein tendenziell in stetes Zusammensein zu transformieren wäre, so dass die Frage nach den Wohngemeinschaften gestellt wurde. Da andere wirksame, wenn auch einschneidende Maßnahmen fast nicht zu finden waren, muss festgestellt werden, dass jene Maßnahmen, die Einsamkeit nur übertünchen – hier ‚Gegentechniken‘ genannt – von der breiten Mehrheit angewandt werden. Zu vermuten war, dass diese sich aufgrund Routinisierbarkeit durch eine hohe Praktikabilität anbieten. In Extremfällen handelt es sich dabei um Versuche der Verdrängung, ansonsten vielfach um solitäre Beschäftigungen, die aber oft mit kommunikativer Stoßrichtung betrieben werden. Von allen Mitteln, die solitär angewandt werden, erfreut sich das Interaktion ermöglichende Telefon größter Beliebtheit. Maßnahmen, die direkten zwischenmenschlichen Austausch ermöglichen wie der Besuch von Tagesstätten, aber auch die Weiterentwicklung bestehender Angebote zu Eigeninitiativen, haben, obwohl sie zum Teil immer aufs Neue angewandt werden müssen, naturgemäß einen deutlich Einsamkeit erleichternden Effekt. Es fanden sich auch ideelle Gegenmaßnahmen in Form zeitlicher Strukturierung des Tages und lebensplanender Grundsatzentscheidungen, Durchhaltenmaximen sowie Postulate flexibler Anpassung an mögliche neue Partner.

Wenn auch die geringe Größe der Zahlen keine weiteren Schlüsse erlaubt, so konnte aufgrund eines diesbezüglichen Befundes doch die Hypothese aufgestellt werden, dass weniger Einsame oder nicht mehr Einsame eher danach streben, sich in einer

Menschenmenge zu befinden, was sie als „unter Menschen sein“ konzeptualisieren, hinsichtlich ihrer Kontakte also tendenziell quantitativ orientiert sind, und das Streben Einsamer eher dahin geht, Partner zu finden, um „sich aussprechen“ zu können – eine qualitative Orientierung.

Die angewandten Maßnahmen unterliegen zum Teil gesundheitlichen Restriktionen, die überhaupt von allen möglichen Restriktionen die entscheidenden zu sein scheinen. So konnten vier mögliche Kontakt erschwerende bis verhindernde Folgeprobleme nachgewiesen werden: Verhinderung der Einladung von Besuch, der Arbeit macht; Unplanbarkeit selbst der nächsten Zukunft; Verhinderung der Übernahme einer Tätigkeit und Einschränkung des Mobilitätsradius'. Auch die Verfügbarkeit von Geld muss aufgrund explorativer Indizien und fremder Untersuchungsbefunde als ebenso wichtige Variable angenommen werden, konnte aber in ihrer Bedeutung bei den hier Untersuchten nicht nachgewiesen werden.

Ein Teil der Befragten vermisste eine Verantwortung fordernde Tätigkeit und bedauerte, diese durch gesundheitliche Behinderungen nicht übernehmen zu können; andere Informanten, mehr aus dem Kreis der Volkshochschulkursteilnehmer, die gesundheitlich nicht gehindert wären, lehnen eine solche gerade wegen der mit ihr verbundenen Verpflichtung ab und betonen im Gegenteil ihre jetzige Unabhängigkeit. Manifestiert sich in den Positionen, arbeiten zu wollen, aber nicht zu können vs. zu können, aber nicht zu wollen, ansatzweise der Gegensatz zwischen Disengagement und Aktivität?

Erneute Partnerbindung fand sich nur zweimal und wurde von den Interviewten durch Mangel an Gelegenheit, Verhinderung durch die Kinder, Loyalität gegenüber dem verstorbenen Mann, Anpassungsproblemen und vor allem die Furcht, eine lebenslang praktizierte, als negativ erlebte Hausfrauenrolle erneut übernehmen zu müssen, als unmöglich angesehen.

Als Hemmnisse für weitergehende Bewältigungsversuche müssen ferner ein negatives Altersselbstbild sowie für weniger anspruchsvolle Versuche individuelle Hemmungen bei der Kontaktaufnahme, Heterogenität hinsichtlich des Familienstands

(Ehepaare) möglicher Kontaktpartner und die Cliquesstruktur in den Tagesstätten angeführt werden. In diesem Zusammenhang wurde geraten, dringend Schritte einzuleiten, die das die Tagesstätten betreuende Personal befähigen, sowohl Neuankömmlinge einzuführen als auch die bestehende Binnenstruktur aufzuweichen, so dass die Besucher selbst für die Neuen und ihre Situation sensibilisiert werden. Um Frustrationen vermeidende familienstandshomogene Kontaktpotenziale zu schaffen, wäre verstärkt die Schaffung von Witwen(selbsthilfe-)gruppen anzustreben. Wenn schon kaum eine echte, vor der Verwitwung einsetzende prophylaktische Sozialisation in diese Lebensphase wird durchführbar sein können, so wären doch positive Leitbilder dieses Status' zu entwickeln, die jene Gruppen beratend vermitteln könnten. Damit einhergehend wären Lernprogramme anzubieten, die die Witwe, nachdem sie in der Regel ihr Leben lang gesellschaftlich im Schatten ihres Mannes stand, befähigen, Hemmungen aller Art abzubauen, um ihr auch außerhalb von Witwengruppen die notwendige Sicherheit im Auftreten zu geben. Diese Forderung greift über in jene nach Verbesserung des Altersselbst- und Altersfremdbildes insgesamt, das, so negativ wie es jetzt ist, sowohl jene Hemmungen mitkonstituiert als auch in der Binnengruppe der Alten soziale Distanz schafft. Hier müssen die Hoffnungen primär in den derzeit vielerorts erwachsenden politischen Altenkampfbewegungen gesehen werden, die durch ihre Aktivität für eine Emanzipation der eigenen randständigen Lebensbedingungen das Bild vom alten Menschen revolutionieren werden.

Ganz besonders ist auf eine zu optimierende Gesundheitsvorsorge und ein über das bloße Existenzminimum hinausreichendes Finanzpolster zu drängen, ohne das Kontakte auf jeden Fall verhindert werden. An kleinen Maßnahmen, die aber eine große, wenn nicht im Einzelfall entscheidende Bedeutung haben können, müssen die Verbesserung der Information über die Erhältlichkeit von Informationen über altenrelevante Belange, das Gestatten von Tierhaltung wo auch immer Alte wohnen sowie deutliche Stationsansagen in Bus und Bahn gefordert werden.

Vor allem aber sind an Sonn- und Feiertagen Anlaufstellen sozialen Geschehens zu schaffen, wobei in erster Linie an die Öffnung der Tagesstätten – notfalls bei Schließen an einem Wochentag – zu denken ist. Für andere Altengruppen mit anderen Ansprüchen könnten Gesprächskreise auf diese Tage gelegt werden.

Abschließend sei an den Satz SEABROOKs erinnert, wonach es vielleicht unmöglich sein mag, Trennung und das Vergehen von Beziehungen zu verhindern, es aber wohl denkbar wäre, dass deren Auswirkungen auf die Betroffenen in anderen Gesellschaftsformen als der unseren gemildert werden könnten. Ich würde mich freuen, wenn es die Alten selbst wären, Erfolge auf diesem Weg zu erstreiten.

Literatur

- ARLING, Greg: *Resistance to Isolation among Elderly Widows*. In: *International Journal of Aging and Human Development* 7, 1/1976, 67-86.
- ATCHLEY, Robert C.: *The Social Forces in Later Life*. Belmont / Kalifornien 1977².
- BALANDIER, Georges et al.: *Solitude et Communication. Textes des Conférences et des Entretiens*. Neuchâtel 1976.
- BERGER, Hartwig: *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt 1974.
- BLANCHOT, Maurice: *Die wesentliche Einsamkeit*. Berlin 1959.
- BLUME, Otto: *Dokumentation der Lebenssituation über 65-jähriger Bürger in Berlin*. Köln 1974.
- BLUME, Otto: *Möglichkeiten und Grenzen der Altenhilfe*. Tübingen 1968.
- BLUMER, Herbert: *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus*. In: *ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit, Band 1*, Reinbek 1975², 80-146.
- BOGDAN, Robert; TAYLOR, Steven J.: *Introduction to Qualitative Research Methods*. New York 1975.
- BOWMAN, Claude C.: *Loneliness and Social Change*. In: *American Journal of Psychiatry* 112, 1955, 194-198.
- BROWN, Rollo Walter: *Lonely Americans*. New York 1929.
- BRUYN, Severin T.: *The Human Perspective: The Methodology of Participant Observation*. Englewood Cliffs / New Jersey, 1966.
- BUJARD, Otker; LANGE, Ulrich: *Armut im Alter: Ursachen, Erscheinungsformen, politisch-administrative Reaktionen*. Weinheim 1978.
- BUNGARD, Walter: *Isolation und Einsamkeit im Alter: eine sozialpsychologische Studie*. Köln 1975.
- BURTON, Arthur: *On the Nature of Loneliness*. In: *American Journal of Psychoanalysis* 21, 1961, 31ff.
- DAVIS, Richard H. et al.: *Assessing Television Viewing Behavior of Older Adults*. In: *Journal of Broadcasting* 20, Winter 1976, 69-76.
- DAVIS, Richard H.: *Audio-Visual Media and Aging Loneliness: A Recurring Theme*. In: *The Gerontologist* 17, 4/1977, 381-384.
- de JONG-GIERVELD, Jenny: *Social Isolation and the Image of the Unmarried*. In: *Sociologia Neerlandica* VII, 1, 1971, 1-14.
- DEAN, Lois R.: *Aging and the Decline of Affect*. In: *Journal of Gerontology* 17, 10/1962, 440-446.
- DENZIN, Norman K.: *The Research Act in Sociology: A Theoretical Introduction to Sociological Methods*. Chicago 1970.

- DETROIT FREE PRESS: *Brought Together in Loneliness: Oldsters Part in Bitterness*. 18.08.1959.
- DREITZEL, Hans-Peter: *Die Einsamkeit als soziologisches Problem*. Zürich 1970.
- DREWS-BERNSTEIN, Charlotte: „Ich bin hier echt zu Hause.“ WDR / NDR 1, 29.12.1977.
- DRIETOMSZKY, E.: *Zur Frage der Isolierung im höheren Alter*. In: *Aktuelle Gerontologie* 8, 2/1978, 121-127.
- EDDY, P. D. jr.: *Loneliness: A Discrepancy within the Phenomenological Self*. Adelphi College, Garden City / New York 1961, unveröffentlichte Dissertation.
- FOLEY, Joseph M.: *A Functional Analysis of Television Viewing*. University of Iowa 1968, Dissertation.
- FROMM-REICHMANN, Frieda: *Loneliness*. In: *Psychiatry* 22, 1959, 1-15
- FROMM-REICHMANN, Frieda: *On Loneliness*. In: DEXTER, Bullard M.: *Psychoanalysis and Psychotherapy*. Chicago 1959, 325-336.
- GOLDFARB, Alvin A.: *Harmful Psychological Effects of Increased Life Expectancy*. In: *Geriatric Focus* IX, 6, 1970, 5-6.
- GORDON, Suzanne: *Lonely in America*. New York 1976.
- GORNICK, Vivian: „For the Rest of Our Days, Things Can Only Get Worse“. In: GROSS, Ronald; GROSS, Beatrice; SEIDMAN, Sylvia (Hg.): *The New Old: Struggling for Decent Aging*. Garden City / New York 1978, 28-37.
- GRANEY, Marshall J; GRANEY, Edith E.: *Communications Activity Substitutions in Aging*. In: *Journal of Communication* 24, 1974, 89.
- GREGG, Peter B.: *Television Viewing as Parasocial Interaction for Persons Aged 60 or Older*. University of Oregon 1971, Master's Thesis.
- GUBRIUM, Jaber F.: *Being Single in Old Age*. In: *International Journal of Aging and Human Development* 6, 1, 1975, 29-41.
- GUBRIUM, Jaber F.: *Marital Desolation and the Evolution of Everyday Life in Old Age*. In: *Journal of Marriage and the Family* 2, 1974, 107-113.
- HARRIS, Louis and Associates Inc.: *Myths and Realities of Life for Older Americans*. In: GROSS, Ronald; GROSS, Beatrice; SEIDMAN, Sylvia (Hg.): *The New Old: Struggling for Decent Aging*. Garden City / New York 1978, 90-119.
- HARTOG, Joseph; AUDY, Ralph J.; COHEN, Yehudi A. (Hg.): *The Anatomy of Loneliness*. New York 1980.
- HERLYN, Ingrid; HERLYN, Ulfert: *Wohnverhältnisse in der BRD*. Frankfurt 1976.
- HERLYN, Ulfert: *Wohnen im Hochhaus: Eine empirisch-soziologische Untersuchung in ausgewählten Hochhäusern der Städte München, Stuttgart, Hamburg und Wolfsburg*. Stuttgart 1970.
- HESS, Beth B. *Stereotypes of the Aged*. *Journal of Communication* 24, 1974, 79.

- HILTZ, Starr Roxanne: *Creating Community Services for Widows: A Pilot Project*. Port Washington / New York 1977.
- HOCHSCHILD, Arlie Russell: *The Unexpected Community*. Englewood Cliffs / New Jersey 1973.
- HOPF, Christel: *Die Pseudo-Exploration: Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 7, Heft 2, 4/1978, 97-115.
- HORN, Karl M.: *Einsamkeit und Alter: Literaturkritische Untersuchung zum Problem der Verein-samung im Alter*. Kiel 1977, Dissertation.
- HORTON, Donald; WOHL, Richard, R.: *Mass Communication and Para-Social Interaction*. In: *Psychiatry* 19, 8/1956, 215-229.
- JOHNSON, Malcolm L.: *That was Your Life: A Biographical Approach to Later Life*. In: MUN-NICHS, J. M. A. und van den HEUVEL, J. A.: *Dependency or Interdependency in Old Age*. Leiden 1977.
- KIEF, Helga; SCHMIDT, Roland; WAGNER, Richard: *Alten-Initiativen auf der Suche nach mehr Lebensqualität*. In: GRONEMEYER, Reimer; BAHR, Hans-Eckehard: *Niemand ist zu alt: Selbsthilfe und Alten-Initiativen in der Bundesrepublik*. Frankfurt 1979, 167-200.
- KNORR-ANDERS, Esther: *Menschen im Hochhaus: Allein und doch nicht allein*. In: *Die ZEIT* Nr. 2, 04.01.1980, 39.
- KOELBEL, Gerhard: *Über die Einsamkeit: Vom Ursprung, Gestaltwandel und Sinn des Einsam-keitserlebens*. München / Basel 1960.
- KOHLI, Martin: *„Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: neue Argumente zu einer alten Kontro-verse*. In: *Soziale Welt*, Jg. 29, 1, 1978, 1-25.
- KUTNER, Bernard et al.: *Fivehundred Over Sixty*. New York 1956.
- LANGEHENNIG, Manfred: *Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen am Beispiel zweier Berliner Seniorentagesstätten*. Berlin 1976, unveröffentlichtes Manuskript.
- LEHR, Ursula: *Bericht über den 31. Jahreskongress der Gerontological Society in Washington, D.C., 25.-29.11.1979, vielfältiges Papier*.
- LOPATA, Z. Helena: *Loneliness: Forms and Components*. In: *Social Problems* 17, 2, 1969, 248-262.
- LOPATA, Z. Helena: *Widowhood in an American City*. Cambridge / Massachusetts 1973.
- LOTZ, Johannes Baptist: *Von der Einsamkeit des Menschen: Zur geistigen Situation des techni-schen Zeitalters*. Frankfurt 1957.
- LOWENTHAL, M. F.: *Antecedents of Isolation and Mental Illness in Old Age*. In: *Archives of Ge-neral Psychiatry* 12, 1965, 245-254.
- MATTHES, Joachim; SCHÜTZE, Fritz: *Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesell-schaftliche Wirklichkeit*. In: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (Hg.): *Alltags-wissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit, Band 1*, Reinbek 1975², 11-53.

- MEINEFELD, Werner: *Ein formaler Entwurf für die empirische Erforschung elementaren sozialen Wissens*. In: ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (Hg.): *Kommunikative Sozialforschung*, München 1976, 88-152.
- MENNINGER, Dieter; GÜLICHER, Gottfried: *Keiner spricht mit mir*. ARD 26.12.1978.
- MERTON, Robert K.; FISKE, Marjorie; KENDALL, Patricia: *The focused Interview: A Manual of Problems and Procedures*. Glencoe / Illinois 1956.
- MILLER, Stephen J.: *The Social Dilemma of the Aging Leisure Participant*. In: ROSE, Arnold M.; PETERSON, Warren A.: *Older People and their Social World*. Philadelphia / New Jersey 1956, 77-92.
- MOEHRMANN, Renate: *Der vereinsamte Mensch: Studien zum Wandel des Einsamkeitsmotivs im Roman von Raabe bis Musil*. Bonn 1976.
- MOUSTAKAS, Clark E.: *Loneliness*. New York 1961.
- MUNNICHES, Joep M. A.: *Loneliness, Isolation and Social Relations in Old Age: A Pilot Study*. In: *Vita Humana* 7, 1964, 228-238.
- NEUGARTEN, Bernice: *The Rise of the Young-Old*. In: GROSS, Ronald; GROSS, Beatrice; SEIDMAN, Sylvia (Hg.): *The New Old: Struggling for Decent Aging*. Garden City / New York 1978.
- NOLTING, van W.J.J. de Sauvage: *Über den psychischen Mechanismus beim Einsamkeitsgefühl*. In: BITTER, Wilhelm (Hg.): *Einsamkeit in medizinisch-psychologischer, theologischer und soziologischer Sicht*. Stuttgart 1967, 111-114.
- OBERNDORFER, Dieter: *Von der Einsamkeit des Menschen in der modernen amerikanischen Gesellschaft*. Freiburg 1958.
- PAGEL, Al: *Who are the Lonely?* In: *Sunday World – Herald Magazine of the Midlands*, 04.06.1978.
- PARPERT, Friedrich: *Philosophie der Einsamkeit*. München / Basel 1955.
- PAWLETKO, Klaus-Werner: *Einsamkeit im Alter: Am Beispiel der Besucherinnen einer Seniorentagesstätte in Berlin-Kreuzberg*. Berlin 1979, Diplomarbeit FU Berlin.
- PEPLAU, Letitia Anne, PERLMAN, Daniel: *Blueprint for a Social Psychological Theory of Loneliness*. In: COOK, Mark; WILSON, Glenn (Hg.): *Love and Attraction*. Oxford 1979.
- PEPLAU, Letitia Anne; RUSSEL, Dan; HEIM, Margaret: *An Attributional Analysis of Loneliness*. In: Frieze, D. Bar-Tal; Frieze, J. S. Carroll (Hg.): *Attribution Theory: Applications to Social Problems*. San Francisco 1979.
- PEPLAU, Letitia Anne; RUSSEL, Dan; HEIM, Margaret: *The Experience of Loneliness*. In: Frieze, D. Bar-Tal; Frieze, J. S. Carroll (Hg.): *New Approaches to Social Problems*. San Francisco 1979, 53-79.
- RICCHIARDY, Sherry: *Study Shows Teens are Loneliest Group*. In: *Des Moines Sunday Register*, 08.10.1978.

- RICHARDSON, Stephen A.; DOHRENWEND, Barbara S.; KLEIN, David: *Interviewing: Its Forms and Functions*.
- RIESMAN, David: *Die einsame Masse*. Darmstadt 1956.
- ROSENMAYR, Leopold: *Der alte Mensch in der sozialen Umwelt von heute*. In: *KZfSS* 19, 1958, 642-657.
- ROSOW, Irving: *The Social Integration of the Aged*. New York 1967.
- RUBINSTEIN, Carin; SHAVER, Philipp; PEPLAU, Anne: *Einsamkeit: Die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit*. In: *Psychologie heute* 2, 1980, 27-33.
- RUBINSTEIN, Carin; SHAVER, Phillip: *In Search of Intimacy: Surprising Conclusions from a Nationwide Survey on Loneliness & What to Do About it*. New York 1983.
- RUBINSTEIN, Carin; SHAVER, Phillip: *Loneliness in Two Northeastern Cities*. In: HARTOG, Joseph; AUDY, Ralph J.; COHEN, Yehudi A. (Hg.): *The Anatomy of Loneliness*. New York 1980.
- SCHENK, Harrad: *Kontinuität und Lebenssituation und ‚erfolgreiches‘ Altern*. In: *Aktuelle Gerontologie* 7, 1977, 301-304.
- SCHNEIDER, H. D.: *Die Bezugsgruppe als Umweltfaktor im Lebenszyklus*. In: *Aktuelle Gerontologie* 6, 1976, 573-580.
- SCHRAMM, Wilbur: *Aging and Mass Communication*. In: RILEY, Matilda; RILEY, John W.; JOHNSON, Marilyn (Hg.): *Aging and Society*. Band 2: *Aging and the Professions*. New York 1969, 352-375.
- SCHUBERT Hans Achim: *Rezension über: GRONEMEYER / BAHR (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock: Empirische Untersuchungen zur Gemeinwesenarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation*. In: *Soziologische Revue*, Jg. 3, 1980, S. 81.
- SEABROOK, Jeremy: *Loneliness*. London 1973.
- SEIFERT, Theodor: *Lernen, sich selbst zu ertragen*. In: *Psychologie heute* 2, 1980, 24-25.
- SISENWEIN, Robert J.: *Loneliness and the Individual as Viewed by Himself and Others*. New York 1964, Columbia University, Dissertation.
- STENGER, Horst: *Die Besucher zweier Seniorentagesstätten: Eine quantitativ-empirische Analyse*. Berlin 1979, unveröffentlichtes Manuskript.
- SULLIVAN, Harry S.: *The Interpersonal Theory of Psychiatry*. New York 1953.
- TEWS, Hans-Peter: *Soziologie des Alters*. Heidelberg 1974².
- TOWNSEND, Peter: *The Family Life of Old People*. London 1957.
- TOWNSEND, Peter; TUNSTALL, Sylvia: *Isolation, Desolation, and Loneliness*. In: SHANAS et al.: *Old People in Three Industrial Societies*. New York 1968, 258-287.
- TREANTON, Jean-René: *L'adaptation des Personnes Agées à la Vie Urbaine*. IV. *Congrès International de Gérontologie*. Meran 1957, 7.
- TUNSTALL, Jeremy: *Old and Alone: A Sociological Study of old People*. London 1966.

WEIGERT, Edith: *Loneliness and Trust: Basic Factors of Human Existence*. In: *Psychiatry* 23, 1960, 121-131.

WEISS, Robert: *Loneliness: The Experience of Emotional and Social Isolation*. Cambridge / Massachusetts 1974.

WENKE, Bettina: *Vereinsamung im Alter*. In: SCHULTZ, Hans-Jürgen (Hg.): *Einsamkeit*. Stuttgart 1980, 190-201.

WENNER, Lawrence: *Functional Analysis of TV Viewing for Older Adults*. In: *Journal of Broadcasting* 20, 1976, 79-88.

WHITEHORN, J. C.: *On Loneliness and the Incongruous Self-Image*. In: *Annals of Psychiatry* 1, 1961, 15-17.

WILLIAMS, Lula M.: *A Concept of Loneliness in the Elderly*. In: *Journal of the American Geriatrics Society*, Band 26, 4, 1978, 183-187.

WOOD, Margret: *Paths to Loneliness*. New York 1953.

WOODWARD, Harriette; GINGLES, Ruby; WOODWARD, John C.: *Loneliness and the Elderly as Related to Housing*. In: *The Gerontologist*, Volume 14, Issue 4, August 1974, 349-351

WOODWARD, John C.: *Loneliness and the Over 60 Age Group*. In: *Sektions-Sitzungs-Abstract Band 3 des IX. Internationalen Gerontologie-Kongresses Kiew 1972*, 374.

YOUNG, Thomas J.: *Use of the Median by Older Adults*. In: *American Behavioral Scientist*, Vol. 23, Nr. 1, 09/10 1979, 119-136.

Anhang

Der Interview-Leitfaden

Zu Kapitel 3:

0. Was verstehen Sie unter Einsamkeit?
 1. Meinung: Eher Viele oder eher Wenige betroffen?
 2. Woraus geschlossen, was beobachtet?
 - a. Falls konkrete Fälle: Was zeichnet die aus, worin besteht deren Einsamkeit?
 - b. Falls Generalisierung: Wodurch Schluss auf nicht beobachtete Fälle?
3. Wird im Bekanntenkreis über Einsamkeit gesprochen?
 - a. Falls ja: wo, wie oft, mit wem ...
 - b. Falls ja und konkrete Klagen: Was wurde geantwortet?
 - c. Falls nein: Woher dann Wissen um Einsamkeit Anderer?
 - d. Falls nein: Was meint man, warum nicht?
 - e. Falls nein: Was passiert, wenn doch?
 - f. Falls nein: Unter welchen Umständen, in welchen Situationen, in welcher Form ist es möglich?

Zu Kapitel 4:

1. Gibt es Zeitpunkte, an denen man (besonders / schon mal ein bisschen) empfindet, einsam zu sein?
2. Wie ist es an Wochenenden / Feiertagen?
Gefühl, wenn Wochenenden / Feiertage bevorstehen?
3. Welcher Unterschied wird zwischen Wochenenden und Feiertagen gesehen?
4. „Was machen Sie eigentlich an Wochenenden / Feiertagen?“
5. „Was möchten Sie gerne an Wochenenden / Feiertagen machen?“
6. Verwandte in der Stadt?
Falls ja: Sieht man sich an Wochenenden / Feiertagen?
7. Schon mal daran gedacht, jemanden zu sich nach Hause einzuladen?
8. Falls „lange Tage“: Was macht sie so lang? / Welche Tage sind nicht lang?

9. Wie war es früher? Wann wurde es anders?
10. (Bis) wann war das, als es noch anders war?
11. Wodurch hat sich das wann geändert?
12. Wie lange verwitwet?

-
1. „Gibt es bestimmte Orte, wo Ihnen Gefühle der Einsamkeit besonders begegnet sind?“
 2. „Wie war das Gefühl, als Sie zum ersten Mal in die Tagesstätte gekommen sind?“
 3. „Wie haben Sie da Anschluss gefunden?“ / Begrüßung durch die Leiterin?
 4. Fester Tisch? Falls ja: Erzählen lassen!
 5. Kann von fester Tischgemeinschaft gesprochen werden? / Hat man Freundschaften geschlossen?
 6. „Ist jemand dabei, mit dem Sie sich mal richtig aussprechen können?“
 7. Falls ja: Hat diese Dame Sie schon mal zu Hause besucht?

Falls ja: Hat sie Sie auch besucht, als Sie mal krank waren?

Falls nein: Hat sie Sie auch nicht besucht, als Sie mal krank waren?

(Waren Sie da zu Hause oder im Krankenhaus?).

Falls ja: Hat sie Sie sonst noch jemand besucht, als Sie krank waren?

Falls nein: Hat sie Sie auch sonst niemand besucht, als Sie krank waren?

Falls ja: War das jemand, der sonst nicht kommt?

- aus dem Haus
- aus der Tagesstätte
- Verwandte?

8. Haben *Sie* schon mal jemanden besucht als er/sie krank war?

Falls ja: Jemanden, den man sonst nicht besucht?

- aus dem Haus
- aus der Tagesstätte
- Verwandte?

-
1. *Klärung*: Wohnen im Hochhaus?

Falls ja: „Ich habe immer wieder gehört, dass geklagt wird, dass man im Hochhaus keinen kennt – wie sind da Ihre Erfahrungen?“

Falls ja: „Ist es schon mal passiert, dass jemand starb und die Nachbarn oder Sie haben es nicht gemerkt?“

2. „Würden Sie sagen, bevor Sie in die GS zogen, hatten Sie mehr Kontakt in dem Haus, in dem Sie wohnten?“

Falls ja: Worin bestand er?

Falls ja: Wie hat er sich ergeben / entwickelt?

Falls ja: Wie erklären Sie sich den Unterschied?

Klärung: Was für ein Haus war das früher?

Falls ja und falls Kontakt als Besuch definiert:

„Dass Sie jetzt im Haus weniger Kontakte haben, bedeutet dies mehr, dass Sie jetzt weniger besucht werden, oder ist es eher so, dass Sie selbst jetzt weniger andere Leute besuchen?“

3. „Manche sagen, dass man sich nicht kennenlernt im Hochhaus liege an den Fahrstühlen. Könnte das sein?“
4. Kommt Besuch aus der alten Wohngegend?
5. Gehen Sie noch zu Bekannten dort?
6. Neue Bekanntschaften in der GS gemacht?

Falls ja: Wann, wo, wie zustande gekommen?

Falls ja: Aktiv /passiv oder 3. Orte?

7. Verhältnis zu ‚Angesprochen-werden-im-Park‘?

-
1. Haben Sie schon mal das Gefühl gehabt, einfach so ‚übrigzubleiben‘?
 2. Wie kam das? / Was war da mit den Bekannten / Verwandten?
 3. Wenn Sie mal vergleichen: Wie würden Sie Ihr Leben, die Zeit vor X und heute beschreiben?
 4. Wie sind Sie damit fertig geworden?

Neue Menschen kennengelernt ...

Mit neuen Beschäftigungen begonnen?

Zu Kapitel 5:

1. Wie ist das, wenn man einsam ist?
Wie wirkt das auf Sie?
2. Das, was Sie schildern, tritt das zu besonderen Zeitpunkten oder Anlässen auf oder ist das eher jeden Tag so?
3. Glauben Sie, es wird mal anders werden?
Was müsste da geschehen?
4. Was Sie geschildert haben, ist das eher eine leichte Empfindung oder ist sie ziemlich heftig?
5. Falls „Grübeln“: Semantik ausloten!
6. Falls „Sinn des Lebens“: Indikatoren auf Sinn dieses / eigenen Lebens?
7. Falls „Denken an früher / Zukunft“: An was genau? Eigenes Leben?
8. Falls „Denken an früher“: Wird dadurch Ihr Einsamkeitsgefühl gemildert oder eher noch schlimmer?
9. Haben Sie manchmal „Langeweile“?
Falls ja: Wie ist es dann mit der Einsamkeit?
Falls nein: Also Einsamkeit, obwohl Sie sich gut beschäftigen können?
10. Falls „was tun“: Was am liebsten?
Folgt Praxis?
Falls egal: Was de facto?
11. *Beobachtung*: Reduktion Anspruchsniveau an Kontakte mangels Alternativen?
12. Falls „Langeweile“ genannt: Kennt man Leute, die von sich behaupten „keine Zeit“ zu haben?
Falls ja: Wie erklärt man sich das?
13. Falls Wunsch nach Kontakt:
„Unter Menschen sein“ vs.

„Sich aussprechen können“?

14. Falls Wunsch nach Kontakt: In welchem Alter sollten die Menschen sein?

Zu Kapitel 6:

I. Beschäftigungen

1. Wenn Sie sich einsam fühlen, was machen Sie dann?

2. Welcher Gebrauch von

- Telefon
 - Radio
 - TV
 - Alkohol
 - Lesen
 - Spazieren
 - Handarbeit
 - Hausarbeit
 - Kreuzwörterrätsel
 - Tiere
 - Blumen
 - Kurse
 - Schlafen
- akustisch vs. inhaltlich
akustisch vs. inhaltlich
Augen?
Beine, Wetter?
Augen?
- über aktuellen Einsatz
hinaus andauernde
Wirkung?
- Schon mal daran gedacht, etwas länger zu schlafen?

3. Wie steht es mit dem Tagesstättenbesuch?

„Besser-als-gar-nichts“-Haltung?

- a. Wie oft, wie regelmäßig?
- b. In akuten Einsamkeitssituationen oder routinemäßig?
- c. Verschwinden des Einsamkeitsgefühls, Abschwächung, Konstanz?
- d. Ist es besser, in die Tagesstätte zu gehen als etwas anderes von 1. und 2. zu machen?
- e. Wird die Tagesstätte an Wochenenden / Feiertagen vermisst?
- f. Was wäre, wenn es keine Tagesstätte gäbe?
- g. Gefühl auf dem Weg von der Tagesstätte nach Hause?

II. Strukturierung

1. Einteilung des Tages nach festem Schema oder Planung von Tag zu Tag neu?

Falls Schema: Bewusst / explizit, um ihn in Portionen handhabbarer zu machen?

Falls Schema: ‚Immer schon‘, so gewohnt oder relativ neu seit Einsamkeitsproblem?

Falls neu: Selbst entdeckt / entwickelt oder Anstöße von außen?

Wenn von außen: Woher? Von wem?

2. Hat diese Einteilung / Planung Einsamkeit erträglicher gemacht?
Erfahrungen?

III. Möglichkeiten prinzipieller Aufhebung

Mal gedacht an

- Wiederbindung an einen neuen Partner
- Alten-WG
- Selbstinitiierte Aktivitätsgruppe
- Übernahme einer Tätigkeit usw.?

Zu Kapitel 7:

I. Geld

A. Besuche

1. Hat man Bekannte, die man gelegentlich zu sich einlädt?

Wenn ja: wie oft?

Wenn ja: Wie viele Personen?

2. Unterscheidung ‚große‘ Einladung vs. kleine, informelle Treffs, Tasse Kaffee?

3. Wird auf Balance geachtet?

Falls ja: Wegen Geld?

4. „Wenn Sie zu sich einladen, überlegen Sie dabei, was es kosten wird?“

Falls ja: Was darf die Einladung kosten?

- Absolut?
- Bezug Zeitraum?
- Bezug Person?
- Bezug Einkommen? %?

Falls ja: Wie viele Personen sind zu verkraften?

Wie oft kann so etwas bei Ihnen stattfinden?

Falls ja: Wenn Sie merken, dass eine Einladung Ihre finanziellen Kräfte übersteigen würde – verzichten Sie dann auf die Einladung?

Falls nein: Warum nicht?

Zu 1.: Wenn ja:

5. Warum sprechen Sie überhaupt Einladungen aus?
6. Beobachtung: Wird Verbindung zu Einsamkeit hergestellt?
7. Wie wirkt so eine Einladung auf Ihre Einsamkeits-Gefühle?

B. Ausgehen

1. Fällt es Ihnen manchmal schwer, eine Einladung anzunehmen, weil sie mit Kosten verbunden ist (Geschenk, Fahrgeld)?

2. *Klärung*: Wird ausgegangen?

Falls ja: Wohin, wie oft, mit wem / allein?

Falls ja: Richtet sich die Auswahl des Ziels nach dessen Kosten (abs.) oder Preisgunst (rel.): Was wird für Eintritt geboten) Garderobe, Toilette frei)?

3. Überlegung: Wenn ich verzichte, kann ich einen Tag davon leben?

II. Krankheiten

1. Als Sie mal krank waren ... /
Jetzt, wo Sie krank sind ...
...kamen / kommen Sie da weniger mit anderen Menschen in Kontakt?

2. Kamen / kommen die Leute, die Sie früher besucht haben, da / jetzt mehr zu Ihnen?

3. Wird aus gesundheitlichen Gründen weniger rausgegangen oder nicht mehr so weit?

(z. B. nicht mehr gut laufen können, Angst zusammenzubrechen, schlechte Augen (Bordstein / Stufen))

Falls ja: Wen traf man sonst draußen öfter, den man nun nicht mehr trifft?

Beobachtung: Anzeichen des Aktiv-sein-Müssens für das Image, Gruppennorm?

Falls ja: Umgang mit Krankheiten, Handicaps?

III. Arbeit

1. Haben Sie schon mal auf eine Einladung verzichtet, weil so ein Besuch doch allerlei Arbeit mit sich bringt?

Falls ja: Welche Arbeiten schrecken ab?

Falls ja: Seit wann überlegt man sich das schon mal?

Falls nein: Fällt es dennoch schwer?

Falls ja: Kann man nicht oder will man nicht?

Falls ja: Gehen Sie dafür mehr Andere besuchen?

Oder ist es eher so, dass Sie nun auch von anderen weniger eingeladen werden?

Falls ja: Ist das peinlich gegenüber denen, die man sonst einladen würde oder ist das egal?

Falls nein: Backen Sie Kuchen selbst?

Falls nein: Wird vorher die Wohnung gereinigt?

2. Treffen Sie sich aus solchen Gründen gerne in der Tagesstätte oder einem Café, wo Sie keine Arbeit haben?
3. Oder würden Sie eher sagen: Es kommt ja sowieso kein Besuch, dadurch habe ich wenig Arbeit?

Falls ja: Vergrößert die wenige Haushaltsarbeit die Langeweile?

Falls ja: Und diese die Einsamkeit?

IV. Individualisierung

1. Wie finden Sie eigentlich andere alte Menschen?

2. Würden Sie von sich sagen, dass Sie eher deren Bekanntschaft suchen oder eher meiden?

Falls meiden: Warum?

3. Was ist für Sie wichtig, wenn Sie einen anderen alten Menschen kennenlernen, wie muss der sein?

Falls „sympathisch“: Was wird darunter verstanden?

4. Wie wichtig ist Sympathie bei Bekanntschaften?
5. Was haben denn alte Menschen im Allgemeinen so für Eigenschaften?
6. Glauben Sie, dass man im Alter mehr als in der Jugend ganz persönliche Eigenschaften und Bedürfnisse hat und daher alte Menschen untereinander sehr verschieden sind?
7. Mal anders gefragt: Ist es Ihrer Meinung nach bei alten Menschen in höherem Maß als bei Jungen erforderlich, dass Gemeinsamkeiten bestehen, damit eine Bekanntschaft zustande kommt?
8. Sind Sie im Laufe der Zeit in der Auswahl Ihrer Bekanntschaften wählerischer geworden?
9. Beschäftigen Sie sich in Gedanken mit dem Schicksal Ihrer Altersgenossinnen oder würden Sie eher sagen, es muss ja doch jeder sehen, wie er klarkommt?
10. Wenn es Menschen in Ihrem Alter schlecht geht, wie wirkt das auf Sie, was empfinden Sie da?
11. *Diskussionsanreiz*: Man hört jetzt so viel davon, dass Wohngemeinschaften für alte Menschen eingerichtet werden sollen ...

Hinweis auf Möglichkeit gegenseitiger Hilfe ...

V. Verkehr

1. Wie finden Sie die BVG?
2. Was macht Ihnen zu schaffen, wenn Sie Bus oder U-Bahn benutzen wollen?
3. Ist es denkbar, dass Sie wegen ... mal auf eine Fahrt verzichten oder nehmen Sie diese Schwierigkeiten in Kauf?
4. Wenn Sie fahren – wohin fahren Sie da zum Beispiel?
5. Ist die BVG zu teuer?

VI. Wetter

1. Gibt es Orte, wohin Sie im Sommer, aber nicht im Winter gehen?

2. Würden Sie sagen, der Winter (Herbst) ist eine ‚schwere‘ Jahreszeit für alte Menschen?

Falls ja: warum?

Falls Spaziergänge: Nur bei gutem Wetter?

Falls ja: Was als Ersatz?

Zu Kapitel 8:

1. Meinung: Wie entsteht Einsamkeit?

I. Individualisierung

2. *Klärung*: Selber einsam?

3. Manche sagen, wer einsam ist, ist „selbst dran schuld“.

Falls auch der Meinung: Was haben Sie beobachtet?

Falls Beobachtung: Wie erklärt man sich das Beobachtete?

Falls Beobachtung: Womit wird ggf. verglichen?

Worauf wird ggf. bezogen?

(Z. B. Angebote, man selbst?)

Falls auch der Meinung: *Diskussionsanreiz*:

‚objektive‘ Hinderungsgründe?

Falls nicht der Meinung: Woran liegt es dann?

(Ggf: im eigenen Fall?)

Falls selber einsam: „Was meinen Sie, wie kommt es, dass manche sagen, sie seien nicht einsam?“

II: Hochhäuser (Ggf. hier wieder aufnehmen)

III. Verwandte

1. *Klärung*: Verwandte vorhanden?

Falls ja: – wer

– wo

– wann sieht man sich

– wie oft sieht man sich

– aktiver / passiver Besuch

2. Was wäre, wenn keine Verwandten vorhanden wären?

3. Was glauben Sie, wie es denen ergeht, die keine Verwandten haben?

4. Wird jemand gekannt, der ohne Verwandte ist, die ihn besuchen?

Falls ja: denjenigen / diejenige schon mal eingeladen?

Falls ja: – auch während Präsenz eigener Verwandter?

– auch an Feiertagen / Wochenenden?

Zu 1.: Falls nein: a. Werden sie vermisst?

b. „Glauben Sie, dass die besser dran sind, die Verwandte haben?“

c. Schon mal von jemandem eingeladen worden, der / die Verwandte hat?

Falls ja: Auch in Präsenz dessen / deren Verwandter?

Falls ja: Auch an Wochenenden / Feiertagen?

Für alle:

5. „Ist es eigentlich nicht egal, ob man von Verwandten oder ob man von Freunden oder Bekannten besucht wird?“

6. „Wenn Sie eine Dame kennenlernen, die noch verheiratet ist, ist da in der Bekanntschaft irgendetwas anders, als wenn diese Dame auch verwitwet wäre?“

7. „Wenn Sie jemanden kennenlernen oder einen Kontakt knüpfen wollen, achten Sie da ein bisschen darauf, ob diese Person auch verwitwet ist?“

Das Anschreiben

Holger Holzschuher

Berlin, den

Sehr geehrte Frau

gewiss werden Sie sich wundern, wer Ihnen denn da einen Brief schreibt.

Nun, es ist einer der jungen Männer, die seit nunmehr zwei Jahren die Freizeitstätte am Joachim-Gottschalk-Weg besuchen. Mein Name steht oben im Briefkopf. Sollten Sie nicht wissen, welches Gesicht zu diesem Namen gehört, bitte ich Sie, sich an der Stirnseite des Tagesstättenraumes die Fotos von unseren Gesichtern anzusehen, die wir dort aufgehängt haben.

Jetzt will ich Ihnen sagen, warum ich Ihnen schreibe.

Wie wir Ihnen gesagt haben, besuchen wir die Tagesstätte, weil wir durch das persönliche Gespräch mit Berliner Senioren etwas über ihren Alltag erfahren wollen, also zum Beispiel, mit welchen Tätigkeiten die Senioren den Tag ausfüllen, wo der Schuh drückt, welchen Hobbys sie gerne nachgehen, was sie von der heutigen Jugend halten usw.

Andererseits müssen wir alle zur Beendigung unserer Studien eine schriftliche Arbeit für die Universität anfertigen. Ich möchte Sie nun bitten, mir eben hierbei zu helfen.

Wie Sie das können? Viele von Ihnen habe ich klagen hören, das Schlimmste am Alter sei die Einsamkeit. Dies möchte ich daher näher untersuchen. Denn man muss sich doch fragen, wie kommt es, dass einer einsam ist und ein anderer nicht? Wie entsteht also Einsamkeit? Was fühlt man, wenn man einsam ist und wie könnte man Abhilfe schaffen? Meine Bitte an Sie wäre also, mir ein Gespräch zu gewähren, in dem Sie mir schildern, wie es bei Ihnen ist. Vielleicht sagen Sie jetzt: Ja, aber ich bin doch gar nicht einsam! Macht nichts! Auch dann möchte ich mit Ihnen sprechen, um zu sehen, was bei Ihnen anders ist als bei anderen, so dass Sie nicht einsam sind. Das könnte später mal denen helfen, denen es nicht so gut geht wie Ihnen. Doch wie auch immer, Sie hätten in mir einen aufmerksamen Zuhörer und ich garantiere Ihnen, dass alle Ihre Mitteilungen anonym bleiben würden.

Sie fragen sich vielleicht auch: Ja, aber warum erhalte gerade ich diesen Brief und meine Freundin vom selben Tisch nicht? Dies ist nur deswegen so, weil alle Besucher der Tagesstätte viel zu viele wären; ich muss also auswählen. Und diese Auswahl beruht auf bestimmten Kriterien wie Jahrgang, Wohngebiet, Familienstand. Das ist das ganze Geheimnis.

Ich werde Sie demnächst mal auf meine Bitte hin ansprechen. Sie können mir ohne Angabe von Gründen ‚nein‘ sagen. Falls Sie jedoch in ein Gespräch einwilligen, worüber ich mich außerordentlich freuen würde, weil Sie mir damit sehr helfen würden, könnten wir bei dieser Gelegenheit dann alles Nähere besprechen, also wann, wo und wie lange wir uns mal zusammensetzen. Auch Fragen Ihrerseits werde ich gerne beantworten.

Bis dahin seien Sie freundlich begrüßt von Ihrem

Holger Holzschuher

Abkürzungsverzeichnis

A 0	Pretest-Interview
A 1 bis A 8	Die Interviews der ersten Serie
B 1 bis B 7	Die Interviews der zweiten Serie
ExGs	Explorationsmaterial aus der Tagesstätte Gropiusstadt
ExKr	Explorationsmaterial aus der Tagesstätte Kreuzberg
F/W	Feiertage / Wochenenden
FR	Frankfurter Rundschau
GS	Gropiusstadt
HH	Holger Holzschuher
KDA	Kuratorium Deutsche Altershilfe
ÖPNV	Öffentlicher Personennahverkehr
SFB	Sender Freies Berlin
STS	Seniorentagesstätte
TS	Tagesstätte
VHS	Volkshochschule
WDR	Westdeutscher Rundfunk